

Aufn.: G. Ringl

Nevado Sarapo (6143 m), Huayhuash-Kette (Peru), Erstersteigung durch die Andenexpedition 1954 des ÖAV



Jahrbuch
des
Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 80)

1955

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

1955

2. Lw.

10.901 / 80
✓

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



30.1.1956: (ed. 81 (1955)) -

Di

Kte
Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27

Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite	Tafel
1. W. Fraig: Die Silvretta-Gruppe	5—28	1, 2
2. K. Finsterwalder: Namen und Siedlung in der Silvretta	29—41	
3. R. Wisniewer: Das Bergland des Tappenfers in den Radstättler Lauern	42—52	3, 4
4. R. Hüttig: Lauernland nördlich der Mur	53—57	5
5. L. Köll: Bergsteigen und Skifahrten auf den Ortlerbergen	58—72	6, 7
6. R. Krall: In den Seealpen	73—79	
7. J. Lich, H. Heuberger und S. Föchter: Tschö Dhu 1954	80—102	8, 9
8. M. Nebitsch: Deutsch-Österreichische Himalaya-Karatorum-Expe- dition 1954	103—115	10, 11
9. G. Rathjen: Der afghanische Hindukusch	116—122	12
10. S. Kinzl: Neues aus der Huayhuash-Kordillere (Peru)	123—131	Titelbild, 13, 14
11. R. Strobel, S. Seligmann und D. Rahr: Bergfahrten um den Kessel von Londo (Corsica)	132—138	
12. G. Hahn: Neufahrten in der Tinto-Gruppe	139—141	
13. G. Troll: Über das Wesen der Hochgebirgsnatur	142—157	
14. S. Kinzl: Die wissenschaftlichen Alpenvereinshefte	158—160	

Bilder:

- Titelbild:** Nevado Sarapo (6143 m), Huahhuash-Kette (Peru), Erstersteigung durch die Andenlandfahrt 1954 des O.A.B. (Aufn. J. Kitzl)
- Tafel 1.** In der Vorarlberger Silvretta: Die Tizner-Seehorngruppe im Abendlicht, von Nordwesten gesehen. (Aufn. G. Luz)
- Tafel 2.** Oben: In der Tiroler Silvretta: Jahnspitze und Pauldeturm über dem Kronenferner vom Fuße des Kluchthorns. (Aufn. J. A. Schäfer)
Unten: Aus der Schweizer Silvretta: Der Silvrettagletscher mit Gletscherkamm, Torwache und Verflankhorn von Norden. (Aufn. S. Berni)
- Tafel 3.** Tappentar: Blick vom Weißgrubenkopf auf Faulkogel und Mosermandl. (Aufn. Dr. Pietich)
- Tafel 4.** Tappentar: Wildkarhöhe vom Rothorn (im Hintergrund die Hohen Tauern). (Aufn. R. Wismeyer)
Unten: Tappentarseehütte. (Aufn. R. Wismeyer)
- Tafel 5.** Niedere Tauern: Rudolf-Schober-Hütte (1650 m) gegen Schöberkogel (2502 m), Sauofenspitze (2405 m) und Stifflleit (2509 m). (Aufn. J. Martin)
- Tafel 6.** Krügerspitze (3856 m) von der Schaubachhütte aus gesehen. Links das Königsloch mit dem Königsmandl, rechts der Mitscherkopf. (Aufn. G. v. Troyer)
- Tafel 7.** Oben: Monte Zedru, 3710 m und 3735 m. (Aufn. G. v. Troyer)
Unten: Ortler (3900 m). (Aufn. G. v. Troyer)
- Tafel 8.** Der Ticho Dyu vom Handels- und Pilgerweg aus, der über den Rangpa La führt. (Aufn. Österr. Ticho Dyu-Expedition)
- Tafel 9.** Oben: Ticho Dyu: P. 7200 südwestlich des Ticho Dyu (Aufn. Österr. Ticho Dyu-Expedition)
Unten: Ticho Dyu: Abstieg vom Lager III über den Westgrat des Ticho Dyu. Blick nach NW. (Aufn. Österr. Ticho Dyu-Expedition)
- Tafel 10.** Karakorum: Die „Baturamauer“ mit den höchsten Spitzen. Im Bilde rechts der von uns erstiegene Hochgipfel. (Aufn. Döhre)
- Tafel 11.** Karakorum: Ostliches Baltarjal. (Aufn. Döhre)
- Tafel 12.** Hindukusch: Der Koh-i-Baba (5140 m)
- Tafel 13.** Yerupajá (6634 m), im Vordergrund der See Garhuatocha (4138 m). (Aufn. S. Heberli)
- Tafel 14.** Oben: Buscanturpa-Stock von Südwesten, links der Nordgipfel (5652 m), rechts der Südgipfel (5550 m). (Aufn. S. Heberli)
Unten: Strishanca chico (5467 m) von Südwesten. (Aufn. E. Schneider)

Kartenbeilage:

Blatt „Silvrettagruppe“ 1:25.000 der A.B.-Karte, hergestellt und vervielfältigt durch das Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen (Landesaufnahme) in Wien unter Verwendung der Österr. Karte 1:25.000 und der Aufnahmen zur Landeskarte der Schweiz. Änderungen, Ergänzungen und Nachträge laut Bearbeitung des Österr. Alpenvereins. Herausgegeben vom Österr. Alpenverein, mit einem Druckaufschuß des Deutschen Alpenvereins.

Die Silvretta-Gruppe

Eine bergsteigerische Betrachtung im Jahre 1955
Mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Anteiles
zwischen Zimber- und Gargellentäl

Von Walther Flaig

Diesem Jahrbuch 1955 des Alpenvereins liegt eine „Karte der Silvretta-Gruppe“ 1:25.000 an. Diese Beilage verlangte und bestimmte die nachfolgenden Begleitworte und deren Form und Inhalt, denn so wie diese Karte, „herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein mit einem Druckkostenzuschuß des Deutschen Alpenvereins“, vor allem für die Mitglieder der Alpenvereine, also für Bergsteiger im weitesten Sinne bestimmt ist, so ist auch diese Betrachtung ausschließlich vom Standpunkt des Bergsteigers verfaßt und besonders auf diesen österreichischen Anteil abgestimmt. Man erwarte also keine Monographie, keine Einzelbeschreibung jedes Gipfels und Tales sondern eine Übersicht vor allem über jene Gebiete, die auf der Karte dargestellt sind und durch den Hüttenbesitz und die Arbeitsgebiete der Alpenvereinssektionen unser besonderes Interesse verdienen. Dies darf aber natürlich nicht davon abhalten, die Gesamtheit der Gruppe wenigstens soweit darzustellen, daß die besondere Stellung des österreichischen Anteils und des Karteninhaltes sichtbar wird.

Es ist ja eine der besonderen Eigenheiten der Silvretta-Gruppe, daß sie eine „Grenzgruppe“ ist und zwar in vielfachem Sinne. Zum ersten verläuft über den Silvretta-Hauptkamm oder doch über seinen größten Teil die Staatsgrenze zwischen Österreich im Norden und der Schweiz im Süden. Zum zweiten ist der österreichische Anteil der Gruppe durch die Ländergrenze zwischen den zwei westlichsten Bundesländern Tirol und Vorarlberg noch einmal untergeteilt, so daß innerhalb der zwei Staaten auch drei Länder — Graubünden, Tirol, Vorarlberg — hier zusammenstoßen, wie dies ja in dem einzigartigen Markstein der Dreiländerspize so schön sichtbar wird. Zum Dritten deckt sich diese Ländergrenze Tirol-Vorarlberg, in Verbindung mit einer südwestlichen Fortsetzung, mit der europäischen Wasserscheide zwischen Rhein (Ill) und Donau (Inn), die teilweise auch eine Wetterscheide ist. Und schließlich verläuft entlang dieser Wasserscheide bzw. von der Dreiländerspize an entlang dem östlichen Hauptkamm die Sprachgrenze zwischen den ladinisch sprechenden Rätoromanen des Unterengadins auf der einen und den deutschsprechenden Alemannen und Walsern des Schweizer Präti-gaus, des Vorarlberger Montafons und des Tiroler Paznauns auf der anderen Seite.

Alle diese Grenzen verlaufen, sich kreuzend, über die Gruppe und erheben sie zu einem hochinteressanten und in mancher Hinsicht durchaus einmaligen Gebiet der alpinen Gruppenkunde, werden doch fast alle Erscheinungen der Natur und Kultur dieser Gebirgsgruppe von diesen Grenzen wesentlich beeinflusst und auch die bergsteigerischen Belange davon vielfach berührt.

Die Grenzen der Silvretta-Gruppe

Die Einteilung der Alpen in Gruppen und Untergruppen muß allen Interessen gerecht werden. Sie kann z. B. nicht ausschließlich durch naturwissenschaftliche oder nur durch staatliche oder wirtschaftliche oder touristische Voraussetzungen bestimmt werden. Ja, die touristischen Interessen sind heute durch ihre gleichzeitig große wirtschaftliche

Bedeutung gerade im Hochgebirge so einflußreich, daß sie bei einer Gruppenbegrenzung neben den orographischen, geographischen und geologischen Voraussetzungen für den praktischen Gebrauch wesentlich mitbestimmend geworden sind und berücksichtigt werden müssen.

Die Silvrettagruppe liegt am Westrand der Zentralen Ostalpen und ist eine Untergruppe der „Nordrätischen Alpen“. Innerhalb der Nordrätischen Alpen bilden vier Gruppen einen klar umgrenzten Block zwischen Inn und Rhein, zwischen Arlberg- und Flielapaf; sie heißen: Silvrettagruppe im S, Berwallgruppe im N, Rätikongruppe im W und Samnaungruppe im O. Die Silvrettagruppe wird durch folgende drei Grenzpaße von den Nachbargruppen dieses Blocks getrennt: Im N durch das Zeinisjoch, 1842 m, von der Berwallgruppe, im W durch das Schlappinerjoch, 2202 m, von der Rätikongruppe, im O durch den Fimberpaß oder Quolmen d'Fenga, 2608 m, von der Samnaungruppe. Diese drei Grenzpaße als Silvretta-Gruppengrenzen im N, W und O wurden schon frühzeitig anerkannt und zwar von den Geographen und Geologen ebenso wie von den Bergsteigern und Schiffahrern, d. h. wissenschaftliche und touristische Interessen deckten sich unangefochten. Wir können deshalb den Versuch, die Grenze zwischen Silvretta- und Samnaungruppe vom Fimberpaß westwärts auf den Futschölpaf zu verlegen und damit das Fluchthorn und seine Untergruppen der Samnaungruppe zuzuteilen (1)¹ als mißlungen betrachten. Seit einem Jahrhundert wird das Fluchthorn — gerade auch von den Schweizer Alpinisten, z. B. schon von Weilenmann — der Silvrettagruppe zugeteilt, womit zwangsläufig auch die von ihm ausstrahlenden Kämme, vor allem die gesamte Laramuntumrahmung und der Kronengrat der Silvretta angehören und das Fimbertal die besonders auch geologisch aber auch oro- und geographisch naturgebene Grenze zwischen Silvretta und Samnaungruppe bildet.

Die Futschölpafsgrenze ist aber auch vom touristischen Standpunkt aus abzulehnen, weil das in sich so wohl abgerundete Tourengebiet der Samtalhütte dadurch mitten zerschnitten würde. Aus demselben Grunde ist auch die Verlegung der Gruppengrenze vom Fimberpaß auf die Fuorcla da Tasna oder den Tasnapaf, obgleich sie geologisch zu begründen wäre, mit Recht immer wieder abgelehnt worden, weil das Tourengebiet der Heidelberger Hütte mitten zerschnitten würde. Es erübrigt sich daher jede weitere Auseinandersetzung über die Ostgrenze. Sie kann aus wissenschaftlichen und touristischen Gründen nur am Fimberpaß liegen.

Es bleibt uns noch, die Süd- oder Südwestgrenze der Gruppe gegen die Albulagruppe und die Pleßuralpen festzulegen, wobei sich in besonders krasser Weise zeigt, daß man sich nie nur von den natürlichen Voraussetzungen leiten lassen kann, denn hier ist der Flielapaf, 2389 m, mit Recht als Grenze gegen die Albulagruppe anerkannt, während eine flüchtige Suche nach der Wasserscheide dort für den Fleßpaß spräche. Er scheidet aber schon seines felsam verwinkelten Verlaufes wegen als touristische Grenze aus und würde außerdem die Streitfrage „Fleßpaß oder Vereinafaß?“ aufwerfen. Viel gewichtigere Gründe zu seiner Ablehnung aber sind: Die damit verbundene, in der Praxis überhaupt nicht wägbare Zerschneidung des auch alpingeographisch in sich so harmonisch abgerundeten Vereinagebietes; ferner der tiefere und geradlinige und daher auch viel natürlichere Einschnitt des Flielapafes, den auch der Clubführer des SAC anerkennt, indem er schreibt: „Die einfachere und orographisch wohl richtigere Grenzlinie gegen das Albulagebirge geht über den Fleßpaß. Andererseits aber bildet der etwas niedriger gelegene Flielapaf mit seiner großen Straße eine so markante und vor allem auch „praktische“ Grenzlinie, daß auch wir ihn als Grenze zwischen Silvretta und Albulakette angenommen haben, obgleich diese Linie über zwei Wasserscheiden (Wolfgang und Fliela) führt“ (1) (9).

Damit ist auch in dem fünften Paß, dem von Wolfgang, 1630 m, nördlich Davos die Grenze der Gruppe gegen die Pleßuralpen festgelegt.

¹) Die Ziffernhinweise in () beziehen sich auf die gleichen Ziffern des Schriftenverzeichnisses am Schluß des Artikels.

Von Westen über Norden und Osten nach Süden wird die Grenzlinie der Silbrettgruppe also durch folgende Pässe und Täler bzw. Gewässer bestimmt: Schlappinerjoch—Balzifenz—und Gargellentäl (Suggebin)—St. Gallenkirch—M (Montafon)—Partenen—Heinischbach und -joch—Galtür—Trisanna (Baznaun)—Schgl—Fimberbach und -paß oder Cuolmen fenga—Val Chöglas—Val Sinestra—Ramosch (Remüs)—Inn oder Unterengadin (Engiadina Bassa) aufwärts bis Susch (Süß)—Susasca—Flüelapaß und -tal—Davos—Landwasser—Wolfgang (Paß)—Lareterbach—Klosters—Schlappinerbach und -joch.

Die Staatsgrenze. Von den anderen früher erwähnten Grenzen innerhalb der Gruppe ist die Staatsgrenze für den Bergsteiger von besonderer Bedeutung, weil durch sie die Silbretta in eine österreichische und eine schweizer Silbretta aufgeteilt wird und damit auch in Arbeitsgebiete des Alpenvereins hier und des Schweizer Alpenclubs dort. Außerdem ist ja die Grenzüberbreitung meist mit gewissen Formalitäten verbunden, die allerdings — von der österreichischen Seite her gesehen — in diesem Gebiet an der Grenze der fremdenverkehrsfreundlichen Schweiz (außer in Kriegszeiten) nie Schwierigkeiten bereitet hat, nachdem stets, wie auch heute wieder, die Grenzüberbreitung im Hochgebirge für rein touristische Zwecke beidseits der Grenze und von beiden Anrainern stillschweigend und mindestens bis zum nächstgelegenen Tourenstützpunkt gestattet ist. Zu solchen rein praktischen Angaben touristischer Art sind weitere Ausführungen nicht nötig, so wenig wie etwa Beschreibungen der Wege, Anstiege usw., weil diese ja in den zahlreichen Führern für die Silbrettgruppe, (1) bis (5), erschöpfend behandelt sind und auch gar nicht Zweck dieser Betrachtung.

Die Staatsgrenze hat am Hauptkamm entlang zumeist allgemein west-östlichen Verlauf: von W vom Schlappinerjoch über Notbühlspitze und Hinterberg zum Garnerajoch. Von hier ab kann sie der Kartenbeilage entnommen und daher hier entsprechend kurz beschrieben werden: Fessigrat—Hochjochli—Garneraigrat—Plattenjoch—Ostl. Platten Spitze—Schweizerlüde—Kromerspizzen—Seelüde—Seehorn-Lignergroupe—Winterlüde—Schwarze Wand—Klosterpaß—Lälhorn—Notfurka—Silbrettahorn—Fuorcla dal Cimjin—Buingruppe—Kermutpaß—Dreiländerspizze—Sampspizzen—Urezzasjoch—Chalaus-Augstenberggruppe—Futschölpfaß—Grenzdeckopf. In ihm knickt die Grenze rechtwinklig nach N ab und verläßt außerdem den Hauptkamm, um jenem zwischen Sam- bzw. Caraintal im W und Fimbertal im O zu folgen: Krone—Zahnjoch—Fluchthörner—Kiezenjoch—Gemsbleispizze. In ihrem Gipfel knickt die Grenze wieder rechtwinklig nach O ab und führt quer über das Fimbertal, das in genau 2120 m Sohlenhöhe des Fimberbaches überschritten wird. Weil der Bach hier schon die Gruppengrenze Silbretta Samnaun bildet, endet hier auch der Staatsgrenzverlauf innerhalb der Silbrettgruppe. Der Vollständigkeit halber sei festgehalten, daß die Grenze jenseits des Fimberbaches gerade nach O emporsteigt auf den östlichen Grat des Fimbertales, den sie über den Piz da Val Gronda, 2812 m, hinweg in etwa 2880 m Höhe erreicht, 500 m SSW des Vesüjoches, d. h. schon im Bereich der Samnaungruppe. (S. Kartenbeilage!) — Dieser ganze Grenzverlauf (vgl. die 3 Bilder, Tafel I und II) hat mehrere auch touristisch wichtige Erscheinungen zur Folge:

1. Das obere Fimbertal wird, obgleich es im Einzugsgebiet der Trisanna, d. h. des Tiroler Baznauns liegt, der Schweiz zugeteilt, so daß die dortigen Schweizer Alpbesitzer aus Ramosch und Sent keinen natürlichen Zugang haben und nur über die Hochpässe dorthin gelangen können. Dies ist eine Folge der merkwürdigen Siedlungsgeschichte des Baznaunales, worüber weiter unten noch kurz berichtet wird. Dies hat auch zur Folge, daß die Heidelberger Hütte im obersten Fimbertal als einzige Alpenvereins-hütte auf Schweizer Boden liegt. Dies ist touristisch gesehen aber ohne Bedeutung, weil eine Zoll- oder Paßkontrolle an der Fimbertalgrenze gemeinhin nicht ausgeübt wird, so daß die Hütte von der Fimberseite ohne weiteres zugänglich ist. Für den Grenzübertritt ins Unterengadin aber gelten die üblichen oben schon angeedeuteten Bestimmungen.

2. Durch den Grenzverlauf entlang dem Silvretta-Hauptkamm kommt nicht nur der höchste Berg der Gruppe, der Biz Vinard, 3410.6 m, sondern auch die hochtouristisch so bedeutsame Verstanlagruppe ganz auf Schweizer Boden zu liegen, ja die Vinardgruppe und der stolze Kamm der Platten- und Ungeheuerhörner liegen sogar außerhalb unserer Kartenbeilage, desgleichen das gesamte südwestliche Vereina-Berg- und Schigebiet.

3. Dafür liegen die vielbeliebten nordseitigen Gletscherbeden und Hochtäler — mit Ausnahme eben des obersten Fimbertales — alle auf österreichischem Boden und ihre Durchquerung kann im Sommer wie Winter vom Fimber- zum Gargellentäl durchgeführt werden, ohne Schweizer Boden zu betreten. Es sind dies von Ost nach West folgende Täler und Talschlüsse: Fimbertal (Bvalpe, Bobenhäus und Heibelberger Hütte Saraintal, Samtal (Samtalthütte), die Vermunttäler (Madlenerhaus, Alpengasthof 'Biz Bin' und Hotel Silvrettafee auf der Vielerhöhe) und ihre Verzweigungen: Bieltal, Ochsental (Wiesbadner Hütte), Klostertal, Kromertal (Saarbrücker Hütte, ferner das Garneratal (Tübinger Hütte und Visinarhütte), Vermieltal (Garreschahütli) und schließlich das Gargellentäl (Gargellen) mit seinen Quelltälern von Bergalben und Balzifenz (Madrischahütte). Diese Gargellentäler mit der Rotbühlpizgruppe und das Vermieltal mit der Heimspiz-Balifetagruppe liegen leider ebenfalls außerhalb des Bereiches unserer Kartenbeilage.

Gipfelflur und Gletscherwelt der Silvrettatäler

Das Wesen einer Gipfelflur und deren Besteigung werden vor allem durch die Gesteine bestimmt, aus denen sie gebaut ist. Die oben umgrenzte Silvrettagruppe ist das Kernstück der nach ihr benannten »Silvrettadecke« einer „oberostalpinen“ Gesteinsbede, die in unserem Bereich fast ausnahmslos aus verschiedenen Arten von Kristallingestein besteht, aus meist hellen Gneisen und dunkleren bis dunkelgrünen Hornblendegesteinen. Also aus Gesteinen, die wir Baien und Bergsteiger als Urgestein zu bezeichnen und dies „Urgebirge“ kurzerhand dem Kalkgebirge gegenüberzustellen pflegen, obgleich die Bezeichnung Urgestein nur selten wörtliche Gültigkeit hat. Alle diese Gneisgesteine sind mehr oder weniger schiefzig und daher ziemlich reich gegliedert, aber auch vielfach leicht verwitternd. Sie bieten also dem Bergsteiger reichlich Griffe und Tritte — große ungeschieberte plattige Felsen sind in der Silvretta sehr selten — aber sie bergen da und dort auch die Gefahr der Brüchigkeit und müssen dann mit Vorsicht angepaßt werden. Die dunklen Hornblendegesteine, die Amphibolite, die weniger geschieferten Granitgneise, sowie die helleren Orthogneise magmatischen Ursprungs scheinen der Verwitterung größeren Widerstand zu leisten als jene stark geschieferten dunkleren Gneise wie die nach einer Umwandlung oder Metamorphose aus Sedimentgesteinen hervorgegangenen glimmerreichen Paragneise. So besteht nach Klebeisberg z. B. der Hauptkamm auf der Strecke Silvrettahorn—Biz Bin—Dreiländerspiz—Augstenberg aus Gneisen vornehmlich Granitgneisen, die hier stellenweise auch in Granite übergehen. Neben diesen meist helleren Gneisen fallen die fast dunkelgrünen Hornblendegesteine besonders stark auf, die „das Hochgebirge beiderseits der Vermuntgründe und des Samtals aufbauen und dann auch den größten Teil der Fluchthorngruppe liefern“ (2).

Die Gefahr der Brüchigkeit des Gesteins ist aber für den Bergsteiger insofern nicht allzu groß, als die aus solchem Gestein aufgebauten Berge der Silvretta ihre weniger solide Wesensart schon weither verraten mit großen Geröllhaufen, Schuttrinnen und Trümmerfeldern, außerdem ungleich sanftere Formen aufweisen und daher meist leicht über wohlgestufte Blockgrate und schrofige Wandstufen zu ersteigen sind, so daß die geringere Festigkeit keine entscheidende Rolle mehr spielt. Man vergleiche dazu die Kromerspitzen mit den übrigen Gipfeln auf dem Bild Tafel I.

Sobald aber die Berggestalten der Silvretta ausgesprochen schroffe und steile Formen zeigen (Bilder der Tafeln I und II), dürfen wir meist auch annehmen, daß sie aus den festeren Gesteinen gebaut und daher fast immer mit großem Genuß und verhältnismäßig guter Sicherheit zu besteigen sind, dies um so mehr, je befuchter und daher abgellerteter

sie sind. Das Silvrettakristallin formte denn auch eine ganz außerordentlich große Zahl solcher Felsgestalten, reich gezackter Grate, kühner Türme. So viele, das eine Aufzählung ermüdend sein müßte, denn man findet sie ohne Ausnahme in jeder Untergruppe und in jedem Stamm, ja in so großer Zahl, daß ganze Gruppen, die anderswo begehrteste Kletterziele wären, verwaist stehen, so z. B. die Seeschnen, die vielen Türme im Balgragiskamm, die wilden Zaden der Totennadeln und Saßgräte, der ganze Berglerkamm mit dem Dreiköpfl und viele andere. Man könnte mehrere Duzend edelster Felsgestalten und scharfgezahnter Felsgrate aufzählen, die in Jahren und Jahrzehnten nicht besucht werden. In dieser Tatsache spiegeln sich wichtige Erkenntnisse: Da ist zunächst der Formen- und Gipfelreichtum der Silvrettagruppe daraus abzuleiten, ferner der Beweis, daß große Teile, ja sogar der größte Teil der Gruppe kaum je von Gipfelbesteigern besucht wird. Oder mit anderen Worten: die überwiegende Mehrheit der heute wieder so großen Besucherzahl besteigt die Mudeberge und begnügt sich mit Paßübergängen. Wenn dies hier festgestellt wird, so aus folgenden Gründen: Von einer Übererschließung der Gruppe kann trotz Silvrettastraße gar keine Rede sein, so lange ganze kilometerlange Kämmen und gipfelreiche Gruppen in Jahren kaum einen Besucher finden. Die Einsamkeitsfucher in den Bergen aber seien auf diese stillen und außerordentlich schönen nie berührten Berggebiete nachdrücklichst hingewiesen. Man braucht sie im einzelnen gar nicht aufzuzählen, weil sozusagen jeder Gipfel abseits der bekannten Mudeberge dazu gehört, im Sommer und Winter. Denn Alles steigt auf die Heimspitze oder auf die Westliche Mattenspitze, auf Signer und Seehorn (Bild 1, Tafel I) oder auf den Biz Buin, auf die Dreiländerpitze, das Hohe Rad und die Ballüla, auf die Samspitzen oder den Augstenberg und wenns hoch kommt auf das Fluchthorn, auf das Gamshorn oder den Biz Lasna oder einen der Schimugel im hinteren Fimber.

Das Silvrettakristallin, die Gneise, bauen zwar fast die ganze Gruppe auf, aber der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß die mächtige Gneisplatte der Silvrettabede auf jüngeren Ablagerungsgesteinen liegt und zwar auf dem dunklen sogenannten Bündnerschiefer und auf hellen Kalken. Durch starke Erosionseinschnitte am Rand unserer Gruppe kommen diese Gesteine z. B. im Gargellental und im Unterengadin zum Vorschein. Touristisch ist dies jedoch nur am Südostrand der Gruppe von einiger Bedeutung, weil dort z. B. die Gipfel des Biz Lasna, des Biz Champatsch und Biz Minschun aus solchen hellen meist rötlichen und pflanzenarmen Dias- und Surakalken geformt sind, während der weiche dunkle Bündnerschiefer leicht verwittert und begrünt und z. B. auf der Unterengadiner Silvrettaseite bei Fetan sowie etwa im Fimbertal jene weichen Geländeformen schuf, die bei den Schifahrern so beliebt sind und nicht wenig zum Ruhme der Schi-Silvretta beitragen.

Gliederung. Betrachtet man die Silvrettagruppe auf einer geeigneten Übersichtskarte (9) oder einer Gerippkarte, wie sie z. B. meinem Silvrettabuch (6) und dem Alpenvereinsführer (3) anliegen, so erkennt man leicht, daß die Gruppe aus zahlreichen Gebirgsstöcken und Kämmen (Ketten) zusammengesetzt ist und, trotz durchgehendem Hauptkamm von West nach Ost, keine einheitliche Gliederung aufweist, am ehesten noch auf der österreichischen Nordseite, wo fast alle Seitenkämme parallel mit den Tälern gerade nach Norden verlaufen und außerdem durch den wasserscheidenden Stamm (s. die Kartenbeilage) von der Dreiländerpitze über das Hohe Rad, Bielerhöhe, Ballüla und Balluspitze zum Zelnisjoch in zwei etwa gleiche Hälften aufgeteilt wird: in den Paznauner Anteil im Osten mit Fimber, Sarain, Sam- und Bieltal-Kleinvermunt; und in den Montafoner Anteil mit dem Großvermunt und seinen Quelltälern, wozu auch das schöne Ballälatal zählt, mit Garnera-, Vermiel- und Gargellental. Die Ballülagruppe ist durch die tiefe Senke der Bielerhöhe mit 2071 m (die Staumauer bzw. Bielerdammkrone ist sogar nur 2034 bzw. 2035 m ü. M.) und durch die sie U-förmig umfassenden Vermunttäler herausgeschnitten; sie bildet einen selbständigen Stod.

Ganz anders ist die Gliederung der Schweizer Süd- und Südwestseite der Gruppe. Im Osten herrscht noch eine ähnliche aber nach Süden ausgerichtete Ordnung wie bei

den Nordkämmen, indem die Täler und die sie trennenden Grate vom Hauptkamm nach Süden zum Inn absinken: Val Sinestra, Val Clozza, Val Lasna, Val Tuoi, Val Lavinuz und Val Saglains. Im Südwesten und Westen aber ist die Gruppe durch den Doppelpaß Fleß-Bereina mit Val Fleß und Torta und durch die reiche Verzweigung der Quelltäler des obersten Prätigaus in zahlreiche Stöcke aufgelöst. Es sind dies die Täler der Landquart, Mönchalptal, Vereinaltal mit Vernela, Süßer- und Sörital, Sardascatal mit Seetal und Verstantla — womit aber noch zahlreiche Seitentälchen ungenannt bleiben.

Vergleicht man die Lage dieser Stöcke und Kämmen zu einander, so fällt auf, daß gerade die höchsten Berge und Stöcke, nämlich die Linard-Verstantlagruppen (Bild der Tafel I) im SW und die Fluchthorngruppe im NO außerhalb des Silvretta-Hauptkammes liegen. Der höchste Gipfel im Hauptkamm und der dritte in der ganzen Reihe ist der Piz Buin mit 3312 m. An zweiter Stelle steht das Fluchthorn mit seinem Südgipfel und 3399 m nach dem Piz Linard mit 3410.6 m. Es folgt das Verstantlahorn mit 3298 m an vierter Stelle (Bild 3, Tafel II). Mit dem kleinen Piz Buin, 3255 m, und dem Silvrettahorn 3244 m sei wenigstens ein halb Duzend der höchsten Silvrettaberge aufgezählt. — In der ersten Auflage meines Silvrettaführers (3) die genau das hier umgrenzte Gebiet enthält, sind 235 kотиerte und benannte Gipfel aufgeführt. Alle diese Gipfel sind über 2000 m hoch, aber nur ganz wenige liegen unterhalb 2500 m und die überwiegende Mehrzahl über 2700 m *n. M.*, deren 70 über 3000 m.

Den älteren Bergsteigern und Silvrettafreunden wird bei diesen Höhenzahlen einiger Grenzgipfel auffallen, daß der höchste Fluchthorgipfel, der Südgipfel, nicht mehr über 3400 bzw. 3403 m hoch ist wie in den bisherigen Karten, obgleich er ein Felsgipfel und nicht von der Schneebedeckung abhängig ist. Oder daß der Piz Buin nicht mehr — wie es jedes Schulkind in Vorarlberg von diesem höchsten Gipfel des Landes lernte — 3316, sondern 3312 m hoch ist, obgleich auch hier eine Fels Spitze den Höchstpunkt bildet, einer schnellen Veränderung also an sich nicht ohne weiteres unterworfen ist. Dies bedarf einer kurzen Erklärung. Die neuen Vermessungen in der Schweiz für die prächtige „Landeskarte der Schweiz“, auf der auch der Schweizer Anteil unserer Kartenbeilage beruht, gehen von einer Neuvermessung der Landesbasis aus. In der Schweiz ergab dies einen Unterschied von ca. 3.25 m, um welchen Betrag fast alle Höhenzahlen der Schweiz niedriger wurden! Dazu kommen andere Irrtümer früherer Vermessung oder sonstige Änderungen im Gelände, so daß sich fast durchgreifend Änderungen in den Höhenzahlen der Gipfel und Pässe ergaben. Auch die Neuvermessung in Österreich für die „Österreichische Karte“, auf der unsere Kartenbeilage im österreichischen Teil beruht, haben neue Höhenzahlen ergeben. Bei den Grenzgipfeln wurden die beidseitigen Vermessungen nach Möglichkeit angeglichen, um so zwei verschiedene Angaben für denselben Gipfel oder Paß zu vermeiden.

Von den Gletschern. Die Gipfelflur der ganzen Silvrettagruppe weist rund 70 über 3000 m hohe und benannte Gipfel, aber natürlich wesentlich mehr kottierte — und z. T. noch namenswerte — Punkte über 3000 m auf. Ihre Durchschnitts-Gipfelhöhe liegt zwischen 3100 und 3200 Metern. Diese beachtliche Kammhöhe der Zentral-Silvretta hatte eine ansehnliche Vergletscherung zur Folge. Sämtliche der mehrfach aufgezählten Hochtäler der österreichischen Nordseite sind in ihren höchsten Talschlüssen vergletschert, ausgenommen das Wallkila-, Berniel- und Gargellentäl. Die größten und schönsten dieser Gletscher der Nordseite sind der Samtalferner und der Öchentaler Gletscher. Weil aber in letzter Zeit und bis 1955 anhaltend ein allgemein starker Gletscherschwund in den Alpen und auch in der Silvretta festgestellt wurde, so ist diese Vergletscherung in manchen Tälern, wo sie an sich schon gering war, wie z. B. im Fimbertal, vielfach bis auf kleine Firn- und Eisflecken zusammengeschrumpft. Auch ist der Hauptkamm zwischen Futschölpäß und Garnerajoch nicht mehr, wie ehemals, lückenlos vergletschert; schon ist am Klosterpaß eine apere Breiße geschmolzen, wo man den Hauptkamm überschreiten kann, ohne auf Gletschereis zu treten. Notsfurka, Plattenjoch, Hochjöchl und andere Hochpässe sind vom gleichen Schicksal bedroht (s. Bild 3, Tafel II).

Aber auch südlich des Hauptkammes liegen einige stattliche Gletscher auf der Schweizerseite, darunter der größte, der Silbretttagletscher (Bild 3, Tafel II), der aber streng genommen auch im Schutze einer Nordlage bzw. Westlage lebt. Und trotz Südlage bietet der Badret Tiatsha noch immer ein eindrucksvolles Bild als Talfluß des Val Lavinnoz. Für die Jahre 1880—1890 (eine neuere Gesamtmessung der ganzen Gruppe und Gletscherbedeckung liegt nicht vor) wird eine vergletscherte Fläche von 11.9 km² angegeben. Sie dürfte aber 1955 in jedem Fall wesentlich geringer gewesen sein. Neben zahlreichen Firn- und Eisfeldern verschiedener Größen konnte man in der Silbretta um 1950/55 noch etwa 40 benannte Gletscher zählen, die diesen Namen etwa noch verdienen. Die größeren Gletscher wiesen um etwa 1950 ungefähr folgende größte Längen auf: Silbretttagletscher ca. 3300 Meter größte Länge, Döchentaler Gletscher ca. 3100 Meter, Samtalferner ca. 3000 Meter, Vermuntgletscher ca. 2800 Meter.

Auf die ehemals viel größeren Gletscherstände z. B. um 1850 oder früher oder gar im Eiszeitalter kann hier nicht näher eingegangen werden. Es mag der Hinweis genügen, daß diese größeren Gletscherstände zahlreiche Spuren in Gestalt von Gletscherchliffen alten Moränen, Gletschermoränenseen usw. hinterließen. Die eiszeitlichen Großgletscher, welche auch die Umfassungstäler der Gruppe als Inn-, III- und Trisannagletscher füllten, hinterließen außerdem jene als Trogtäler bekannten Talformen, Taltröge, die in nahezu allen Silbrettatälern in mehr oder weniger ausgeprägter Form zu erkennen sind, in einigen aber geradezu als Musterbeispiele solcher eiszeitlicher Gletschertaltröge bezeichnet werden dürfen, z. B. im Bieltal. Alle Hochtäler und Trogschultern weisen jene unter der jahrzehntausendbelangen Eisbedeckung des Gletscherhobels entstandenen weichen Geländeformen auf, die nicht wenig dazu beitragen, daß diese Hochtäler, soweit sie nicht ohnehin heute noch vergletschert sind, das idealste Schigelände bieten, das man sich wünschen kann. Es sei nur an das obere Fimbertal und an dessen ganze Ostflanke bis zur Idalpe hinaus erinnert, an das Futschöltal, Bieltal, Klostertal usw., wahre Dorados der alpinen Schifahrer. Diese weichen Geländeformen und Gletscher Spuren, die in so schroffem Gegensatz zu den scharfgezackten und steil aufgeschwungenen Gratkämmen stehen, sind aber auch für den Sommerbergsteiger von nicht geringer Bedeutung bei den Gipfelbesteigungen, wenn er nur mit offenen Augen und diesen kleinen Hinweisen seine Vorteile zu erkennen versteht. Zu diesen alten Gletscher Spuren gesellen sich in neuester Zeit die durch den derzeitigen Gletscherschwund erzeugten oder bloßgelegten Zustände und Hindernisse im Gletschervorfeld, in den Fand- und Moränenbereichen und in den starken Berklüftungen der Gletscher selber, in vermehrter Steinschlaggefahr, in dem Hinaufwandern der Abergrenzen, der Firn- und Schneegrenzen. Bedenfalls sei die Mitnahme von Eispickel und Steigeisen wenigstens bei allen spätsommerlichen und herbstlichen Fahrten in der Firnregion dringend empfohlen.

Die Gletscher waren aber nicht nur zeitweise viel größer, sie waren zu Zeiten auch noch viel kleiner als heute, ja sie sind in der sogenannten nacheiszeitlichen Wärmezeit (ca. 8000—800 v. Chr.) sogar völlig verschwunden. Die Silbretta war eisfrei, denn damals lag — nach den Pollenanalysen von Firbas (1926) aus den Mooren an der Bielerhöhe und am Reimiszoch — die Schneegrenze 3—400 Meter höher, jene Moore aber innerhalb der „Fichtenregion“ ja später sogar im Bereich einer sogenannten Kiefern-Eifelzeit, eines noch wärmeren Klimas (5) (7). In meinem Silbretta-Buch (6) habe ich auch über Funde von mächtigen Birkenstämmen in den Mooren der Bielerhöhe berichtet und aus dem Fimbertal erzählte mir der Hüttenwirt der Heidelberger Hütte, daß er oberhalb dieser Hütte, in etwa 2300 m Höhe einen stattlichen Birkenstamm ausgegraben habe. Es braucht nicht viel Phantasie, um zu verstehen, daß bei dem verhältnismäßig kleinen und niedrigen Einzugsgebiet des Fimbertalflusses oberhalb der Fundstelle kein Gletscher am Tasnapaß daneben bestehen konnte. Wenn ich dessen Erwähnung tue, so, weil diese Tatsachen für die weiter unten skizzierte Erschließungsgeschichte der Silbretttagruppe von grundlegender Bedeutung sind.

Die Gewässer. Das vergletscherte Kristallingebirge der Silvretta ist ungemein reich an Bergwassern aller Art. Die Illwerke haben sich das ja auch sehr zu Nutzen gemacht. Auf ihre Stauseen komme ich später zu sprechen.

Viele hundert Meter hoch sieht man nicht selten Bergbäche über die dunkelfelsigen oder begrünteten Steilhänge herabsilbern, z. B. im oberen Samtal auf der ganzen Westflanke, etwa von den Gletscherspizzen und Saßgräten herab; oder am Westufer des Vermunt-Stausees vom Hochmaderer- und Strütkopfgrat herunter.

Ganz außergewöhnlich groß aber ist die Zahl der Hochgebirgsseen in allen Farben und Formen, Arten und Größen. Ihrer viele bildeten sich im Schutt der ehemals größeren Gletscher, andere wieder wurden durch kleine Bergstürze aufgestaut oder sammelten sich in natürlichen Vertiefungen oder Felsenschalen. Sehr viele kleinere Seen sind weder benannt noch in den Karten verzeichnet, aber deshalb nicht weniger schön und um so überraschender, als wir oft plötzlich vor diesen lieblichen Augen der Berge stehen. Sie finden sich schlechtthin überall in der Hochsilvretta, besonders auch auf den Trogschultern der alten Gletschertäler. Da es sich lohnt, diese Seen aufzusuchen, ja sogar eigens eine Silvretta-Seewanderung durchzuführen, so seien wenigstens die schönsten Seegebiete aufgezählt, deren meiste in unserer Kartenbeilage zu finden sind. Zunächst nördlich des Hauptkammes von West nach Ost: Da sind die Seelein am Augßberg im Wintertal (Balzifenz) und auf dem Kogberg in Bergalden. Das Heimblühseele und andere auf der Garneraseite der Heimpizgruppe und des Madrisellagrates. Die Tschiffanella-Seen am Weg Madlenerhaus—Saarbrücker Hütte und jene auf der Ostseite des Lohspizgrates. Mehrere Ballilaseen NO der Ballüla, auch auf der Vermuntfette, und einer — in einer gelben Felsenschale! — am Westfuß des Berges. Viele Seen liegen in den Hochfaren nördlich und südlich des Hennekopfes im Bieltal und gerade gegenüber glänzt der Rabsee. Viele alte Gletschermoränenseen N und NW vom Kautzopfsgletscher, gar nicht weit von der Wiesbadner Hütte; dort auch einer dicht SO des Vermuntkopfes, bis in Hochsommer vom Firn umkränzt. Reizende Seen liegen auf dem Kühalpeli hoch überm innern Samtal, andere im Gletscherschutt unterm Fluchthornferner.

Und nun, südlich des Hauptkammes, auf der Schweizerseite, von Ost nach West zurück: Die „Lais“ (= Seen) S vom Piz dabo Lais und die vielen Seen am Muot da Lais (= Seehügel) im oberen Val Urtschai. Viele Moränenseen im oberen Urezzas und im oberen Val Luoi. Zwei prächtige Seen im oberen Bernela und ganze Reihen auf der nördlichen Trogschulter dieses Lales am Roggenhorn. Weitere am Fleckpaß, besonders aber die vielartigen und vielfarbigen Böriseen im obersten Vereina, N des Fliela-Weißhorns, eine der schönsten Seelandschaften im Hochgebirge. Besonders viele und einige der schönsten Seen liegen auf der Süd- und Südwestseite der Rignerguppe: auf der Oberalpe Silvretta, im Seetal, am Augßberg; dort am Seegletscher auch der milchgrüne Schottensee und auf der anderen Seite der Seefächen im obersten Schlappin der hübsche blaugrüne Hühnersee; nahebei zwei Seelein am Sädelhorn. Hoch über dem unteren Schlappin, aber kaum je von einem Touristen gesehen, geschweige denn besucht, ruhen die lieblichen Wasser „Bei den Seen,“ N vom Alpeltpiz.

Naturbild und Touristik der Silvretta

Die bisher gezeigten Ausschnitte aus dem natürlichen Wesen der Silvretta erlauben uns nun, ihr ganzes Naturbild zusammenzusetzen und dessen touristische Werte und Eigenheiten festzustellen. Die besondere Wesenheit des Silvrettakristallins ist die Bildung schroffer Grate und kühner Gipfel, wie wir sie in den drei Fluchthörnern oder in den wilden Berstanklahörnern (Bild 3, Tafel II) bewundern oder in den Platten- und Ungeheuerhörnern, in dem herrlichen Gipfelpaar Rigners-Seehorn (Bild 1, Tafel I), im Fergengegel, in der Schattenspiße und im Silvrettahorn, Zahnspiße und Pauldeturm (Bild 2, Tafel II), Dreiköpfl und Berglerkamm. Dazu kommen die einsam ragenden Türme der Garnerakämme und die vielen reichgezackten Grate wie sie zu so manchem Silvrettagipfel emporsteigen.

Aber auch dort, wo größere breitere Felsmassen ragen wie etwa im Biz Vinard, Biz Kliana und Biz Buin, im Hochmaderer, Hohen Kad oder am Lugstenberg, auch dort formen die Gneise noch immer eindrucksvolle mächtige Gestalten. Diese stolzen Berge, die rotbraunen, graugrünen oder hellglimmernden Felsen aber fußen im Eis der Firne, der Gletscher, deren schimmernder Mantel und Eisglanz in schönstem Gegensatz zum warmen Felswerk strahlt, denn nur selten vermag dieser Firnmantel die steilen Felsleiber ganz zu verkleiden, ja es gibt kaum einen Gipfel in der Silvretta, der heute noch ganz und allseits von Firn bedeckt oder vom Eis überwältigt ist. Trotzdem ist der Eispanzer, sind die Gletscherströme und Firnflanken noch von jener Größe, Steile und Schönheit, die wir vom echten Gletschergebirge erwarten.

In der Silvretta ist also in einer in den Alpen sehr seltenen Art der Charakter eines echten Felsgebirges mit dem eines Gletschergebietes vereinigt und was wir etwa an weißglänzenden Firngraten vermissen, das schenken uns die schönen rotbraunen und dunkelgrünen Felsgrate in anderer, nicht weniger schöner Art oder wir finden es in der winterlichen Silvretta der Skifahrer. Der Felskletterer und der Gletschermann aber finden beide ihre Welt auf den Höhen der Silvretta in schönster Gestalt.

Die gleich grünen und blauen Edelsteinen über das ganze Gebirge verstreuten Hochgebirgsseen, die freundlichen Matten der Alpweiden und eine reiche Alpenflora schmücken die Schultern der Berge und die Talgründe. Die bunte Welt riesiger Blockfelder, durch prächtige vielfarbige Flechten verschönt, und die eindrucksvolle Einöde großer Moränenlandschaften säumen die Gletscher und Bergsodol. Und auch an Lebenbigem fehlt es nicht: Gams und Murmeltier, allerlei Federwild und Kleingetier in großer Zahl beleben die Kare und Grate, denn trotz Silvrettastraße, trotz Stauseen und Werksbauten, trotz Vereinshöhlen und -wegen sind sämtliche Hochtäler der Silvretta noch ausgesprochenes Obland und abseits der Wanderstraßen und Mudeberge herrscht die unberührte große Natur des Urgebirges, die mir nirgends so großartig verkörpert scheint wie in den vielen großen und einsamen Hochkaren der Silvretta, in deren ungeheuren Blockfeldern mit den hausgroßen Gneisblöcken man sich auf einen anderen Weltkörper versetzt glauben möchte, wenn nicht das leise Murmeln des glasclaren Bergbaches zwischen den Felsen vom ewigen Kreislauf erdhafte Daseins erzählte, wenn nicht der herbe Duft der silbergrünen Edelraute aus dem Trümmerwerk heraufwehte und von der lebensnahen Sehnsucht auch dieser bescheidenen Kreatur ein köstlich Zeichen gäbe.

Mit unbeschreiblicher feuerbunter Farbenpracht geht der Bergherbst über die Strauchheide der Silvrettahochtäler im Tam und Zimber, Garnera und Vermunt, begleitet von sühnblauen Sonnentagen — ein Stück Alpen Schönheit, von dem leider nur wenige Bergfreunde wissen, keiner aber sich eine Vorstellung machen kann, der sie nicht selber erleben durfte. . . im stillen Larain, an den herbstklaren Förißen, im tod-einsamen Berglerloch, in den bunten Bergwäldern des Gargellentales oder in der Schutt-wüste im Bernela. Einmal wenigstens in seinem Bergsteigerleben sollte jeder Bergfreund im Oktober in diese Berge hinaufsteigen, denn wer den Alpenherbst im Vermiel oder Ballüla nicht kennt, der kennt die Silvretta nicht.

Aber so viele Gaben die Silvretta auch schon verteilte — sie hält noch ein großes Geschenk bereit: den Silvrettawinter. Da, er erst hat ihren großen Ruf als ein Bergland ohnegleichen so weit herumgetragen. Zeht spielen zuerst die Täler und Talstationen ihre weihnachtlichen Trümpe aus: Fschgl, Galtür und das Feinischloch auf der Paznauner, der Tiroler Seite, St. Gallenkirch, Gargellen, Garfrescha, Gajchurn und Partenen auf der Montafoner Seite, Klosters — Davos und Schuls — Fetan auf der Schweizer Seite.

Im Spätwinter dann kommt die hohe Zeit der Silvrettahütten in den Hoch- und Gletschertälern allerwärts, denn so unwahrscheinlich es klingt, sämtliche Silvrettatäler nördlich des Hauptkammes, d. h. in der österreichischen Silvretta und alle Schutzhütten und Berghäuser dort droben sind wahre Dorados der alpinen Skiläufer und Tourenfahrer. Es erübrigt sich daher, die Täler alle nochmals aufzuführen, zumal ja auch für die Wintersilvretta ein ganz ausführlicher Skiführer mit 3 Karten zur Verfügung steht (4).

Dagegen erscheint es wichtig, auf jene Skitaler oder -Standorte hinzuzeigen, die weniger bekannt und daher oft zu Unrecht vernachlässigt sind. Im Zimbertal werden außer der vielbeliebten Heidelberger Hütte stigeographisch auch das Bodenhaus und das Stihaus Idalpe zur Silvretta gezählt; ihre Skigebiete gehören zu den schönsten der Silvretta. Das großartige aber hochalpine Tourengebiet des Lataintales besucht man am besten von Galtür aus oder auch von der Heidelberger Hütte. Samtal-, Wiesbadner und Saarbrücker Hütte bedürfen keiner Empfehlung mehr, so wenig wie das tourenreiche Gargellen oder das sonnige Zeinisjoch. Dagegen sei mit Nachdruck auf die außergewöhnlich schönen Fahrten großer Zahl im Bieltal und im Mostertal hingewiesen, die man am besten von der Vielerhohe unternimmt (Madlenerhaus, Gasthof und Hotel an der Vielerhohe). Die Skifahrten von der Lubinger Hütte aus stehen jenen der anderen Hütten in keiner Weise nach. Ich möchte sie daher jenen unternehmungslustigen Tourenfahrern besonders empfehlen, die den berlaufenen Gebieten etwas ausweichen wollen. Fast ganz unbekannt ist die Rifinarhutte im unteren Garneratal ob Gaschurn und das wunderschöne Garfrescha-Bermielgebiet beim Garfeschabussli und der Lindauer Suhutte, 2 Stunden ob St. Gallenfirch. Alle diese Gebiete sind ohne Ausnahme im erwähnten Skiführer (4) genau beschrieben.

Auf der Schweizerseite sind die zwei Silvrettahutten am Silvrettafelscher längst als idealer Standort im Skifruhling bekannt; im Spätwinter ist auch die Zuoihutte ein feiner Standort für Firnsfahrten. Eines der tourenreichsten Silvretta-Skigebiete ist schließlich das vortrefflich geführte Berghaus Vereina und besondere Schönheiten mit ganz eigenem Landschafts-Charakter haben die Skigebiete von Scuol (Schuls)-Zetan auf der Unterengadiner Silvrettaseite, wo mehrere prächtig gelegene Skihütten zur Verfügung stehen. Man findet sie ebenfalls im Skiführer. Und ein Wintermarchen ganz einmaliger Art ist schließlich der einsame Hof Zuort im Val Sinestra.

Man sieht — die Zahl der Silvretta-Skitaler und -Standorte für Skifahrten ist so groß, daß auch zwei oder drei Winter nicht genügen, um auch nur einen bescheidenen Überblick zu gewinnen. In den vergletscherten oder hochgelegenen nordseitigen Skigebieten besonders im Bereich der Saarbrücker-, Wiesbadner- und Samtalhütte kann man nicht nur an Pfingsten, sondern noch den ganzen Juni, ja meist auch im Juli, in schneereichen Jahren den ganzen Sommer über skilaufen und sogar sehr lohnende Wochenend-Sommerstifahrten unternehmen, sobald die Silvrettastrae aper und für den Sommerverkehr freigegeben ist.

Aus der romantischen Erschlieungsgeschichte der Silvretta

Mit immer neuen Erkenntnissen dringen wir immer tiefer in die Erd- und Menschheitsgeschichte ein. Wo man noch vor einem Menschenalter mit wenigen Jahrtausenden und mit höchst primitiven Vorfahren rechnete, da sind heute viele Jahrzehntausende an ihre Stelle getreten und Menschenwesen, deren zehn- und zwanzigtausend Jahre alten Kunstwerke ergreifenden Schonheitsfimmel offenbaren.

Diese Erkenntnisse werden früher oder später einen gründlichen Wandel in unseren Anschauungen von der Erschließung der Alpen herbeiführen. Schon wissen wir, daß z. B. das Alpweiden (Almwesen), die Nutzung der Alpweide im Hochgebirge, viel, viel älter ist als man noch vor kurzem angenommen hat. Schon liegen Andeutungen, ja sichere Beweise dafür vor, daß man die Alpen bzw. die Hochgebirge der Erde und ihre Schönheit schon vor Jahrtausenden bewundert hat — nicht etwa nur gesurchtet oder als „abscheulich“ empfunden, wie manche Geschichtsschreiber uns auch jetzt noch weiszumachen versuchen, um unsere eigenen Leistungen in ein um so helleres Licht zu setzen. Auch ohne unmittelbare Nachweise werden wir eines Tages erkennen müssen, daß die Menschen, die schon vor Jahrtausenden in die Alpen einbrangen, jahrhundertlang als Jäger in hochalpinen Höhlen, sogar über 2400 m . M. hoch hausten, welche die Hochpässe regelmäßig überschritten, später die Hochalpen als Viehweiden genützt haben, daß diese Menschen selbstverständlich auch zahlreiche leichtersteigliche Alpenhohen erreichten —

und nicht nur auf der Jagd oder als Viehhirten, auf der Suche nach Erz oder als Grenzschutzwächter, sondern auch aus der Freude am Steigen, am Überwinden der Höhe, am Gewinnen der Gipfel ihrer Alpenheimat. Bedenken wir noch, daß die Alpen — und wie wir gesehen haben auch die Silbretta — zu Zeiten eisfrei waren und klimatisch ungleich günstigere Bedingungen hatten als heute, daß sich diese Tatsachen in zahlreichen als Zeugnisse uralter Überlieferungen hochbedeutungsvollen Alpenjagen spiegeln, so werden wir um so eher bereit sein, diese Erkenntnisse auch auf die Hochalpen und damit auch auf die Silbrettagruppe anzuwenden. Keinesfalls aber können die Bergsteiger im heutigen Sinne die Eroberung der Alpen für sich allein in Anspruch nehmen.

Wann die ersten Menschen in die Silbrettatäler, ins Unterengadin, ins Montafon und schließlich auch ins Paznaun eindringen, wissen wir nicht genau. Streufunde von bronzezeitlichen Waffen und Geräten, z. B. Lanzenspitzen und Beile im Balziferz und Bergalden (Gargellen) sind Zeugnisse dafür, daß die uralten Übergänge von der Art des Schlappinerjoches schon immer benützt, daß vermutlich in jenen Tälern auch Alpwirtschaft betrieben wurde, ja daß diese Alpenpässe sehr wahrscheinlich den verjumpften Tälern z. B. des Alperrheintales, vorgezogen wurden für Alpenüberquerungen. Jedenfalls kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß schon die Menschen der Jungsteinzeit (3000—1800 v. Chr.) deren Siedlungen im angrenzenden Alpengebiet (z. B. im Rheintal) nachgewiesen sind, auf ihren Streifzügen in diese Hochtäler der All (Montafon) vorgezogen sind. Sicher aber ist, daß im letzten Jahrtausend v. Chr. schon die von den Römern so benannten „Räter“ in diesem Alpenraum sesshaft waren und sowohl im Oberinntal—Engadin als auch in den All- und Rheinquelltälern hausten, denn nur so ist es zu erklären, daß die Römer unter Kaiser Augustus im Jahre 16 v. Chr. jenen großen Feldzug zur Eroberung Rätiens unternahmen mußten, bei dem auch das Oberinntal, das Engadin und Vorarlberg, d. h. der Raum rings um die Silbretta von den Römern unterworfen und die kelto-illyrische Vorbevölkerung unterjocht bzw. kolonisiert wurde. Die Römerherrschaft und Besetzung Rätiens dauerte rund ein halbes Jahrtausend. Durch die mähliche Verschmelzung der immer stärker römischen Besatzung mit den zähen bodenständigen Rättern wuchsen jene rätoromanischen Geschlechter heran, die mindestens im ersten Jahrtausend nach Chr. die Talräume rings um die Silbretta besiedelten, deren Spuren wir in den Flur-, Orts- und Bergnamen des ganzen Silbrettareiches — und im Namen „Silbretta“ selber! — auf Schritt und Tritt begegnen und deren unmittelbare Nachkommen heute noch als Rätoromanen Graubündens, einige 40.000 an der Zahl, in den Rhein- und Innquelltälern wohnen und so auch im ganzen Unterengadin entlang der Silbretta und auf Silbrettaboden.

Ihr ladinisches Romanisch wurde zur vierten Landessprache der Schweiz erhoben und bei diesem Anlaß die vielfach schon stark mißbildete ladinische Sprache des Engadins bereinigt. Das kommt auch in der neuen „Landeskarte der Schweiz“ zum Ausdruck und auch in der Silbretta. Hier ein Beispiel: Der vielbesuchte Grenzpaß zwischen Signalhorn und All. Bz. Ruin hieß bisher mißbildet Fuorcla del Confin, jetzt richtig Fuorcla dal Cunfin, was selbstverständlich auch auf unserer Kartenbeilage berücksichtigt wurde.

Jetzt wird es auch leicht verständlich, daß diese scheinbar weitausholende (und doch nur ganz grob umrissene) Vorgeschichte zwingende Voraussetzung war, um diese sonst so rätselhaften Siedlungs- und Namensgeschichte der Silbretta zu verstehen.

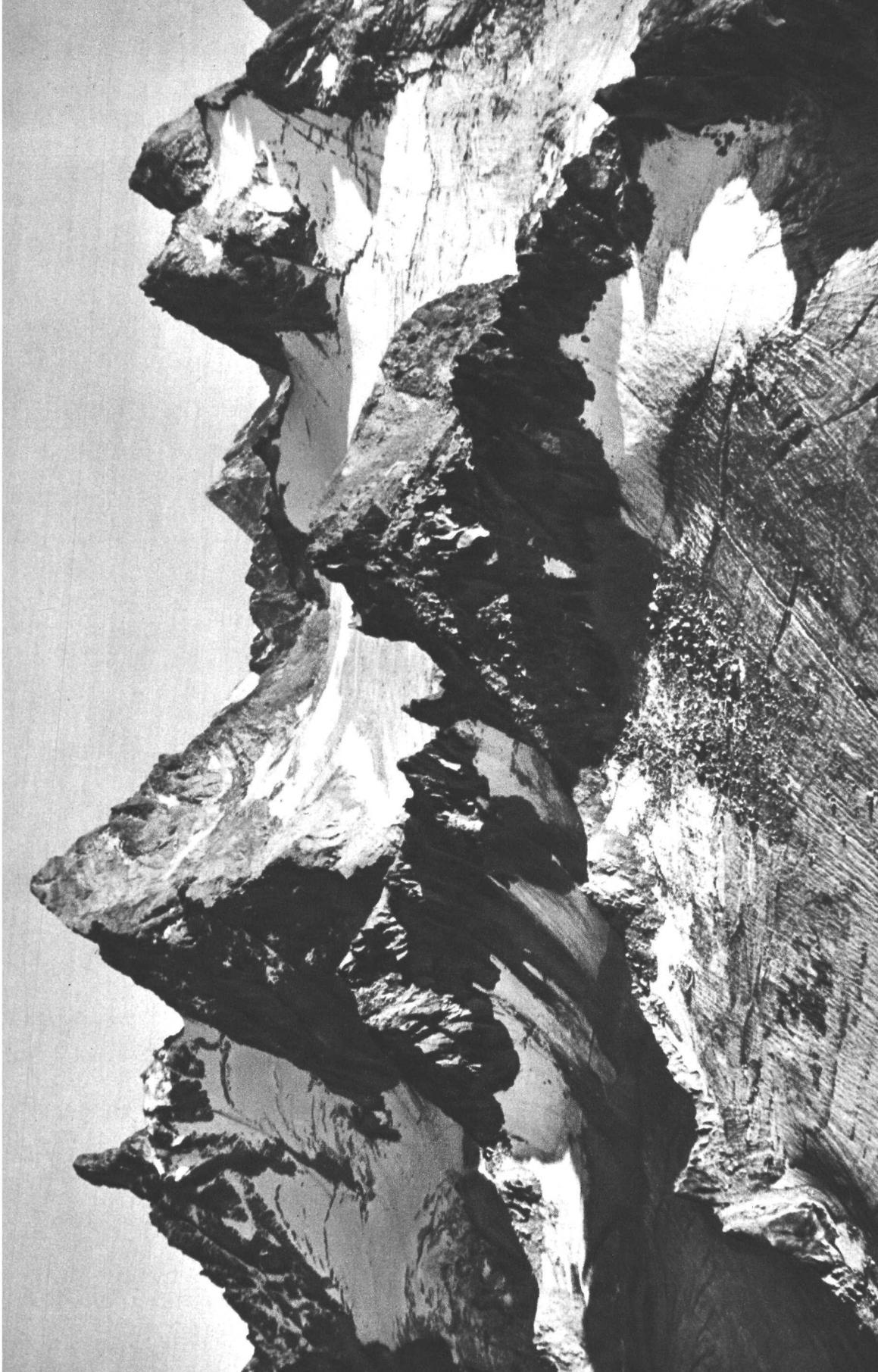
In einem Teilgebiet unseres Silbrettaraumes, im Paznaun, ging aber diese Besiedlung durch die Rätoromanen nicht so einfach vor sich wie im Montafon, das vom Taleingang her erschlossen werden konnte, oder beim Engadin, das sowohl von oben wie von unten als auch über den Reschen zu gewinnen war. Die wilde, heute noch eindrucksvolle Schlucht im Unterlauf der Trisanna am Eingang ins Paznaun bei Wiesberg, verwehrt zweifellos früher den Zutritt so nachhaltig, daß das Innerpaznaun noch lange unerschlossen blieb, als die Räter und Rätoromanen schon feste Wohnsitze im nahen Unterengadin, im Prätigau und Montafon hatten.

Zur Gewinnung weiterer Sommerweideplätze drangen die Rätoromanen, vor allem aus dem Unterengadin, über die Silbrettapässe — Futschölpas, Taznapas, Fimberpas, Vermuntpas, Klosterpas, in die Quelltäler der Trisanna, ins Fimber, Tam und Vermunt und schließlich ins Innerpaznaun vor. Und eines Herbstes sind sie nicht mehr ins Unterengadin zurückgekehrt nach Sent, nach Jetan, Ardez und Guarda, sondern blieben im Paznaun, d. h. rätoromanisch *pazza nouva* (*pezza nova*), in (auf) dem neuen Stück Land, Neufeld, dem Neuland und überwinterten dort. Sie waren sesshaft geworden. Da sie das Neuland im innersten Paznaun als Bergbauern inzwischen „cultiviert“ hatten, so nannten sie diesen Ort „Cultura“ im Sinne von „das behaute Land“. So entstand der Name Galtür. Auch Fschgl geht auf eine rätoromanische Siedlung und Namengebung zurück; es kommt von *ista* = *Isola* = Insel.

Aus diesem Verlauf der Landnahme erklärt sich auch der seltsame Grenzverlauf im oberen Fimbertal, denn die Innerpaznauner Gemeinden gehörten politisch und kirchlich noch jahrhundertlang und bis in die jüngste Zeit zum Unterengadin. Die Gemeinde Ardez z. B. hatte noch im vergangenen Jahrhundert großen Weidebesitz im Vermunt, bis ihn dann wagemutige Paznauner 1910 (!) erworben haben. Der Flurname „Schweizervermunt“ und die „Engadinerhütte“ (Alphütte), die man beide in unserer Karte findet, erinnern noch an diese Besitzverhältnisse. Ich habe diese romantische Geschichte des Großraumes Vermunt in meinem Silbretta-Buch beschrieben und darf mich hier mit diesem Hinweis begnügen, nachdem es ja weit über den Rahmen dieser Betrachtung hinausginge, mehr davon zu erzählen, als zur alpinen Erschließungsgeschichte und Namenskunde unserer Gruppe nötig erscheint.

Es bleibt uns nur doch, das Eindringen der deutschen Siedler und Namen kurz anzudeuten, um zu verstehen, wieso es mitten im romanischen Sprachgebiet, das die ganze Silbretta ehemals zweifellos war, zu einer Platten Spitze oder einem Fluchthorn kommen konnte, zur Heinspitze, den Seeschynen, im Tiroler Samtal sogar zu einem Röhlpelt. Auch diese Geschichte vom Ende der Römerherrschaft in Rätien entbehrt wahrlich nicht der Romanik. Nach ersten heftigen Vorstößen aus dem süddeutschen Raum gegen die Römer im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. begannen die Germanen etwa um die Mitte des 1. Jahrtausends in immer stärkerer Maße von Norden in die Alpen einzudringen — die Alemannen aus dem Bodenseeraum in die Rheintäler, die Bajuwaren aus dem Donauraum in die Inn- und Salzachtäler usw. Und wie die Alemannen und nachmaligen Vorarlberger schließlich bis ins Montafon, an Arlberg und später auch ins Prätigau vordrangen und die Rätoromanen teils verdrängten, teils aufsaugten aber auch in durchaus friedlichem Nebeneinander mit ihnen lebten, so haben auch die Bajuwaren und nachmaligen Tiroler sich in die Innäler emporgestiebt, nur mit dem Unterschied, daß sie im Oberinntal Halt machten und weder ins Paznaun noch ins Unterengadin eindringen oder doch nur in einzelnen Fällen, etwa wenn ein lästiger Händler sich als Geschäftsmann dort niederließ. Während aber das Unterengadin sein rätoromanisches Volkstum und Wesen bis heute wahrte, mußte das auch schon romanisierte Innerpaznaun jetzt eine zweite „Kultivierung“ erfahren und zwar wiederum von oben her: durch die alemannischen Wälder aus dem Prätigau und Montafon.

Zu den Alemannen, die unter der Ostgoten- und Frankenherrschaft vom Bodensee-raum in die Rhein-Mittäler vorgebracht waren — mehr als diese flüchtige Andeutung ist hier nicht möglich — gefolgt im 14. Jahrhundert die „freien Wälder“. Das sind Walliser Bergbauern, die (vermutlich von den Grundherren gerufen) aus dem Wallis, aus den Quellältern der Rhone usw. in mehreren großen Wanderzügen ostwärts herüberwechselten und besonders in Graubünden, im Fürstentum Nidchastel und dann in Vorarlberg, in Damüls, im Großen und Kleinen Wäldertal — daher diese Namen — am oberen Lech, bei Bludenz—Bürserberg—Brand usw. zahlreiche Hochtäler „urbanierten“, darunter auch das Prätigau und die Landschaft Davos und das Montafon, besonders im Silbertal, aber auch im inneren Tal, der sogenannten Innerfratte.



Autn.: G. Eub, Fribingen

Im der Borarlberger Silvretta: Die Nigner-Seehornggruppe im Abendlicht, von Nordwesten gesehen



Aufn.: J. A. Schäfer, Salzburg

In der Tiroler Silvretta: Bahnspitze und Paulketturm über dem Kronenferner vom Fuße des Kluchthorns



Aufn.: S. Berni, Klosters

Aus der Schweizer Silvretta: Der Silvrettagletscher mit Gletscherkamm, Torwache und Verstanflahorn von Norden

Aus dem Prätigau und Montafon drangen nun — wie einst die Rätoromanen aus dem Unterengadin z. B. über den Futschölpaß — die Walser im 14. Jahrhundert und vermutlich in Gesellschaft und auch unter Führung von schon älter eingewanderten ortskundigen Alemannen, aber wohl auch Rätoromanen über die Kofsurka, den Klosterpaß und das Zeimisjoch ins Innerpaznaun ein und lösten die Rätoromanen dort ab. Die Art und Gründe dieses Wechsels dürften sehr verschiedener Art gewesen sein. Sie können hier nicht breiter erörtert werden. Die politische und schließlich auch kirchliche Loslösung des Paznauns vom Unterengadin haben dabei sicher ebenso mitgewirkt (und die Rätoromanen zur Heimkehr in ihr angestammtes Tal bewogen) wie die sehr wechselnden Verhältnisse auf den Silvrettapässen, die nach der eisfreien oder eisarmen Zeit nun in sehr wechselvoller Weise bald mehr, bald weniger vergletscherten, so daß zu Zeiten kein eisfreier Übergang mehr zu finden war. Die Unterengadiner mußten dann das Vieh anseilen beim Überqueren der Gletscherpässe z. B. des Vermuntpasses, wenn sie zur Sommerung ins Vermunt auf ihre Weiden fahren wollten, und sogar Bretter zur Überbrückung der Spalten mitführen! Das mag ihnen manchmal recht verleidet sein. Auch dafür gibt es urkundliche Zeugnisse, die solche Schlüsse erlauben (6). Sicher ist auch, daß die Walser schon von ihrer hochalpinen Walliser Heimat her viel mehr Kenntnisse und Liebe zum Leben in den Hochalpen mitbrachten. Sie verstanden es, aus den „Wildnussen“ jene schönen smaragdgrünen Matten zu zaubern, wie sie überall, wo Wasser haufen, sich als grüner Rasensamt um die gold- und schwarzbraunen Wasserhöfe und Alpbütten breiten, bevölkert von einer stattlichen Viehhabe und den oft weißblonden Kindercharen, deren lustig plätscherndes Wasserbütsch im Kleinen Walsertal, auf Damüls, am Triesenberg ob Baduz oder in Klosters im Prätigau sich von jenem der Wispertäler zu Füßen des Matterhorns auch heute noch kaum unterscheidet, aber auch in Galtür und im Innerpaznaun trotz langsamer „Tirolisierung“ noch immer zahlreiche Spuren und Beziehungen zum Walserwesen zeigt.

Die Niederlassung der Walser in Galtür ist sogar auf das Jahr genau, nämlich 1320, urkundlich nachweisbar.

Für die Besiedlung von Galtür, des Innerpaznauns (und des Samnauns) durch die Walser, aber auch durch andere Vorarlberger Alemannen gibt es neben den untrüglichen Zeugnissen der Flur- und Geschlechternamen auch noch andere Urkunden, so jenes seltene Dokument einer „Friedensrichtung“, d. h. eines Vertrages, der nach dem blutigen Appenzellerkrieg am 4. April 1408 zu Konstanz besiegelt wurde und worin neben vielen anderen Walserbesiedlungen in Vorarlberg ausdrücklich auch „alle Walliser uff Galtüre“ genannt sind. Ein solches altes Walser Bauerngeschlecht ist z. B. die Familie Lorenz in Galtür, die so viele berühmte Bergführer, Hütten- und Gastwirte der Silvretta hervorbrachte (6).

Wir schließen diese flüchtige Betrachtung mit der Feststellung, daß die Rätoromanen im Montafon und Paznaun und im Prätigau — wie im übrigen Vorarlberg und Nordtirol — nämlich in dem deutschsprechenden Volkstum der Alemannen und Walser (bzw. Bajuwaren-Tiroler) aufgegangen sind, aber genau so wie auf dem Gebiet der Namengebung auch im Volkstum dieser Gebiete zahlreiche Spuren am inneren und äußeren Wesen hinterlassen haben. Während aber im Oberinntal diese deutsche Mundart sich tirolisch färbte und formte, bildete im Innerpaznaun das alemannische und walserische „Dütsch“ die Grundlage der Talsprache und vor allem auch der Flur- und Ortsnamengebung dieser neuen Siedler. Mit den Walsern und ihren Hirten und Sennen drang diese Mundart von dort und natürlich erst recht vom Montafon und Prätigau her in alle Silvrettatäler ein, ausgenommen die rein romanische Unterengadiner Seite.

Wie stark die Beziehungen des Innerpaznauns gerade zu Vorarlberg waren, das beweist in besonders hübscher Weise die „Schnapfenalpe“ im Samtal, bezeichnet man doch mit „Schnapfen“ die Vorarlberger Oberländer zwischen Feldkirch und Kludenz einschließlich, denen — nämlich der Gemeinde Göffis bei Feldkirch — diese Schnapfenalpe tatsächlich auch heute noch gehört und von den Göffner Bauern sommers mit Vieh besetzt wird.

Von den Namen in der Silvretta

Solcherart mit den für unsere bergsteigerischen Belange genügenden Vorkenntnissen ausgerüstet, wenden wir uns den Namen der neuen Silvrettakarte zu. So also kamen das Fluchthorn und das Berglerloch, so das Landle in Galtür und das Kuhalpei im inneren Samtal zu ihren Namen, so vor allem auch die vielen „Alpen“ denn im ganzen Innerpaznaun einschließlich Berwallseite und Zimbertal — siehe Idalpe! — gibt es keine „Alm“ wie etwa im übrigen Tirol oder in Bayern. Und es gab dort, wie überhaupt in der Silvretta, auch nie einen „Ferner“, denn die Memannen und Wallser kennen weder eine „Alm“ noch einen „Ferner“, höchstens einen Firn. Sie sagen „Alp“ oder „Alpe“ und „Gletscher“. Die Form „Ferner“ wurde willkürlich durch tiroler und innerösterreichische Kartographen anlässlich der Landesaufnahme in die Silvrettakarten eingeführt. Damals wurde der Namensforschung und Namengebung noch nicht jene Bedeutung und Sorgfalt zugemessen, wie dies heute mit Recht geschieht und in besonders vorbildlicher Weise bei der Namengebung der Alpenvereinskarten angewendet wird.

Auguste Supper, die schwäbische Dichterin, prägte das schöne Wort: „Wer eignen Acker hat, hat eigene Sterne“. Und wer um die geradezu heilige Ehrfurcht weiß, die unser erdgebundenes Landvolk dem Markstein entgegenbringt, dem unantastbaren, durch zwei „Zeugen“ gleichsam gefeiten Stein an der Grenzmark dieses Ackers und des nachbarlichen Grundes, der wird das in heißer Heimatliebe gereifte Wort mit Bewunderung empfangen.

Dem oft uralten Namen, der auf dieser alten Mark vielleicht seit Jahrhunderten, ja nicht selten schon ein Jahrtausend und länger ruht, ihm gebührt dieselbe Ehrfurcht wie dem Markstein, denn auch diese Namen sind Marksteine, echte, ja nicht selten die einzigen Urkunden, Zeugen der Menschheitsgeschichte von oft unerforschlichem Wert. Sie können sich zwar wandeln wie die Sprache selber. Aber man kann sie nicht willkürlich ändern oder ersetzen oder gar ausmerzen, denn dies bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Urkunden- und Geschichtsfälschung, die, wenn sie wissentlich geschieht, seit jeher als eine schmachvolle Handlung gegolten hat, wie das unrechtmäßige Verfehlen des Marksteines. Mit den Namen unserer Berge, Pässe, Gletscher und Fluren ist es nicht anders.

Wir haben schon gehört, daß die Bündner Romanen ihre Sprache und damit auch ihre Ortsnamen bereinigt haben, so war es eine selbstverständliche Pflicht, bei der Namengebung in der neuen Silvrettakarte auf Schweizer Boden die dortigen bereinigten Namen uneingeschränkt zu übernehmen. Dies war um so leichter möglich, als sich die rein romanische Namengebung genau auf die Unterengadiner Silvrettatäler beschränkt.

Aus denselben Gründen ist man aber auch übereingekommen, daß diese alten Fremden, in unserem Falle rätoromanischen Namen, soweit sie noch diesseits der Sprach- und Staatsgrenze fortleben, so zu schreiben sind, wie es ihre Herkunft gebietet, auf daß sie wieder kenntlich sei. Denn genau so wie wir um die Reinheit unserer Muttersprache bemüht sind, verlangt die Ehrfurcht vor der Überlieferung auch die Bereinigung der oft so jämmerlich verballhornten Namen. Wir wollen doch diese Urkunden wieder verstehen und wo immer möglich lesen, aber auch ihre Herkunft herauslesen können. Von welchen Folgen falsche Schreibung begleitet sein kann, das mag an dem wichtigsten rätoromanischen Silvrettawort auf unserer Seite abgewandelt werden: Vermunt. Weil es Fermunt gesprochen wird, so wurde es auch immer wieder so zu schreiben versucht. Das scheint auf den ersten Blick gar wohl berechtigt, verbirgt aber in folgenschwerer Weise die Herkunft des Wortes, denn stets wurde nun das Wort — genau wie bei der Schreibweise Ferwall statt Verwall — mit Eisenberg (bzw. Ferwall mit Eisental) übersezt, weil man das fer vom lat. ferrum = Eisen ableiten zu müssen glaubte. Dies geschieht immer und immer wieder, bis in diese Tage. Sogar ein so namhafter Gelehrter wie Dr. Robert Krebs, damals Professor der Geographie an der Universität Berlin, war diesem Irrtum unterlegen, indem er in seiner berühmten Länderkunde über „Die Ostalpen“

von der Silvretta schrieb: „Gneise und durch Eisenverbindungen oft intensiv rot gefärbte Schiefer (vgl. Fermann, Fermann) bilden breite Gewölbe...“

Gerade dieses mit Vorbedacht gewählte Beispiel mag zeigen, wie wichtig richtige Namengebung und Namensschreibung ist. Die Deutung Eisenberg ist ja schon sprachgesetzlich unmöglich, weil der Romane, grob ausgedrückt, Munter nicht Fermann geschrieben hätte, so wie der Franzose chemin de fer, wir aber umgekehrt Eisenbahn sagen. Rein — die sehr häufige Anlautsilbe ver, der wir noch in vielen anderen Silvretta-Talnamen — z. B. in Bergalben — begegnen, leitet sich in solchen Fällen zweifelsfrei von val = Tal her. Gerade an dem Wort Bergalben, das von den Montafonern heute noch „Bergalda“ gesprochen wird, läßt sich dies sogar urkundlich nachweisen, denn im Wudenzner Urbar von 1612 (1609) heißt es immer das „Thal Vallcalda“, 1671 ‚Balgalden‘, 1780 (bei Catani) aber dann ‚Bergalta‘, d. h. in diesen hundert Jahren vollzog sich die Umwandlung von val in ver; (val calda = warmes Tal).

Die Schreibweisen Vermunt, Verwall und ähnliche sind also wohlbegründet und sehr ernststen Überlegungen entsprungen.

Was für die rätoromanischen Namen recht ist, muß für die deutschen Namen billig sein. Und wenn der ort- und mundartfremde Topograph — gewiß ohne es zu wollen, aber auch ohne viel zu überlegen — den bodenständigen „Gletscher“ durch den „Ferner“ seiner eigenen Mundart ersetzte, so mußte dies einmal bereinigt werden. Man hat dies im Zeichen weitherziger Aufgeschlossenheit auf den heute noch ganz zweifelsfrei rein alemannischen Boden der Borsarlberger Silvretta beschränkt, auf tiroler Gebiet aber den dort nun schon recht eingebürgerten „Ferner“ belassen, zumal sich die Galtürer offenbar darein gefunden haben. So gibt die Karte instinktiv ein recht anschauliches Bild auch vom Verlauf der Ländergrenzen. Dafür ist allerdings ein Dokument der Landes- und Siedlungsgeschichte ausgelöscht. Dies noch einmal festzuhalten, war Pflicht des Chronisten.

Damit war aber die heikle Aufgabe bestmöglicher Namengebung im Silvretta-Kartenbereich noch nicht erschöpft. Seit mehreren Menschenaltern schon war diese Aufgabe ziemlich vernachlässigt und so hatten sich Fehler eingeschlichen oder Formen gewandelt. So ist es z. B. mehr und mehr praktischer Brauch geworden, die Namen zu kürzen und z. B. Zahnjoch anstatt Zahnspizjoch oder Seelücke anstatt Seegletscherlücke zu sagen. Es wäre sinnlos gewesen, an den alten Namen zu kleben, wenn sie in der Praxis dann doch nicht gebraucht werden, zumal in vielen Fällen diese Kürzung auch sprachlich besser oder mundgerechter war. Wozu Kromertal-gletscher oder Schweizer-gletscherlücke sagen, wenn mit Kromergletscher und Schweizerlücke ebenso viel gesagt ist? Im Bereich des Kromergletschers war auch noch ein anderer Mangel zu beheben, weil nämlich vielbenützte Übergänge falsch oder gar nicht benannt waren oder ihre alten Namen verloren hatten. In diesem Gebiet ist eine sonst seltene aber ebenso schöne wie treffende Bezeichnung für nicht zu schroffe Grateinschnitte seit alters im Gebrauch: die Lücke, u. a. in der Seelücke zwischen Gr. Seehorn und Ostl. Kromerspizze sowie in der Schweizerlücke zwischen Westl. Kromerspizze und Ostl. Plattenpizze (Bild 1, Tafel I). Die Lücke zwischen Ostl. Kromerspizze und Kleinlitzner, die ihrer Lage nach der Schweizerlücke genau entspricht, hatte ihren alten Namen Kromerlücke verloren. Er wurde ihr wiedergegeben und damit auch der „Edgar Bökling-Scharte“ ein solides Fundament. Die nicht bodenständige Bezeichnung „Edgar Bökling-Scharte“ für diese Lücke wird abgelehnt und kann in das amtliche Kartenwerk nicht übernommen werden. Auch die Bezeichnung Scharte ist dort nicht am Platze. Es erscheint auch viel sinnvoller, das Andenken des hochverdienten Mitgliedes des Saarbrücker Alpenvereins durch eine „Edgar-Bökling-Warte auf der Kromerlücke“ zu ehren als in Verbindung mit der Bezeichnung „Scharte“. Der Felsblock in der Kromerlücke würde sich dazu sehr gut eignen.

Eine echte „Scharte“ aber befindet sich zwischen Ostl. und Westl. Kromerspizze. Während sie im Sommer in ungestörter Stille von ihrem einsamen Schartenturm (s. Bild!) bewacht wird und eines Namens kaum bedürfte, erhält sie im Winter sehr viel Besuch von

den Skifahrern. Ihr steht daher der Name Kromerscharte wirklich zu. Best könnte wir sie im Zuge der beliebten Ski-Rundfahrt ansprechen: Saarbrücker Hütte — Seelüde — Al. Seehorn — Abfahrt auf den Seegletscher zurück — Aufstieg zur Kromerscharte — Abfahrt über den Kromergletscher und nördlich um den Kleinkligner herum zur Saarbrücker Hütte zurück.

Unbefriedigend war auch die Namengebung im Bereich des weitgespannten Doppeljoches zwischen dem Hohen Rad und dem Rauhen Kopf. Das Joch wird durch den unbedeutenden Bieltalkopf, 2797 m, zweigeteilt. Das Joch 2652 m zwischen dem Hohen Rad und dem Bieltalkopf wurde bald richtig Radsattel, bald falsch Bieltaljoch genannt. Das andere Joch dicht NNW Punkt 2772 (ohne Höhenzahl, ca. 2725 m) aber war unbenannt, obwohl es im Winter von größter Bedeutung ist als Skijoch und Übergang von der Wiesbadner Hütte zur Bielerhöhe oder nach Gallir mit der unvergleichlichen Abfahrt durchs Bieltal hinaus. Wir haben daher den Namen Bieltaljoch auf dieses bisher unbenannte Joch festgelegt und den Radsattel zum Joch 2652, wie es beiden gebührt.

Auf diese Weise konnten zahlreiche Mängel der Namengebung behoben werden, doch mögen diese Hinweise genügen, um zu zeigen, daß man alle diese Aufgaben mit ebenso viel Liebe wie Sorgfalt zu lösen versuchte.

Der Name Silbretta

Wenn es auch nicht Aufgabe dieser kurzen Übersicht sein kann, die vielen oft schwer verständlichen ladinischen aber auch manchen deutschen Berg- oder Ortsnamen der Silbretta zu erklären, so sei doch wenigstens das Wort Silbretta kurz gedeutet, welches der behandelten Gebirgsgruppe und damit auch unserer Kartenbeilage den Namen gab. Dies erscheint auch deshalb notwendig, weil es gerne mit dem lateinischen Wort silva = Wald in Verbindung gebracht und etwa als „Kleiner Wald“ oder so ähnlich übersetzt wird. Das ist aber ein Irrtum.

Wieder andere haben einmal etwas von der Silbretta-Bereina-Sage gehört und von den zwei gleichnamigen und natürlich wunderschönen Töchtern des italienischen Grafen Bareto, an den die Bareto-Balme im Bereina erinnert (Wasserdeutsch: Balme = Höhle; siehe Balmhorn im Wallis). Über diese Sage wurde an die bereits vorhandenen Namen Silbretta und Bereina geknüpft und nicht umgekehrt. Ich habe sie in meinem Silbretta-Buch(6) erzählt. Sie hat mit der Entstehung des Namens Silbretta nichts zu tun. Der so schöne, unserer Gruppe so wohl anstehende Name hat ganz anderen und leider sehr mächtern Ursprung. Ich bitte den Leser, unsere Kartenbeilage zur Hand zu nehmen. Er findet dort im obersten Garbasatal, etwa 2,5 km südlich der Seehorn-Liznergruppe, NW der Zunge des Silbrettagletschers, eine „Alpe Silbretta“ eingetragen, mit einer kleinen Alphütte 2065 m; und NO davon, ganz oben im Silbrettatal, noch eine Weide „Ober Silbretta“. Diese Alpe ist, vom Prätigau her gesehen, die oberste Alpe des Tales, die „Oberalp“. Die Rätoromanen, die früheren Besiedler des Tales, die hier schon Alpwirtschaft getrieben haben, bezeichneten die Alpe daher kurzerhand mit „alp suvretta“ = oberste Alpe. Suvretta von suvra = oben, lat. supra; suvretta = oberste. Eine solche Alpe Suvretta gibt es heute noch im Oberengadin bei St. Moritz.

Durch die Landnahme der Alemannen bzw. Walser im Prätigau, wo dann nur mehr deutsch gesprochen wurde, sind die alten rätoromanischen Namen genau so wie im Montafon und Paznaun allmählich im Munde der Walser verformt und verbildet worden, so auch suvretta, aus dem 1571 Savretta wurde. Ja, in der Karte von Sprecher von Bernegg 1618, abgebildet im Silbretta-Buch(6) S. 72/73 als Bild 21, ist die Silbretta bereits als „Selvreta mons“, als Selbrettagebirge eingetragen. 1780 heißt sie Selbreta, 1811 dann schon Selbretta, eine Form, die Prof. G. A. Koch, Wien, 1884 in einer Schrift über die Gruppe noch benützte. Die heutige Form Silbretta aber führte der damalige Topograph und spätere Oberforstinspektor der Schweiz, Johann Coaz, der 1850 den Piz Bernina als Erster bestieg, im Jahre 1865 ein, indem er dem Silbretthorn, -paß und -gletscher diese Namen gab.

Der Mensch in der Hochsilbretta

Der Zweck dieser Betrachtung ist im Titel klar umgrenzt: dem Silbrettfreund soll die Gruppe und vor allem die österreichische Silbretta von heute nahegebracht werden, so wie sie im Kartenbild und -wort unserer Beilage erscheint. Die alpingeschichtlichen Rückblicke beschränkten sich deshalb auf jene Darstellung des Vergangenen, die zum Verständnis des heutigen Bildes unerlässlich scheint. Ich darf mich daher auch hier auf geraffte Hinweise beschränken, zumal ich die bergsteigerische Silbrettageschichte sowohl in den 20 Abschnitten des umfangreichen VII. Kapitels des Silbretta-Buches als auch in einer geballten Fassung im Silbrettasführer (3) beschrieben habe.

Die oben skizzierte Siedlungsgeschichte der Silbretta-Umfassungstäler hat uns mit der erstaunlichen Tatsache vertraut gemacht, daß einige Silbrettapässe, besonders aber das Schlappinerjoch, schon sehr früh und sicher vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung begangen wurden. Wir dürfen auch annehmen, daß die Rätoromanen allenthalben schon Weidewirtschaft mindestens in den leichter zugänglichen Silbrettatälern betrieben und die Örtlichkeiten erforscht und benannt haben.

Im Mittelalter setzte mit der Erforschung, Weidenuzung und schließlich Siedlung der Unterengadiner im Innerpaznaun ein sehr starker Verkehr über die Silbretta-Hochpässe der Ostsilbretta ein und dies erst recht, als die Wasser im 13. Jahrhundert aus dem Prätigau und Montafon ins Paznaun hinübersiedelten und zweifellos in steter, enger und besonders auch geschäftlicher Verbindung mit ihren Stammtälern und -sippen blieben. Das spiegelt sich sehr deutlich in der Namengebung entlang diesen Übergängen aus dem Prätigau ins Paznaun und umgekehrt, Namen, die noch heute aus der Karte zu uns sprechen und ihren dokumentarischen Wert überzeugend dartun. Besonders der Verkehr zwischen dem Innerprätigau um Klosters und den Wässern im Innerpaznaun muß sehr rege gewesen sein, zumal er aus beiden Tälern in Richtung Tirol bzw. Graubünden weiterlief. Aus diesem Grunde gaben die Prätigauer Wässer dem Täl, das nach Galtür hinüber führte, den heute noch in der Karte gültigen Namen „Galtürtäl“. Und die Paznauner nannten umgekehrt das nach Klosters führende Tal und den Paß „Klosters-tal“ und „Klosterpaß“, von all den sonstigen Zeugnissen für diesen Paßverkehr gar nicht zu reden, den Tavernen, dem berühmten Veltlinerhüsl, das jetzt im Silbretta-Stausee versunken ist, oder von den Funden an und auf den Pässen (6).

Ein ganz wichtiger Paß war der Futschölpäß, denn auf der Karte in Scheuchzers berühmter „Naturgeschichte des Schweizerlandes“ 1746 ist der „Mons Futschöl“ als einziger der Hoch-Silbretta mit einem richtigen Paßweg und zahlreichen Zitzachs als „Der Weg ins Tyrol“ eingetragen. An diesem Weg stand einst im Samtal eine Taverne für die Paßfahrer, genau wie am Schlappinerjoch (in Bergalben) und am Feinischjoch, das in der gleichen Karte als „Feinisch Mons“ und ebenfalls mit Paßweg eingetragen ist. Ich habe die Karte sowohl im Silbretta-Buch als auch mit vergrößertem Ausschnitt in meinem Gletscher-Buch (Leipzig 1938) abgebildet, denn auch die Vergletscherung der Silbretta erscheint dort im Kartenbild und zwar genau im meist vergletscherten Herzstück der Gruppe, dazu die Worte „Der Gletscher“.

Ein anderer bis in unsere Zeit vielbenützter Paß war der Fimberpaß, über den ein regelmäßiger Verkehr mit Saumpferden unterhalten wurde, so wie etwa heute die Postautos regelmäßig über die Pässe fahren. Es wurde vor allem Salz aus Hall in Tirol hindüber und Veltlinerwein herüber gesäumt. Das Bodenhaus im mittleren Fimbertal war die Paßtaverne der Säumer auf der Nordseite. Im Stall neben dem Bodenhaus kann man heute noch die Kraufen für die Saumpferde sehen. Als man 1952 den ältesten Teil des Bodenhauses herrichtete, kam Gehäl aus dem Jahre 1552 (!) zum Vorschein. Das genau 400 Jahre alte Balkenwerk war so ausgezeichnet erhalten, daß nicht ein Stück erneuert werden mußte.

Das Bodenhaus, mitten im schönsten Silbretta-Skigebiet gelegen, ist übrigens im Besitz einer Familie Wälsler aus Schgl. Einen besseren Beweis der wasserischen Herkunft

auch der Ischgl'er Paznauner können wir nicht wünschen. Die echt wasserische Bezeichnung „Bodenhaus“ würde aber auch schon genügen.

Schlappinerjoch und Futschölpaß, Fimber- und Klosterpaß als nachweisbar vielbe-gangene Silbrettapässe mögen genügen, um zu zeigen, welcher reger Verkehr dort droben zur Sommerzeit und mindestens im letztvergangenen Jahrtausend zu Zeiten herrschte. Wer weiß, wie leicht man vom Futschölpaß auf den Biz Faschalba oder Grenzedkopf steigen kann, wie leicht die Gipfel am Fimberpaß und seiner Umgebung zu erreichen sind und wie mancher leicht zu ersteigende Berg im Bann- und Gesichtskreis der schon vor Jahrtausenden besömmerten Hochalpen steht, der wird nicht bezweifeln, daß sich unter den vielen Paßgängern, Säumern, Hirten, Jägern, Bergknappen und Abenteurern aller Art dann und wann einer fand, der eine solche Anhöhe zu ersteigen versuchte. Bei all dem haben wir der mannigfachen Kriegszüge noch nicht gedacht, die über manchen dieser Pässe herüber und hinüber führten.

Die Silbretta im Bludenz'er Urbar

Im Urbar der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg von 1608—1618 hat der Vogtei-verwalter David von Pappus — aus einem alten Feldkircher Patriziergeschlecht — eine genaue Grenzbeschreibung niedergelegt und zu diesem Zweck im Jahre 1609 diese Grenzen, immer in Begleitung orts- und bergkundiger Personen, abgeritten und abgeschrieben, ja man darf wohl sagen auch „überklettert“. In unserem Silbrettbereich verlief diese Herrschaftsgrenze ungefähr so wie heute noch die Bludenz'er Bezirksgrenze verläuft entlang der Ländergrenze Tirol-Vorarlberg bzw. der Staatsgrenze von der Dreiländer-spiße zum Schlappinerjoch oder, wie Pappus in der Abrechnung über diese 25-tägige Grenzbegehung schreibt, „hinter dem hohen Joch Wallilla“ und über „Bermond“, wo „die Grenzen gegen dem Engedein, Prettigern und Raudersperg beschrieben“ wurden. Wobei daran erinnert sei, daß im wasserischen Deutsch die Gipfel, Grate und Berggruppen allgemein unter dem Begriff „Joch“ zusammengefaßt wurden, mit dieser Bezeichnung also nicht nur Joch, Einsattelungen im heutigen Sinne, wie etwa Feinischjoch, gemeint sind.

Die Dreiländer-spiße — mitten in den Gletschern und völlig abseits der nutzbaren Weiden gelegen — trug damals offenbar noch keinen Namen. Ihre Stelle nahm der „Katzspitz“ ein, das heutige Hohe Rad. Pappus erwähnt den Katzspitz mehrmals im Urbar als Ausgangspunkt der Grenzmark. Die nördlichste Schulter des Massivs, etwa 2200 m hoch, trägt heute noch den Flurnamen „him hohe Kat“ = beim Hohen Kat, weil die verschiedenen Grundeigentümer dort öfters zu einem „Hohen Kat“, d. h. zur Beratung und Bestätigung der Grenzmarken zusammenkamen, die von dort aus in eigenartiger Weise alle zu übersehen sind: Großvermunt, Kleinvermunt, Schweizervermunt, Bieltal, Klostertal. Der Name und die Schreibweise „Hohes Rad“ ist also auch eine Verballhornung, hat mit einem Rad gar nichts zu tun, ist aber schon so eingebürgert, daß eine Berichtigung nicht mehr möglich war.

Aus der Grenzbeschreibung selber und aus der oben erwähnten Abrechnung über die Grenzbegehung geht nun hervor: Zum Ersten sind darin sehr viele und ganz abgelegene Berggipfel und Pässe entlang der beschriebenen Grenze als natürliche Marksteine mit ihren meist auch heute noch gültigen Namen und mit offensichtlicher Vertrautheit aufgeführt, auch in der Silbretta.

Für den Orts-, Sach- und Gebirgskundigen besteht daher nicht der geringste Zweifel darüber, daß diese Namen schon damals und seit jeher in Gebrauch waren, seit eben Men-schen dort droben sich bewegten. So weit es sich um rätoromanische Namen handelt, müssen sie also damals schon ein ansehnliches Alter besessen haben. Das Hochgebirge war diesen Menschen, auch den deutschen Siedlern, seit jeher durchaus bekannt und vertraut.

Zum Zweiten: Pappus, welcher nach Tiefenthaler* „ein korrekter Beamter war, der es mit seinen Pflichten sehr ernst nahm“, hat bei dieser Grenzbegehung zweifellos auch die Hochgebirgsgrenzen möglichst genau abgeschritten. So schreibt er z. B. vom „Thal Ganera“ in der Abrechnung:

„Durch dieses Thal bin ich zu allerhinderst ob den hohen Gletschern über dasselbe Hoch ins Thal und Ap Balcalda gezogen und die Grenzen gegen Brettigen besichtigt. . .

Item zwei Hirten, so mir und meinen Mitgefährten über genanntes Hoch geholfen, dann wir um Leib und Leben, wegen des rauhen gepürgs grausamen Höhe und Wetters in Gefahr gestanden, verehrt 29 fr.“

Seitdem ich vor und nach dem Zweiten Weltkrieg bei dem inzwischen verstorbenen Archivar Alfons Leuprecht in Bludenz eine der seltenen Abschriften dieses Urbars einsehen konnte, bin ich der festen Überzeugung, daß Pappus mit seinen verschiedenen Begleitern mindestens einige der leichter zugänglichen Gipfel entlang der Urbargrenze bestiegen hat. Landesoberarchivrat Dr. W. Tiefenthaler, Bregenz, dessen Urteil ganz besondere Bedeutung zukommt, bestätigt diese Meinung, indem er schreibt: „Ich glaube, daß wir Pappus, abgesehen von namenlosen Jägern und Alphirten, als historisch belegten Erstbesteiger vieler Vorarlberger Berge annehmen können. Es wird daher auch in mancher Hinsicht die Literatur über die Erstbesteigungen in Vorarlberg zu berichtigen sein“.

Um dies zu bekräftigen, wird zwar eine genaue Überprüfung des Urbars und geeigneter Hilfen auch vom bergsteigerischen Standpunkt aus nötig sein, wozu hier natürlich nicht Raum ist. Doch sei der brave David von Pappus mit seinen Gefährten hier wenigstens als Anwärter angemeldet auf so manche „Erstbesteigung“, wenn auch nicht im schwierigsten vergletscherten Bereich der Hochsilbretta.

Wenn wir uns jetzt der weiteren bergsteigerischen Erschließung der Hochsilbretta mit einigen zusammenfassenden Schlussbemerkungen zuwenden, so finden wir diese sozusagen selbstverständliche Vertrautheit der Einheimischen mit ihren Alpen gleich wieder bestätigt in einer noch etwas älteren Urkunde, nämlich in Campells „Raetiae alpestris topographica descriptio“ 1572, worin der Fleßpaß und Vereinaß als vielbegangene Übergänge aus dem Prätigau ins Unterengadin mit offensichtlicher Vertrautheit beschrieben sind. Aber auch der Bernelapaß ist ihm bekannt und die ganze Umwelt des Biz Linard, ja sogar dieser selbst als Biz Chünard oder Rabinerhorn, dessen Besteigung (durch Jäger) Campell als völlig glaubhaft darstellt. Dazu kommen mannigfache sagenhafte Berichte von viel früheren Besteigungen des Biz Linard. Ich bin der Überzeugung, daß diese Sagen irgendwie einen Wahrheitskern als Anlaß in sich tragen, wie dies von vielen Sagen bekannt ist. Ausgerechnet dieser höchste Gipfel der Silbretta, der Biz Linard, steht also an der Spitze der hochalpinen, im heutigen Sinne bergsteigerischen Erschließungsgeschichte, was aber immerhin leicht erklärlich ist angesichts seiner beherrschenden Lage über dem Unterengadin bei Susch-Bernez und unmittelbar am Vereina- und Fleßpaß. Dies ist aber nur ein Anfang und kleiner Teil einer erstaunlich umfangreichen frühen Literatur über diesen Berg und seine angeblichen Besteigungen. Aber auch seine erste und wie man heute zu sagen pflegt, „erste touristische“ und verbürgte Besteigung erfolgte verhältnismäßig sehr früh und bevor die hochtouristische Besteigung irgend eines anderen höheren und schwierigen Silbretttagipfels nachweisbar ausgeführt wurde, nämlich 1835 durch den Schweizer Professor Oswald Heer mit dem Führer Johann Maduz und zwar von Susch (Süs) im Unterengadin aus und über die Westseite aus dem Val Saglains. Diese letzte Besteigung ist also gleich ein kräftiger Aufstak der bergsteigerischen Erschließung, die sich fortan ziemlich deutlich in einige Hauptabschnitte abgrenzen läßt. Wie in der Siedlungsgeschichte gehen die ersten zielbewußten Vorstöße von der Bündner Seite aus, aus dem Unterengadin und besonders aus dem Prätigau, nicht viel später aber

* „Montfort“, Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs, 7. Jhg. 1955 Heft 1, S. 60 ff. „Die Grenzbeschreibungen im Urbar der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg von 1608—1618“. Von Meinrad Tiefenthaler.

auch von der Vermuntseite aus dem Baznaun und Montafon, wobei auf allen Seiten Einheimische als Führer mitwirkten, ja nicht selten eine ganz entscheidende Rolle spielten.

Der erste Pionier größeren Stiles war F. Coaz, der 1845 das Flüela-Weißhorn und 1849 als Topograph in der Ostsilvretta zahlreiche Gipfel bestiegen hat, die meisten wohl erstmals, darunter beide Gipfel des (Samtaler) Augstenberges, die Krone und die Gemshleispitze. Am 1. Juli 1858 führte F. F. Weilenmann die dritte Besteigung des Piz Linard und die erste über den SW-Grat allein durch. Weilenmann erstieg auch das Fluchthorn nach langer Belagerung am 12. Juli 1861 erstmals und zwar von Süden mit dem Baznauner Führer Franz Pöll.

Die nächste Erschließungszeit stand ganz im Zeichen des 1863 gegründeten Schweizer Alpenclubs, der schon im dritten Vereinsjahr 1865 unter seinem Präsidenten Coaz und mit dem Sitz in Chur, die Silvrettagruppe zum „Clubgebiet“ erkoren, d. h. den Mitgliedern zum besonderen Besuch 1865 und auch 1866 empfohlen hat. Dies trug natürlich sehr zum Bekanntwerden der Gruppe bei und umso mehr, als des SAC im gleichen Jahr schon die Silvrettahütte am Silvrettagletscher als dritte Hütte des Clubs erbaute. Die später mehrfach vergrößerte Hütte, neben der auch ein privat geführtes Silvrettahaus entstand, ist heute im Besitz der Sektion St. Gallen des SAC.

In dieses denkwürdige Jahr 1865 fielen dann auch zahlreiche erste und andere Besteigungen in jenen Gebieten, darunter die erste Besteigung des Piz Buin durch F. F. Weilenmann, St. Gallen, und F. A. Specht, Wien, mit den Baznaunern F. Pöll und F. Pfitscher am 14. Juli 1865. Am gleichen Tage wurde das Matterhorn erstmals bestiegen.

Neben vielen anderen Spitzen wurden 1865 und anschließend erstmals bestiegen: 1865 Signalhorn, Gähorn, Silvrettahorn. 1866 der Großfligner, Verstanflahorn und das Ostl. Plattenhorn. 1868 der Kleine Buin und das Westl. Plattenhorn. 1869 Piz Fliana, Großes Seehorn und die Kleinen Seehörner. Die späteren Erschließungsfahrten befaßten sich jetzt bereits mit den niedrigeren Gipfeln oder aber mit schwierigen Türmen, Nadeln und Graten, die hier nicht einzeln aufgezählt werden können.

Im Anschluß an die Erbauung der ersten Schutzhütte 1865 in der Silvretta mögen gleich die übrigen Hüttenbauten des SAC folgen: 1895 die Vereinahütte, das später durch das Berghaus Vereina ersetzt wurde. 1902 die Linardhütte im Val Glims, 1914 die Zuoihütte, 1920 die Fergenhütte. Dazu kommen später noch einige Stühütten im Unterengadin, deren Beschreibung man im Silvretta-Stführer (4) findet.

Mit dem Jahre 1865 und „Clubgebiet“ des SAC und der Erstellung der Silvrettahütte war die Gruppe mitten in das hochtouristische Interesse jener Zeit gestellt, zumal Weilenmann seine Erfolge am Linard, Fluchthorn und Piz Buin nun auch durch seine köstlichen Schilderungen bekannt machte, die dann in seinem dreibändigen Werk „Aus der Firmennwelt“ (Leipzig ab 1872) gesammelt erschienen sind und auch heute noch zum Besten und Schönsten zählen, was je von einem Bergsteiger über die Alpen geschrieben wurde.

Als Alpenkrone des Landes Vorarlberg und des Bodenseeraumes und dank ihrer günstigen Lage zum südwestdeutschen, schwäbischen Raum fand die Silvretta auch in diesen Ländern sehr viele Freunde. Das führte jetzt auch auf der österreichischen Seite zur Gründung erster Arbeitsgebiete und Errichtung von Schutzhütten des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Bereits 1882 erstellte die Sektion Schwaben, Stuttgart, ihre Samtalhütte, als deren erste Gäste sich die Brüder Ffigmondy aus Wien einfinden und bald darauf auch unser Ludwig Purtscheller aus Salzburg, der sich 1886 auf kühnen Alpeintouren im Vermunt und Sam so sehr für die Silvretta begeisterte, daß er schon 1888 wiederkehrte, diesmal mit Heinrich Heß und Karl Blodig, den nachmals so berühmten Hochtouristen. Das Dreigestirn erstieg denn auch die schöne Tormache erstmals. Fast mutet es uns wie eine ferne Sage an, wenn wir bedenken, daß einer aus dieser Dreiergesellschaft von 1888, Dr. Karl Blodig in Bregenz, jetzt, da ich dies niederschreibe, im Sommer 1955 noch als 95-jähriger unter uns weilt.

1884 schon erstellte die rührige Sektion Vorarlberg des Alpenvereins die zweite W-Hütte in der Silbretta, im Vermunt und nannte sie Madlenerhaus nach einem der besten Vorarlberger Hochtouristen, Andreas Madlener, Bregenz. Mit ihm und seinen zahlreichen Vereinskameraden und Gefährten stellten sich die Vorarlberger Alpinisten in die erste Reihe der Silbretta-Erschließer von Battlogg bis Gunz, von Hämmerle und Wolland bis Blodig und Judrell. Besondere Verdienste erwarb sich Dr. Blodig durch seine Aufsätze über das Silbrettagebiet in den prächtigen Bänden der Zeitschrift des DDeW: 1910 über das Gebiet der Tübinger Hütte, 1912 der Saarbrücker Hütte, 1914 und 1921 des Madlenerhauses und der Wiesbadner Hütte.

Die Erschließung der Nord-Silbretta fand ihre rasche Fortsetzung in der Erbauung der Heidelberger Hütte im Fimbertal 1889 durch die W-Sektion Heidelberg, der Wiesbadener Hütte im oberen Ochsental 1896 durch die W-Sektion Wiesbaden, die später auch das Madlenerhaus erwarb als natürliche Zwischenstation am Zugang zu ihrer Wiesbadner Hütte.

1908 folgte die Tübinger Hütte im Garneratal der W-Sektion Tübingen, 1911 die Saarbrücker Hütte im Kromertal der W-Sektion Saarbrücken und 1926 die kleine unbewirtschaftete Madrisahütte der W-Sektion Karlsruhe im Balzifenztal bei Gargellen.

Zu diesen Vereinshütten kamen die privaten Gasthöfe in Gargellen und Garfrescha-Bermiel, am Zeinischoch und im Fimbertal, aber auch in den Talstationen des Montafons und Paznauns. Damit konnte die bergsteigerische Erschließung der Nordseite mehr oder weniger als abgeschlossen betrachtet werden, denn inzwischen waren auch alle Gipfel bestiegen und selbst die letzten alpinen Probleme fast alle gelöst, ja sogar die vier großen Nordwände durchstiegen: 1911 die Nordwand des Großglockners durch Paul Preuß allein (vgl. Bild 1, Tafel I); die Nordwand des Fluchthorns durch Emanuel Strubich allein, der auch viele andere Gebiete im Berglerkamm, Larainkamm und Balgraggessgrat auf kühnen Alpeintouren erschlossen hat; 1922 die Nordwand des Biz Vinard durch Walther Flaig und Adolf Weidle und 1923 die Nordwand des Verstantlahorns durch W. Flaig und E. Fritsch (vgl. Bild 3, Tafel II).

Zu den Bergsteigern gesellten sich nun um die Jahrhundertwende die ersten Skifahrer. Aber als der Bergführer L. Guler aus Klosters am 5. Januar 1898 auf Skiern seinen Herrn L. Denzler, der Schneereifen benützte, auf den Biz Vinard begleitete, da ahnte noch niemand daß dieser Berg bald ein vielbeliebtes Skiziel sein würde, ja dies gilt auch noch für die erste Skibesteigung der Dreiländerspitze am 20. März 1904 durch Fritz Kurz, Josef Oßler und deren Kamerad Bizzer.

Die erste der heute so beliebten Durchquerungen der Silbretta auf Skiern führten vermutlich P. Schucan und D. Marcuard, beide vom Mad. Alpenclub Zürich, Mitte März 1909 durch, von Landeck nach Klosters: am 1. Tag Hchgl—Heidelberger Hütte; 2. Tag Zahnjoch mit Besteigung des Fluchthorns—Kantalhütte; 3. Tag Ochsencharte mit Dreiländerspitze—Wiesbadner Hütte (wo sie zwei Tage eingeschneit waren). 4. Tag Fuorcla dal Cunsin mit Besteigung des Biz Vinard—Silbrettapaß—Silbrettahütte; 5. Tag Klosters. Schucan hat damals schon die besondere Schönheit der Skifahrten in der Silbretta und besonders im Fimbertal erkannt und ihre Bedeutung vorausgesehen.

Die stürmische Entwicklung des alpinen Skilaufes, welche die Silbrettagruppe als eines der schönsten alpinen Skigebiete erkannte, ist so allgemein bekannt, daß eine weitere Begründung überflüssig erscheint.

Die Technik in der Silbretta

Im Jahre 1924 wurden die Vorarlberger Illwerke gegründet und damit die Wasserkraftsgewinnung auch in der Silbretta eingeleitet. Sie scheint heute im wesentlichen abgeschlossen. Die dabei erstellten Bauten haben Landschaftsbild und Verkehr in der Mittelsilbretta so beeinflusst, daß sie hier kurze Erwähnung finden müssen. Ein Blick auf unsere Kartenbeilage sagt dabei mehr als viele Worte. Wir erkennen im Silbretta-

bereich vor allem zwei große Stauseen: 1. den Vermunt-Stausee mit einem Nutzinhalt von 5,4 Millionen Kubikmeter und mit dem Kraftwerk Vermunt in Partenen, seit 1931 im Betrieb. 2. den Silbretta-Stausee mit 38,6 Millionen Kubikmeter Inhalt und dem Kraftwerk Obervermunt am Seespitz des Vermunt-Stausees, seit 1943 in Betrieb.

Dazu kommen die Druckrohrleitungen, Wasserüberleitungen aus dem Sam, Larcain und Fimbertal usw. Aus diesen beiden Werken werden rund 500 Millionen Kilowattstunden im Jahr erzeugt. Für die Erstellung der Werke wurde der auch für den Personenverkehr offene Schrägaufzug Partenen—Trominier und die Höhenbahn Trominier—Kardatscha erstellt. Zur sicheren Betriebsführung erbaute man dann bis 1954 die 25 Kilometer lange Silbrettastraße von Partenen über die Bielerhöhe nach Galtür. Auch sie ist gegen eine Maut für den öffentlichen Verkehr freigegeben unter dem Namen „Silbretta-Hochalpenstraße“, mit Kraftpostbetrieb im Sommer*.

Alle diese Anlagen sind auch in unserer Kartenbeilage enthalten und bedürfen daher keiner weiteren Beschreibung. Schließlich erbauten die Illwerke auf der Bielerhöhe das große „Touristenhotel Silbrettasee“, das 1955/56 in Betrieb genommen wurde. Weitere Straßenbauten führen von Galtür zum Zeinischoch, ins untere Samtal und von Ischgl ins Fimbertal bis zum Bodenhaus.

Die Werksanlagen brachten selbstverständlich weitgehende Eingriffe in das Natur- und Landschaftsbild. Wir müssen uns damit abfinden. Die Illwerke bemühen sich redlich, die geschlagenen Wunden zu schließen. Der obere Silbretta-Stausee trägt sicher auch zur Verschönerung des Landschaftsbildes bei.

Das Madlenerhaus liegt jetzt an der Silbrettastraße mit großem Parkplatz. Wir wollen hoffen, daß das Hotel auf der Bielerhöhe eine Entlastung bringt. Ein gewisser Trost ist der Umstand, daß die Silbrettastraße im Winter nicht geöffnet ist und nicht befahren werden kann. Andererseits bringt die rasche Zufahrt im Sommer gar manche Vorteile.

Zum Schluß darf ich aber den Silbrettafreunden versichern: die Hochsilbretta abseits der Straße und Mudeberge ist auch heute so unberührt wie sie immer war. Wer guten Willens ist, findet noch mindestens ein Duzend Hochtäler und Hochtare, die auch heute kaum je von einem Menschen betreten werden und noch viel mehr gilt dies für die sie umsäumenden Grate mit mindestens 150 schönen Gipfeln, deren meiste in vielen Jahren von keines Menschen Fuß betreten werden.

Deshalb läge nicht, sondern steig empör in diese Einsamkeiten, die noch immer voll der Wunder und Geheimnisse sind und überreich an jenen Schönheiten, die in so unvergleichlicher Art vereint sind in der Zauberformel

Silbretta

*) Eine genaue Beschreibung der Kraftwerke mit allen technischen Angaben, ferner eine Beschreibung der Silbrettastraße in beiden Fahrtrichtungen finden sich im Führer „Alpenpark Montafon“ (5) und im Silbretta-Buch (6).

Erläuterungen zu den drei Silvrettaalpbüchern

Tafel I: Die Spätsommernaufnahme an einem Augustabend 1953 gibt so recht ein Bild vom Gletscher-
schwund auch in der Silvretta. Es sind 4 Gletscher sichtbar: Links rückwärts der Liznergletscher, rechts
der Seegletscher; vorne rechts der besonnte Schweizergletscher, links im Schatten der Kromergletscher.
Bei allen vier Gletschern ist die Firnbedeckung auf kümmerliche Reste zurückgeschmolzen. Noch in den
30er Jahren war fast die ganze (im Bild besonnte) Westflanke des Gr. Seehorns mit Steilfirn bedeckt,
dessen Grenzen an der helleren Färbung der Felsen noch gut kenntlich sind.

Über dem Kromergletscher erhebt sich die Nöllche, über dem Schweizergletscher die Westliche Kromer-
spitze. Von der Kromerflanke am linken Bildrand zur Schweizerflanke am rechten führt der beliebte Über-
gang von der Saarbrücker zur Tübingen Hütte über die beiden Gletscher und den sie trennenden Mittel-
rücken. Die getretene Tasse ist in den Firnflecken stellenweise sichtbar.

Von links nach rechts am Horizont: der Großkizner, 3109 m, dessen Westgrat besonnt, die Nordwand
im Schatten; nach rechts das Gr. Seehorn, 3121 m und die zwei Kl. Seehörner, 3032 m. Dazwischen
schaut der Gipfel des Big Linard, 3410 m, vor.

Die Grenze zwischen der Schweiz rechts und jenseits und Vorarlberg-Osterreich links diesseits verläuft
von der Schweizerflanke rechts über die beiden Kromerspitzen zum Seehornspitze und weiter nach links
über den Lizner nach Osten. — Foto G. Luz, Tübingen.

Tafel II: Oben

Ganz links das Zahnjoch; nach rechts: die Zahnspitze und der Paulsturm; die Gratfortsetzung führt
zur Krone. Über das Zahnjoch führt der beliebte Übergang von der Jamtal- zur Heibelberger Hütte.
Auch der Kronensattel ist inzwischen stark geschwunden (eingesunken) und ausgeapert. Der Gletscher
liegt auf Tiroler Boden und auf der Jamtal-Seite. Die Grenze gegen die Schweiz verläuft genau über den
Grat und die sichtbaren Gipfel vom Zahnjoch zur Krone. Foto J. A. Schäfer, Salzburg.

Tafel II: Unten

Unmittelbar links vom Bildrand liegt der breitvergletscherte Silvrettapass, von dem der Silvretta-
gletscher nach rechts, W, ins Sarbasacatal abfließt. Über den Pass führt der beliebte Gletscherübergang
von der Wiesbadener Hütte (links) zu den Silvrettaalplätzen (rechts am Gletscherende) oder über die Not-
furka zur Saarbrücker Hütte bzw. durch das Klostertal zur Bielerhöhe. Gut ausgeprägt ist der Bergschwund
unterem Gletscherflanken links und unterem Westflanken rechts. Dazwischen die Lornwache. Das West-
flankhorn zeigt außer seiner finsternen Nordwand links den NO-Grat zur Lornwache, rechts den NW-Grat
zu den Westflankhöfen. Der Beschauer steht auf der Grenze, die ganze sichtbare Landschaft liegt auf
Schweizer Boden. Foto S. Berni, Klosters.

Schriften und Karten der Silvretta

Es werden nur wenige, wichtigste, neuere und vornehmlich buchmäßige Schriften aufgeführt, vor
allem aber jene Führerwerke, die dem praktischen Gebrauch des Bergsteigers und Skifahrers dienen.
Sie alle enthalten weitere Literaturhinweise, die Ziffern (1), (3), (5) u. (6) außerdem umfangreiche
Literaturverzeichnisse, auch alpinhistorischer sowie natur- und volkskundlicher Art, so daß der interes-
sierte Leser nahezu alle sachdienlichen Literatur-Angaben dort finden kann.

(1) **Clubführer des Schweizer Alpenclubs, Bündner-Alpen, VIII. Bd. Silvretta-Samnaun.** Verfaßt
von Carl Eggerling, Chur (Silvretta) und Prof. Dr. Carl Lüber, Sion/Jülich (Samnaun). Heraus-
gegeben vom Schweizer Alpenclub 1934. Mit einem Verzeichnis der Silvretta-Literatur, ferner mit
geologischen und botanischen Notizen von Dr. F. Beatrix bzw. J. Braun-Blanquet und W. Schibler,
sowie mit einem Anhang „Über Ortsnamen des Silvretta- und Samnaungebietes“ von J. U. Hubschmied,
Münschen (Zürich). Die österreichische Silvretta ist in diesem Führer nicht beschrieben.

(2) **„Der Hochtourist in den Ostalpen“** IV. Bd. Zentrale Ostalpen vom Rheintal bis zum Dreiner,
II. Abschnitt: Silvretta, bearbeitet von Walter Flatz und Franz Jorell. Geologisches von Dr. R. v.
Kleibelsberg, S. 70—147. Mit mehreren Kammerverlauf-Skizzen. Bibliographisches Institut in Leipzig,
1926.

(3) **Flatz Walter, „Hochgebirgsführer durch die Nordöstlichen Alpen“** Bd. II Silvretta, mit einer
Kartenbeilage u. mehreren Aufstiegsskizzen, Bergverlag H. Roth, München u. Boralberger Verlags-
anstalt Donauw. 1924. Enthält auch umfangreiche Literaturverzeichnisse. Neuauflage dieses Führers
erscheint 1956 in der Reihe der „Alpenvereinsführer“, Bd. Silvretta, im Bergverlag Rudolf Roth,
München.

(4) **Flatz Walter, „Skiführer Silvretta, Naiton, Verwall, Paznaun und Montafon nebst angrenzen-
den Skigebieten im Walgau, Prätigau und Unterengadin“.** Mit 3 großen mehrfarbigen Skikarten
1: 50.000, 7 Nebenkarten u. 34 Skiroutenbildern. Bergverlag Rudolf Roth, München, 1953, 4.—6. Aufl.

(5) **Flatz Walter u. Hermine, „Alpenpart Montafon“.** Führer u. kleine Heimatkunde der Talchaft
Montafon. Herausgeb. vom Verkehrsverband Montafon, Schruns, Boralberg. 2. vermehrte Aufl.
1954. Enthält auch den ganzen Boralberger Anteil der Silvretta-Gruppe u. eine Beschreibung der
Silvretta-Hochalpenstraße.

(6) **Flatz Walter, „Das Silvretta-Buch — Volk und Gebirge über drei Ländern“.** Erinnerungen und
Erkenntnisse eines Bergsteigers und Skitouristen mit über 70 Bildern und Karten. 4. Aufl. Echo-Verlag

Konstanz, 1954. Enthält auch ein umfangreiches Literaturverzeichnis eine Übersicht-Geripplatte der Silvrettagruppe sowie eine Karte, Bilder u. Beschreibung der Silvretta-Hochalpenstraße.

(7) **Kraffer Leo, „Die Silvrettagruppe“** — eine kurzgefasste Monographie. 16 Seiten. Enthält vornehmlich natur- und volkskundliche Übersichten, keine bergsteigerischen Angaben. Mit einem geologisch-tettonischen Übersichtskärtchen und kleinem Literaturverzeichnis. Die Kapitel heißen: Umgrenzung, Bau und Formung, Fauna und Flora, Siedlung und Wirtschaft. Erschienen im „Feierabend“, Wochenbeilage zum Vorarlberger Tagblatt, 43./44. Folge, Bregenz 24. Oktober 1936.

(8) Zur Gesamtübersicht und Lage der Silvretta in den Ostalpen wird die Karte **„Die Schutzhütten der Ostalpen“** (mit dem „Taschenbuch für AB-Mitglieder“) empfohlen, gemeinsam herausgegeben vom DeAB und vom DVAB als Beilage zum AB-Jahrbuch 1952.

(9) Als Übersichtskarte über die Nordalpinen Alpen, die alle 4 Gruppen enthält, Silvretta, Rätikon, Berwall und Samnaun, wird die **„Touristen-Wanderkarte 1:100.000, Blatt 37, Rätikon-Silvretta-Samnaun- und Berwallgruppe des Kartenverlages Freytag & Berndt, Wien, empfohlen. Sie gewährt eine sehr gute Übersicht der ganzen Silvrettagruppe und enthält auch die wichtigsten Wanderwege.**

(10) Zur Ergänzung unserer Kartenbeilage der Silvrettagruppe auf der Schweizerseite wird auf die **„Landeskarte der Schweiz“, 1:50.000, Blatt 249 „Taraß“ und Blatt 248 „Prättigau“** verwiesen. Blatt 249 enthält die ganze Schweizer Silvretta, ausgenommen den westlichsten Teil rings um das Schlappintal, der sich auf Blatt 248 findet. Die Blätter sind 1951 bzw. 1950 bei der Eidgenöss. Landestopographie Bern erschienen.

(11) Von der älteren Schweizer Karte, dem sogenannten Siegfried-Atlas ist ein auf neuesten Stand ergänzter Zusammendruck als **Jumsteins Wander- und Skikarte Nr. 8 „Silvretta“, Südl. Berwall-Samnaun-Untere Engadin“ 1:50.000** im Jumsteins Kartenverlag München erschienen. Die Karte reicht von der Konstanzler Hütte bis ins Unterengadin, von der Lübingler Hütte bis Compatsch im Samnaun.

(12) 3 Skikarten der Silvrettagruppe liegen dem unter Ziffer (4) oben aufgeführten Silvretta-Skiführer bei.

Anschrift des Verfassers: **Walther Flaig, Schriftsteller, Bludenz Memmenstr. 1.**

Namen und Siedlung in der Silvretta

Von Karl Finsterwalder, Innsbruck

Dreiherrnspitze am Westende der Tauern — eine historische Erinnerung an die Zeit, da die Gebiete des Landesherren von Salzburg und des von Tirol auf ihrem Gipfel zusammenstießen und als drittes das Ländchen des Grafen von Görz, der drunten in Trienz Hof hielt — jedoch scheidet sie niemals Sprach- und Stammesgebiete und wird sie nie scheiden. Dreiländerspitze in der Silvrettagruppe — das ist heute noch ein Eckpfeiler zwischen zwei Sprachgebieten, Rätoromanisch und Deutsch und auf der Nordseite trennen sich außerdem zwei deutsche Stämme; der Nordwesten gehört zum Bereich des „gft“, das der Alemanne in Vorarlberg für das tirolerische „g'weje“ („gewesen“) spricht, im Paznaun hört man das „salt, malche“, das die bairisch-tirolerische Mundart des Oberinntals für „selbst, melken“ verwendet, bei den Alemannen heißt es „Berbell“, bei den Tirolern „Fertwall“ — der gleiche Name seinem Ursprung nach, nur in den Mundarten haben und drüben verschieden entwickelt. Die Stämme und Völker trafen im Gebirge bei der Annäherung aufeinander, allerdings nicht an den Enden der Täler und auf den Hochgebirgsgraten, wie man vermuten möchte. Periodische Schwankungen der Gletscher legten die Siedlungsgrenzen anders, ein Gletscherrückgang in entfernten Zeiträumen hatte eine Ausbreitung des Menschen aus dem romanischen Engadin nach Norden über den Gebirgskamm zugelassen, ein Gletschervorrücken in jüngeren Perioden hat diesen Weg wieder verschlossen und eine deutsche Dauerbesiedlung in der Längstalfurche vom Montafon zum Paznaun hin begünstigt. Die Verteilung rätoromanischer und deutscher, alemannischer und bajuwarischer Namen in der Silvretta wird, von solchen Perioden menschlicher Nutzung aus gesehen, verständlich.

Über die Namen des Gebiets wurde schon viel mehr geforscht, als ein kurzer Aufsatz wiedergeben kann. Vor allem muß hier des „Silvrettabuchs“ von Walter Flaig gedacht werden, das ein selten lebendiges Wissen von diesen Bergen vermittelt; wenn der Verfasser von vornherein nicht wissenschaftlich systematisch erschöpfend alle seine Sachbereiche abhandeln will — zu sehr drängt es ihn zu erlebnishaftem Bericht vom Gebirge, von seinen Pionieren und von der Sitt' und Art seiner Bewohner — so verbanke ihm trotzdem auch der Verfasser gediegene Grundlagen und Erschließung wertvoller Quellen. Manche Frage der Namenentstehung wird im folgenden aber entschiedener, mit einem triftig begründeten Ja oder Nein beantwortet. — Den Unterbau für unser historisches Wissen liefert wie fast überall in Tirol der große Forscher Otto Stolz. — Auf eine ideenreiche ethymologische Arbeit über die Namen des Gebiets von F. U. Hubschmied im *SW-Führer VIII* (Berge der Silvretta- und Samnaun-Gruppe) sei ganz besonders hingewiesen. Ihr überlasse ich gern die Führung im Süden der Gruppe, wenn ich auch manches — besonders in Tirol und Vorarlberg, u. zw. auf Grund örtlicher Spezialarbeit — anders deute. — Die Arbeiten Bösmairs sind nur mehr als Sammlung von Urkundenstellen zu schätzen. Dagegen ist das Werk eines jungen Vorarlberger Sprachforschers, Joseph Behrer's über die Namen Vorarlbergs (1949) eine Arbeit aus bester sprachwissenschaftlicher Schule. Unentbehrlich ist auch das bedeutende Sammelwerk von Aug. Kübler über Ortslichkeitsnamen Graubündens und der Nefenstoff des rätoromanischen Namensbuchs von Andrea Schorta, ein Stoff, durch den wir u. a. durch Manfred Szardrowsky's Sammelbericht „Rätische Namensforschung“ geleitet werden. — Die wertvollen Aufschlüsse, die ich dem ausgezeichneten Erforscher des Montafons, Herrn Direktor A. Kallaster-Gaschurn und den Führern des Alpenvereins aus der Familie Lorenz in Vallun-Galtür und Herrn Ischofen-Partenten verdanke, sind an den einzelnen Stellen gekennzeichnet, sie halfen mir manches wissenschaftlich erst auf sicherem Grund stellen.

¹ Romanischer Name, aus val bella „schönes Tal“ entstanden.

Anfänge der Ansiedlung

Der für die Gruppe namengebende Berg Silbrettahorn (und der Silbretttagletscher) wurde nach der Alp Silbretta im obersten bündnerischen Prätigau (Klosters) genannt. Die Ansiedlung erstreckte sich auf dieser Seite des Gebirges nur bis zum Ramm der Silbretta, auch von dem einst romanischen Montafon aus wenig über Partenen hinaus. Ganz anders auf der Engadiner Seite! Schon im Hochmittelalter ist bezeugt, daß Engadiner Herrschaften und ihre Leute die Almen jenseits des vergletscherten Rammes am Mursprung und am Trijanna-Oberlauf besitzen. Im Jahre 1163 schenkt der Gerichtsherr im Unterengadin Ulrich von Tarasp (bei Schuls) die „alpis quae dicitur Finna (Fimba)¹“ ans Kloster Marienberg (Vintschgau), außerdem wahrscheinlich noch weiteren Besitz, denn 1369 erscheint auch die Alpe „Amyamm“ (Jam) im Besitz der Bögte dieses Klosters, der Herren von Matsch, und 1390 sind Höfe von Galtür, ferner Ischl, Id im unteren Fimbatal und der Hof Feinis von diesem Kloster abhängig. Diese weitfernen Höfe sind also älter als manche Stadt! Nach den späteren Besitzverhältnissen zu schließen, hatten Engadiner Gemeinden seit alters den Boden dieser Höfe als Almen inne gehabt und zwar nutzten die Leute von Steinsberg (Urdeh) das Samtal, ferner Groß- und Klein-Bermunt und Galtür, bevor es Dauerfiedlung wurde; die Einwohner von Sins (Sent im Unterengadin) hatten die Almen Fimbatal, Ischl und Mathon inne. Kirchlich gehörte Ischl und Mathon, auch als es Dauerfiedlung geworden war, zur Pfarre Sent, Galtür zu Urdeh, bis die Reformation dieses Band zerriß. Wie beim Vintschgau hatte also die Bevölkerung des alfbesiedeltesten Haupttales ins Gebirge nordwärts über die Wasserscheide hinweg ausgegriffen (ZWB 1949, S. 37). Das wird aber nur während eines Klimaoptimums, wo alle Übergänge eisfrei waren, geschehen sein. Ein solches war im Hochmittelalter nach allen sonstigen Anzeichen sicher gegeben und damals ist ja schon „Finna“ im Besitz der Tarasper bezeugt. Da aber Almenamen wie Jam, Id, Fimba vorrömisch sind, wird diese alte Besiedlung von Süden her schon in prähistorische Zeit zu setzen sein, in jene Periode, aus der auch die Namen der Engadiner Talorte stammen und die sind sicher vorrömisch. Es ist eindrucksvoll, daß aus der gleichen vorrömischen Sprache, dem Keltischen, aus dem die Forscher R. v. Planta und F. U. Hubschmied den Ortsnamen Urdeh erklären, eine überzeugende Deutung zum Almenamen Jam gegeben werden kann. Doch war das rätische Volkstum im Engadin sicher aus mehreren Alters- und Sprachschichten zusammengesetzt, unter denen die Keltische nur die jüngste war.

Das Auftreten der Walsen

Die historischen Nachrichten über das Innere der Silbrettatäler häufen sich erst zu einer Zeit, wo die Besitzrechte der Engadiner durch Begründung von Dauerfiedlungen auf Engadiner Almboden seitens neuangekommener Walsen allmählich gelodert werden. Im Zug der letzten großen Ausbausiedlung in den Hochalpentälern, zu Beginn des 14. Jahrhunderts, werden nämlich vom Landesfürsten hieher Walsen gerufen, die anscheinend vom Montafon her einwandern. Hier war ja das Silbertal, in dem es keinen einzigen romanischen Namen gibt², von Walsen völlig aus grüner Wurzel, erstmals besiedelt worden. 1319 sind Walsen als „advenientes in Cultur“ (Ankömmlinge in Galtür), 1320 „homines dicti Walsär ab Cultur“³ genannt, 1369 sind „Wallsär“ die Inhaber der Alpe Jam, 1408 sind noch die „Walsen ab Cultur“, 1420 „Wallsen of Galtüre“ erwähnt. Es ist hier nicht der Platz, alles, was über dieses kraftvolle, vom Wallis stammende alemannische Bauernvolk bekannt ist, zu wiederholen; sie waren als Stöbler von den Grundherren besonders geschätzt, weil sie, bei ihrem völligen Verzicht auf Brotnahrung, auf

¹ Die Silbrettatarte schreibt die nun einmal eingeführte Namenform Fimber; sprachlich berechtigt ist eigentlich nur „Fimba“ oder „Fimbe“.

² Flurnamensammlung von Walliser. Dort nur Almen rom. benannt. — Übrigens ist Bezug auch vom Lannberg nicht unmöglich.

³ Die „Walsen“ genannten Leute in Galtür.

Getreidebau, ohne Getreidelieferung seitens der Grundherren die Hochlagen kultivieren konnten; sie hatten überall eine bevorzugte Rechtsstellung gegenüber den andern Talbewohnern inne, werden auch im Paznaun von den „Lantlütten aus Paznaun“ (1408, in Rechnungen des Pflegers von Wiesberg) unterschieden und leisten andere Abgaben. An der Art der Abgaben erkennt man, daß auch die Leute von „Pffel und Montan“ (Schgl und Mathon) Walser waren. Aber die Herrschaft, der sie den Grundzins entrichten, ist doch nicht der Tiroler Landesfürst, sondern eine Engadiner Herrschaft, die Edlen von Remüs (die allerdings ihre Verwaltung auf der Feste Wiesberg haben), ein Zeichen, daß ihr Boden eigentlich ins Engadin gehört; daneben kommen als Grundherren infolge der Schenkung von 1163 Marienberg und seine Vögte hieher.

Ursprüngliche Almsiedlungen wie Id, Reinis, Galtür (siehe unten Namenteil), Montan, Schgl werden seit 1319 zu walserschen Dauersiedlungen und damit dem Engadin entfremdet, 1475 geht auch die Alpe Klein-Bermunt pachtweise an Leute von Galtür über. Außerdem setzte mit dem allgemeinen Vorrücken der Gletscher zu Beginn der Neuzeit anscheinend eine Vereisung des seit Jahrhunderten eisfrei gewesenen Bermuntpasses wieder ein und machte Auf- und Abtrieb für die Engadiner zu einem Wagnis. So wird uns zum Jahre 1599 berichtet, die Urbeher seien über den Bermuntpaß auf ihre Alpe Bermunt gezogen, aber der Rückweg über den zerklüfteten Gletscher schien ihnen so gefährlich, daß sie über Galtürer Gebiet, über Sam und Futschöfch abtreiben wollten. Infolge des gespannten Verhältnisses zwischen den reformierten Bündnern und den Tiroler Untertanen in Galtür wurde ihnen das nicht gestattet, ja mit Gewalt verwehrt, so daß sie, wie Stolz (und ausführlich Flaig, S. 151 f.) berichten, als letztes Mittel „ein Lätzen“ (d. i. eine Alphütte) abdecken mußten, um mit den Dachbrettern die Gletscher-spalten für das Vieh zu überbrücken. Trotzdem wurde erst Mitte des 18. Jahrhunderts Groß-Bermunt an Montafoner Bauern verpachtet, die gefahrloser erreichbare Fimbalpe (bei der Heibelberger Hütte) ist auch heute noch Engadiner Umbezirk und Schweizer Territorium geblieben.

Das Volkstum der Walser (vgl. auch die Chronik des B. Zangerle, eines „Richters uf Galtür“¹ vom Jahre 1830) lebte bis ins 19. Jahrhundert fort². Doch gehen die tirolischen (also sprachlich bairischen) Einflüsse schon ins 13. Jahrhundert zurück, wie die Formen „Wachsenowe“ für Paznaun (s. folg. Kap.), „Cultaur“ für Galtür (s. unten), die Mundartform *alwai*³ für (Biz) Wain (s. u.) mit ihren bairischen ou, au, ei beweisen, Einflüsse, die von oben, von der grundherrlichen Verwaltung ausgingen, aber durch Zuwanderung von tirolischen Bauern unterstützt wurden. Auf diese Verwaltung führe ich auch die Ausdehnung des Hofnamens „Pazanon“ auf das ganze Tal zurück (s. folg. Kap.). — Die Walser-Mundart wurde im 19. Jahrhundert in Galtür aufgegeben, der Ortsname Galtür selbst ist im wesentlichen alemannisch geblieben — dieses -ür ist sonst, im Bairischen, zu -eur, -ier gewandelt worden wie in „Parfür“ (urkundlich 1312 Presfür) zu Parfeur, Parfeier⁴. Das walsersche „Büel“ (= Büchel, Hügel) haben die zum bairisch-tirolischen Dialekt übergangenen Nachkommen der Walser zu „Biel“ gewandelt, aus dem alemannischen Wortschatz stammen noch Bodmer Spitze, Widnerkopf, Augstenberg, Migenloch, Arbeleswald, Furre-W. (Sam)⁵ u. a. Daß Walser noch viel weiter im äußeren Paznaun saßen, zeigt dort ein recht untirolischer Ortsnamentyp, die Namen auf -inden, „Sinsinden“⁶ (heute Sinsen bei Kappf) und Trautmannskinden (bei Langesthei), 1580 Drutmaiskinden. Das erinnert an den Ortsnamen „zer Kinden“ im Kanton Bern, oft auch

¹ In Galtür amtierten angesichts der weiten Entfernung vom Gerichtsort Raubers Unterrichter bäuerlichen Standes aus heimischen Geschlechtern. Vdb. S. 775.

² Vgl. bes. Birklinger in Forstg. z. dt. Landes- u. Volkskde. 4 (1890) S. 370 ff.

³ Lat. *prehensura „Einfang, eingezäuntes Grundstück“ (R. v. Planta).

⁴ Arbeleswald bei Schgl von walsersch Arbe = „Arre, Zirbe“; Furre wie im Wallis = „Graben, Rinnsal“.

⁵ So i. J. 1370.

altbelegt als „Zer Ehtnden“ und ähnlich (nicht eine Mehrzahlform¹); nach Hubschmied ist hiefür ein altdeutsches „kinda“ Geschlecht anzufehen; während Drutmar'skinder „Geschlecht des Drutmar“ bedeutet, ist Sinzenkinder „Geschlecht der Leute von Sims“ (Sent im Engadin), weist also auf kirchlichen Zusammenhang der Ansassen mit der Engadiner Kirchgemeinde, die einst ins Innerpaznaun herüberreichte.

Die wichtigsten Namen der Gruppe

Silbretta. Die ersten Erforscher der Gruppe, die Bündner evangelischen Pfarrer Pool und Catani nannten 1780 den vergletscherten Knoten des Gebirges nicht „Silbretta“, sondern „die Gebirge Fermunt“; nach dem St. Galler Alpinisten F. Weilenmann geht man erst 1860 unter dem Einfluß der Geologen (Studer und Escher von der Vinth) vom Namen Vermunt zu „Silbretta“ über; der Bündner Forscher des 16. Jahrhunderts Ulrich Campell nennt die Namen Verstancala (Verstanfla) und Saffretta. Der gelehrte Bündner Geschichtsschreiber Sprecher von Bernegg zeichnet auf einer Karte 1617 schon den „Selvreta mons“ neben dem „Rhetico mons“ (Rätikon) ein und versucht sich an einer — verunglückten — Erklärung: Selva Rhaeta d. i. „rätischer Wald“. Die genannten Pool und Catani waren aber viel kritischere Forscher, weilten mit offenem Aug und Ohr auch wirklich im Hochgebirge und unter dem Volk der Hirten und diese gaben den Namen als „Salvreta“ wieder, der „Neue Bündner Sammler“ schreibt ihn 1784 „Selvretta“ (dies nach W. Flaig, S. 105f.).

Hubschmied hat bei seiner Erklärung alle diese wichtigen Formen mit -l- als unerheblich betrachtet und Silbretta von lat. supra „oben“ erklärt — „oberste Alp“ (nur nachträglich hätte man ihm zufolge lat. silva „Wald“ eingeedeutet und sei so zu „Silbretta“ gekommen). Die m. E. richtige Deutung hatten aber schon die Verfasser des Engadiner Wörterbuchs Jaccaria und Emil Ballioppi gefunden, wenn auch zunächst nur für den Talnamen Saluver bei Celerina, nämlich die Erklärung aus lat. saluber und so wie sie urteilt der Romanist Andrea Schorta, Redaktor des gewaltigen Bündnerromanischen Wörterbuchs und des Rätischen Namenbuchs². In „salvretta“ liegt nach ihm der Stamm von lateinisch saluber mit der (Verkleinerungs-)endung -etta vor. Dieses saluber bedeutet schon im Lateinischen nicht bloß „gesund“, sondern auch „vorteilhaft, nutzbringend“; es kann im Sinne der Alpwirtschaft hier „vorteilhaft“ d. i. „fürs Gedeihen des Viehs förderlich“ bedeuten. Den Ausschlag für die Richtigkeit der Ableitung gibt die Namengeographie! Denn „Silbretta, Salvreta“ liegt in einem Gebiet, wo „Saluber“ auch sonst als häufiger Typ unter den Alpnamen nachgewiesen ist (einmal auch als Feldname, Grundstücksname). Dadurch schlägt diese Deutung alle anderen Versuche aus dem Felde.

1. Saluvers, heute noch Ortslage in Chur, Schorta a. a. O., Nr. 188, schon im 14. Jahrhundert „super Salubrium, in Salubrio“, aber auch „Saluser, Salusers“.

2. Saluver bei Celerina.

3. Saluver, Alpe bei Laterns (Vorarlberg) 15. Jahrhundert Salusers, Zösmair, S. 24³. — Nach Schorta gehört zum Stamm Saluber auch

4. Alpe Suvretta bei St. Moritz, also die gleiche Wortbildung auf -etta wie Silbretta, ferner die Alpe Savretta bei Bergün, diese möchte ich vorerst wegen des Fehlens beweiskräftiger Urkundenformen aus der Namensippe ausscheiden, füge aber als sichere Verwandte dem Stoffe Schorta's hinzu:

5. Vier Fluren „Salober“, alle in deutschem aber romanisch unterschichtetem Sprachgebiet: Der Salober (mit kurzem, offenem o gesprochen), eine Alpe und ein flacher Schmutzel am Lannberg, südlich Hochkrumbach; ferner kommt nach Rübler Bl. Nr. 750, 754 ein Salober, Saloberlopf bei Füßen, Bils und Weissenfee vor (außerdem bei Stolz

¹ F. H. Hubschmied, Chur und Churwälder in „Sache, Ort und Wort“ Romanica Helvetica, Bd. 20, 1943, S. 118.

² In seiner quellenmäßigen Untersuchung über die Flurnamen von Chur „Das Landschaftsbild von Chur im Mittelalter“, Chur 1947.

³ Ferner Alpe Saluser in Garnika bei Kleiner, Urkunden zur Aargeschichte, Bregenz 1934, S. 93f.

Ubb.). Eine Erklärung¹ von einem angeblichen mundartlichen Wort *salober* = „Zinnober“ (nach Fischer, Schwäb. Wörterbuch unbekannt) kommt schon sachlich gar nicht in Betracht. Sprachlich wird diese Form von dem obigen urkundlichen „salubrio“ ausgehen (das Sprachliche kann hier nicht eingehender behandelt werden).

Salvretta scheint also eine romanische Verkleinerung zum Altnamen *Saluber* zu sein, der „das gute, Gedeihen fördernde Almland“ bedeutet (vgl. etwa den Altnamen *Gütenberg*, d. i. altdeutsch *guotin bere*, am Achensee bei *Perthau*, „guter Berg“).

Daß die Endung *-etta*, wie Hubschmied meint, mit *supra* verbunden, die Bedeutung „die oberste (Alpe)“ ausdrücken konnte, wurde bisher fürs Rätoromanische nicht nachgewiesen. Die Ortslagen *Suretta-Alpe*, *Suretta-Wald* im Rheinwald haben ihren Namen offenbar davon, weil sie zu der Ortshaft *Sufers*² (im Romanischen *Sur*) gehören. Nach einem in Buchenstein (Dolomiten) von den Venetern angelegten Eisenbergwerk, das heute noch *Forsil* heißt, ist der Berg darüber — mit dem gleichen Suffix wie *Silvretta* — *Frisol-ét* genannt worden³. Eine ähnliche Zugehörigkeit zu einem Alpebezirk *Saluber* kann dieses „*Salubr-etta*“ ausgedrückt haben. Jedoch ist der Sinn der Wortbildungen, die das suffigierende romanische Idiom mit diesem *-etta* schaffen konnte, durch die Begriffe „Verkleinerung und Zugehörigkeit“ noch kaum erschöpft⁴.

Bermunt. *Munt* ist der rätoromanische Begriff für „Berg“ im Sinne von „Alpe“. Es ist aber irrig, *Bermunt* als *val de monte* („Alptal“) zu erklären, da *val* gewöhnlich nur dann zu *ver-* wird⁵, wenn im gleichen Wort ein zweites *-l-* folgt, z. B. *Bergalben* aus *val calda* „warmes Tal“ (Dissimilation). In Namen, wo nicht ein *-l-* folgt, wie in „*Balzifenz*, *Balzeina*, *Balgragges*“ bleibt das „*val*“ erhalten. Auch ist jenes *ver-* durchaus nicht immer aus *val-* entstanden, vgl. *Bernagt* ZWB 1949, S. 39, *Berggöttchen*, ZWB 1953, S. 52. Unser *Bermunt* heißt bei dem Schweizer *Scheuchzer* (17. Jahrhundert) — halb latinisiert — *Verr mons*, aber 1472 *Formundt* (Ubb., 782f.), 1600 heißt es „*Alp Formundt auf Galtür*“ und „*gepürg Formundt*“, Ubb. 783. Auch das Gebiet der *Gopsalpe* heißt urkundlich *Forgoppen*, *Bösmahr* S. 23, das ist also auch mit diesem *for-* zusammengesetzt.

In *Bermunt* liegt nicht ein „*val (de) mont*“, sondern „*fora (de) mont*“ vor; *fora* = „*Loch*“ kommt nicht bloß in fast jeder Engadiner Gemeinde als Name für Mulden oder Täler mehrmals vor, sondern ist auch lebendiges Gattungswort (*Schorta*, Lautlehre der Mundart von *Valmüstair* 1938, S. 42). Der Leser findet mehrere solche Engadiner „*Foura*“ auf unserer Karte! Für die Engadiner war das Umgebiet nördlich des *Silvrettatammes* „der Berg (*munt*)“ schlechtweg, das *Bermunt* war das „*Bergloch*“, vgl. die Talnamen „*Stierloch*“ bei *Zug*, nächst *Lech*, „*Zammerloch*“ bei *Jams*.

Montafon. 1300 *Muntafun*. Die Erklärungen für „*Montafon*“ und alle ihre Probleme können hier nicht diskutiert werden, s. *Zehrer*, S. 254; auch eine Gegend im *Bregenzwald* wird 1338 „des Grafen *Montafunen*“ genannt. Unser Talname *Montafon* ist am wahrscheinlichsten eine Zusammensetzung aus *munt* „Berg“ und dem verbreiteten Wort, das im romanischen *tovo* „*Rinne*, *Graben*“ vorliegt (und mit dem im *Nemannischen* und wieder im *Bairisch-Osterreichischen* vorkommenden Wort „*Lobel*“ = „*Graben*“ verwandt ist, wahrscheinlich von indogermanischer Urverwandtschaft her), „*Montafon*“ kann man daher als *munt*, „Berg“ oder „Umgebiet, Almtal mit großen Lobeln“ auffassen. Auf eine Ableitung aus einem vorindogermanischen *taba* „*Anhöhe*“ (ich kenne dafür eher *teba*) weist *Vallaster* hin.

Baznaun. „*Baznaun*“ ist ursprünglich nicht Talname, sondern Name eines einzigen Hofes in der Talweitung von *Ischl*, heute ist daraus ein Weiler geworden, der jetzt noch „*Baznaun*“ heißt. Er wird 1390⁶ als *Marienberger* Besitz „*curtis*“ oder „*curia*

¹ *Kübler*, III. Nr. 750.

² Der aber vorrömisch sein dürfte, vgl. *Subers* im *Bregenzwald* *Zehrer*, S. 443.

³ Zu altitalisch *ferzom* „*Eisen*“, nach *Brandenstein* ZWB 1935, S. 253.

⁴ Vgl. *Mejer-Lübke*, *Grammatik der romanischen Sprachen*.

⁵ Dürfte überhaupt nur im Deutschen und zwar vorrömig zu *ver-* geworden sein. *Sprich For-*!

⁶ *Schwizer*, S. 106.

Patzenun cum Finna" genannt („der Hof Paznaun mit Finna"). Auch im Urbar von 1412 (Rdb. 772) erscheint er als Einzelhof, nicht anders als die Nachbarhöfe Pasnatsch, Bersal und Platten. Den Schreibungen des Namens mit -owe wie Paschenowe 1275, Pazenow 1298, Pagenow 1300, Paznau 1335 stehen andere (um 1300) gegenüber, die alle auf -un, -aun auslauten und allein mit der Engadiner Ausspracheform für „Paznaun", nämlich „pazinyun" zusammenstimmen. Paznaun wird 1300 auch in ein und derselben Urkunde sowohl Pazenow als auch Pazenun(er), 1315 und 1336 Pazerunne, ähnlich 1311 und 1360¹ geschrieben. Bei einem nichtdeutschen Namen wie Paznaun ist die Aussprache des namengebenden Engadiner Volksteiles das Maßgebende. Man hat infolgedessen von ihr und den mit ihr zusammenstimmenden Urkundenformen auf -un auszugehen, nicht von denen auf -owe, die ich für eine deutsche Entstellung halte (s. u.).

Gesprochen wurde im Patriischen schon seit dem 12. Jahrhundert „san" bzw. „oun", das -un ist nur ein graphisches Festhalten an der älteren Sprache und Schreibtradition, z. B. kann es alemannische z. B. romanische Aussprache sein.

Die Formen auf -ouwe haben Chr. Schneller und J. U. Hubschmid veranlaßt, Paznaun als ein romanisches *pecia nova* „neues Grundstück" zu deuten; ihnen zufolge hätten erst die Deutschen an das *pecia nova*, paznove ein -en angefügt und eine Form „Paznaun" geschaffen. Das ist bei der Mundart des ganzen westlichen Oberinntals völlig undenkbar, da diese im Gegenteil alle -n in Endsilben sogar abfallen ließ, viel weniger solche hinzufügte. In Wirklichkeit stammen die Formen auf -ouwe nur von den deutschen Urkundenschreibern her — der verlässliche, des Romanischen sicher mächtige Marienberg-Mönch Goswin² hat sie nicht — die deutschen Schreiber haben das Wort „Aue" (ahd. ouwa) in den Namen „Paznau" eingeblendet und zwar hier aus dem besonderen Grund, weil der Name des Ortes Ischl, wo der Hof Paznaun liegt, selbst „Aue" bedeutet und als „Aue" geschrieben wird (1390 „Iscla vel Augia", „bei dem Wasser in der Aue", s. unten „Ischl").

Diese Einblendung kommt aber auch sonst noch oft vor. Auch der Talname Samnaun, romanisch Samanján, von dem auch Hubschmid mit Recht die romanische Form auf -un für die ursprüngliche hält, wird 1427 „Samnau" geschrieben (Schlern-Schr. Bd. 4, 1938); das Gleiche geschieht heute noch bei Madau in den Sextalern, einem romanischen Namen, der ursprünglich (1600) Mataun heißt (Rdb.); ferner bei Ridenau (Südtirol), das ebenfalls 1253, 1264, 1288 Ridenowe, -awe beurkundet ist, obwohl es ebenfalls ein vordenisches Name auf -án, -aun ist.

In „Paznaun" liegt nicht ein „*pecia nova*" vor, sondern romanisch „pozinyun" (mit der Vergrößerungsendung -one) und dieser Name bildete das gewollte Gegenstück für den wahrscheinlich gleichzeitig geschaffenen romanischen Namen Pasnatsch. Der Stamm des Wortes ist das heute noch lebende romanische pozin (aus lateinisch pute-inus, zu romanisch puteu „Brunnen, Wasserloch"). Im Münsertal ist pazzin für „Lümpel, Sache" nachgewiesen³; „Paznaun" ist „pozinyun" „großer Lümpel", Pasnatsch dagegen pozinac, etwa „breiter, häßlicher Lümpel". Mit diesen Namen zweier Ortslagen um Ischl ist der Zustand, in dem die Engadiner Almfahrer die Ischl Talung vorfanden, am treffendsten gekennzeichnet worden, denn Ischl (s. u.) bedeutet selber „Au" d. i. „Land am oder im Wasser".

Der Name des Einzelhofes wurde zum Talnamen erhoben wahrscheinlich damals, als er in der Güterverwaltung der Grundherrschaft eine besondere Vorrangstellung hatte, etwa als er Sitz des Meiers war, bei dem die Abgaben gesammelt wurden (Galtür galt aber überhaupt nicht als Paznauner Ort, Gew. 37). Daß diese Ausdehnung des Hofnamens auf das ganze Tal von einem Amt, von einer Herrschaft ausging, geht schon daraus hervor, daß die althodenständige Almbewohner, die Engadiner, sich heute noch nicht dieser sozusagen amtlichen Verwendung des Namens angeschlossen hat; wenn sie nämlich das ganze Tal meinen, sagen sie nicht „Pozinyun", sondern gebrauchen den Namen „Val d'Ischla", d. i. „Ischl Tal" (Szab., S. 104).

Wie bei „Silvretta" so ist auch bei „Paznaun" das Grundwort, nämlich „pazzin" als Flur- und Ortsname ringsum häufig nachzuweisen und zwar zwischen dem Wirtschgau

¹ Aus dem Landesarchiv Innsbruck.

² Laut seinen Schreibungen für Hunderte von romanischen Namen in seinen Werken s. Schwiger.

³ Stolz, Ausbreitung des Deutschstums in Südtirol, Bd. 4, München 1934, S. 110.

⁴ Nach G. Battisti, I nomi locali dell'Alta Venosta, Dizionario toponomastico atesino, Florenz 1936, Teil I, S. 236, Nr. 712.

und Bechtal sechsmal (Kübler III., S. 5f.); außerdem als Weilername Bazin in Langtaufers, als Flurname in Lichtenberg (Wintschgau) und als „Putzin“ 1390 in Laatsch (Wintschgau)¹. Als deutsches Lehnwort erscheint „Puze“ aus lateinisch *putō* „Pflügen“ im Weilernamen Puze bei St. Anton a. Arlberg und in „Froschpuzen“ bei St. Leonhard im Pitztal.

Die übrigen Namen des Gebietes

Zusammengesetzte romanische Namen, die auseinandergeschrieben sind, z. B. Piz Buin, Val Sinestra, sind beim zweiten Wort, also unter Buin, Sinestra eingereiht.

Ardeß 1161 Ardeße (Huier, Tiroler Urkundenbuch), 1228 arx Stainsberch apud Hardez („Burg Steinsberg bei Ardeß“). Die Burg stand auf einem Felsporn über dem Dorf, sie ist jetzt Ruine. — Wehrhafte Plätze haben in Graubünden nach R. v. Planta (Szab.) mehrfach keltische Namen. Die Erklärung Hubschmieds von keltisch *ardwétio* „Hochburg“ führt auf einen keltischen Wort-Stamm, der auch in lat. *arduus* „steil“ vorliegt. Keltisch scheint auch, im Alpengebiet jenseits des Gebirgsammes, der Name Ambiamm, d. i. heute Jam zu sein.

Augstenberg. So heißt eigentlich nur eine Flur südlich der Samalpe; für den Gipfel, mehr für den Südhang, ist auf Engadiner Seite Blaisch lunga „lange Pleise“ üblich; urf. 1524 „im Augstenberg“. Bedeutet „Berg, der erst im August abgeweidet wird“ (nur im Memmischen wird der Monatsname August zu Augst). Augstberg ist ein wasserreicher Flurnamenthyp, der auch im Silbertal, Saminatal—Triesenberg (Wasserkolonie), b. Kroja u. a. vorkommt. Auch ein Augstbode kommt auf unserer Karte vor, in der Südwestecke (Sardascha).

Ballun. Hof am Eingang ins Samtal, Sitz der Familie Lorenz, nach dem Hof ist die Ballunspitze benannt, jetzige Aussprache *balún*, aber urkundlich 1624 und im 18. Jahrhundert *Wollun* (Vdb. 781). — Der geläufige Ausdruck für „Zug, Lawinenbahn“ ist im Engadin *vallun* (s. Nöt. Namenbuch). *Ballun* ist hier so spät erst in deutschen Mund gekommen, das V- nicht wie sonst durch W-, sondern durch W- wiedergegeben wurde, daher *Wollun*.

Bleis, Pleis, engadinisch *blésje* „steiler Grashang“; im Wasserischen als (di) *blísa* gesprochen. Rorrömisches Alpenwort. In Tirol reicht „Pleise“ bis Schwarz; davon hier der Name Gemäbleispitz.

Biel. 1599 „Alp genent Puel auf Galtür“. *Biel* ist die wasserische Form für „Büchel, Hügel“.

Bidnerpitz. Zwischen Klein-Bermunt und Sam. Zu wasserisch „die Widme = Böden“? S. Bodmerpitz.

Buin, Piz B. Für den Bergnamen war nach Flaig noch 1841, 1806 „Albuin“ gebraucht, von Kübler wurde *alwai*² gehört. Dies war aus „Valbuin“ entstanden (infolge der Abtrennung des V-, wie sie auch in Alfuz bei Stams, urkundlich *Walfuz* und in Alpein, Stubai, urkundlich *Walpein* zu belegen ist). *Valbuin* „valle bovina“ ist die romanische Bezeichnung gewesen, nach der die Walser im Bermunt durch Übersetzung den Namen „Ochsental“ bildeten. Das Ochsental liegt auf der Nordseite des Berges. Im Romanischen konnte Buin aus „bovina“ entstehen, wie *ui* im Engadin aus lat. *ovile* „Schafstall“.

Bodmerpitz. Zwischen Kl.-Bermunt und Samtal. Zu alemannisch „Bodme“, Mehrzahl zu „Boden“?

Kressp in Groß-Bermunt. *Munda. kressp.* Ein Alpenwort *crispa*, wahrscheinlich für „Fels“, scheint auch im urf. Namen *Crispa de Laitemar* (Latemar) vom Jahre 1100 (Redlich, Brigner Traditionen, Acta Tirolensia I, 1886), ferner in *Crespëinajoch* (Gröden), im Bergnamen *Crispalt* in Graubünden (Vorderrhein) u. a. vorzuliegen.

Flammspitz für die „Wallisa“, letzteres ist eigentlich Name des benachbarten Tales. Nicht von einer Ähnlichkeit mit einer Flamme (Kübler, III.). Denn „die Tiroler sagen“ (für die ganze Gegend am Fuße) „ich geh ins Flam“ (Tschöfen). Erklärung unsicher.

¹ Ferner bei Battisti a. a. O. Teil II Nr. 4266; Schwizer, S. 55.

Finba-Alpe munda. finbe, engadinisch fenga, urkundlich 1163 alpis Finna, im 13. Jahrhundert ebenfalls Finna, auch Fenua, Fenoa geschrieben (Hubschmied), 1390 Finna, 1500 Vim. So hieß nur der Oberteil des Tales, der Unterlauf hieß Ida, s. Id. — Das ungeklärte Verhältnis der deutschen zur romanischen Form macht jede Erklärung hypothetisch. — Finba läßt nach Hubschmied von einem nur vermuteten, nirgends nachgewiesenen romanischen Wort *finua „an der Grenze gelegen“ (die Alpe lag ursprünglich nicht an der Grenze des Engadiner Gebietes, auch nicht gegen Norden und Osten); statt finua verwendeten die Romanen dieses Sprachraums ganz bestimmt das Wort finale, wie der Name des immer als Grenzpunkt genannten „Finalprügels“ zwischen Samnauner und Fliester Alpe schon seit 1452 beweist, s. Vdb. 767; außerdem wird der „rivulus Finale“, heute Finelebach bei Meran, schon 716 (bei Arbeo v. Freising, einem gebürtigen Meraner) als Grenzbach erwähnt.

Da die benachbarte Alpe Id (später ein Hof) einen vorrömischen Namen trägt, wird wohl auch der Name Finba ebenso alt sein und in vorgeschichtliche Zeit zurückgehen. Wenn man nichteltische Herkunft des Namens annimmt und „venetische“ Entstehung für möglich hält, dann kann man das gleiche Wort wie lateinisch pinguis, griechisch πᾶχος „fett“, hier in der indogermanischen Ablautsform bhengh-, zugrunde legen¹; „grasso“ bedeutet auch in Subitarien „Biehleger“ (von grasso „fett“ wegen des überdüngten Bodens), vgl. im Lechtal den Altnamen „in der Fajst (= Feiste)“, jetzt Ligseist (Vdb.) — Die ursprüngliche romanische Form kann Fenga gelautet haben, davon wurde sekundär Fenga gebildet (vgl. bei Ide die Nebenform Ida). Die Form Finna von 1163 gibt eine deutsche Aussprache mit ñ wieder (ZMZ 1935, S. 199) oder ist Irrtum für „Finua“.

Fluchthorn. „Ort wohin die Gemsen flüchten“, vgl. ZW 1951, S. 37; der gleiche Begriff romanisch durch „Rifudj camotsch“ („Gemsflucht“) bei Medels am Hinterrhein ausgedrückt (Kübler, Graubünden).

Furca, Furgge ist das bei den Walsern (Memannen) aus dem Romanischen entlehnte Wort für „Paßeinschnitt, Scharte“, aus lateinisch furca „Gabel“. Daher Schönfurgge, Sedlfurgge (das Wort ist bei später, neuer Entlehnung aus dem Engadin auch mit k übernommen worden). Ein ins Deutsche übergesetztes furca scheint im Allgäuer Bergnamen Mädelegabel vorzuliegen, da „Gabel“ sonst keine deutsche Bezeichnung für „Scharte“ ist.

Fuschöl, Fuschölpas, in Galtür fatschiel gesprochen. Der gleiche Name auch bei Silvaplana; bei St. Moritz ein fuscholét. Zu rom. focce-olu „kleine Klamm“, lateinisch fauces (Mehrzahl) „Schlund“ (Hubschmied).

Galtür, im Engadin cutüra gesprochen. Urk. 1319 „Wasser in Cultaur“. 1320 „Waliser ab Culture“ müssen jährlich 12 Pfund Geld nach Wiesberg entrichten; 1383 Vallis, que Cultura nuncupatur, 1390 Cultura (s. Zeinäs), 1453 auf Galtür und viele ähnliche Belege; später „auf Galtür“. Cultura bedeutet in der Tiroler mittelalterlichen Urkundensprache „Rudung“, „Stolz“, ZMZ 1931, S. 72. Das Gleiche wird durch das bündnerromanische Gattungswort cutüra ausgedrückt.

Ganifer, Alpe am Zeinäsbach. Das lateinische juniperus „Wacholder“ erscheint als Gianevra in Sagens, Djunaivra in Zernez; lateinisch juniperetu „Wacholdergestrüpp“ erscheint als Janvrai (urk. Jonvrai) in Schuls, Kübler, Graubd. Nr. 1087.

Garneratal (Montafon). Aussprache im Montafon Garnera, im Prätigau Garnäira; 1612 „im Thal Garnera“ (Flaig), 1548 und 1783 Garnaren (Bösmair). Hubschmied glaubt lateinisch val cornaria annehmen zu dürfen, von cornu „Felshorn“. Aber Garnera hat seinen Namen offenbar von jener Alpe (früher ein Hof) am Talausgang, über der Stufenmündung, die Ganeu heißt, im 16. Jahrhundert „in der Garua“ und daneben „Garneu“ genannt wird (gesprochen wird heute noch garnäu). Garnäu enthält das häufige romanische Mengesuffix -sta. Für den Stamm des Wortes ziehe ich unter drei Erklärungsmöglichkeiten bei Behrer jene von lateinisch cardine „Zürangel“, aber auch „Winkel“ vor, dies erscheint öfters in Bünden und Tirol, z. B. auch bei Pettneu am

¹ Walde-Bolomy, Vergleichendes Wörterbuch der indogerman. Sprachen II. Bd. 1930, S. 151.

Arberg als Gorna, munda. garne, Kübler Nr. 829). Cardine ergab (wohl schon im Romanischen) Carna, im Deutschen Garna; außerdem wurde neben dem einfachen cardine ein Mengewort dazu, auf -êtu, cardin-êtu (mit der Bedeutung „im Wirklich“) gebildet, das ergab Garnêu; nach dieser Alpe am Ausgang des Tales wurde das ganze Tal Val Carnaria, Val Garnäira „Tal von Garna“ genannt.

Glötterspiz. Nach Fallaster heißt die ganze Gegend unter dem Glötterspiz „im Glötter, s'Glöttré“, der Name erweist sich dadurch als deutsche Kollektivbildung. Im Montafon wird der Begriff „wackeln“ durch das Zeitwort „lottara“ ausgedrückt (daselbe Wort ist in der Tiroler Mundart als „lattern“ vorhanden). Beim Glötter sind die Fels-trümmer des Blockwerkes in labilem Gleichgewicht aufeinandergetürmt, so daß sie beim Darübersteigen „lattern“. Dieser für den Bergsteiger gefährliche Zustand ist durch den Namen s'Glötter, d. i. „das Seiwadel“ bezeichnet (nach Fallaster). Eben solche Felsblöcke im Windachtal bei Sölden (Ostal) heißen „die Wagensteine“, zum Zeitwort wagen = „sich bewegen“, davon Wagenkar (Warenkar) bei der Hochstubahtütte.

Gops (fälschlich Kops) beim Feinistöch, 1612 Förgoppen (Bösmair). Zu For- vgl. Vermunt. Rom. gobbo = „Budel“. Nach der rundgebudelten Geländeform genannt. Ein Name Goppen, Goppenspiz kommt auch am Spullersee (Klostertal) vor.

Id. Heute nur mehr die Idtaya (2122 m hoch) so genannt (Taja = Alfhütte s. u.), aber 1390 ein Hof des „Johannes de Ide“ und die „alpis in Ida“ genannt. Demnach hieß der Unterlauf des Fimbatales Id. Der Hof Id stand keinesfalls auf der hochgelegenen Idtaya, sondern entsprach dem später „Boden“ genannten Hof auf der Talsohle, jetzt nur mehr Alpe, Beweise dafür bei Stolz, Schwaighöfe, S. 179. — Id ist wie Fimba wahrscheinlich vorrömisch. Es gehört vielleicht zum indogermanischen Wortstamm ei- „gehen“, drückt den Sinn von „Weg“ (Taltweg) oder von „Weidegang, wo die Herde gehen kann“ aus, vgl. altindisch iti „Gang“, griechisch -τρος, lateinisch itid „das Gehen“.

Ischl. Im Engadin Ischla gesprochen; 1390 Iscla und Montan (-y?), 1427 Isfel und Montan, 1446 zu Kastir und Isfl. 1527 heißen die Einwohner von Is. „die Isgler“. „Iscla“ ist gerade in Tirol in der Urkundensprache als Bezeichnung für „Alp“ nachgewiesen, Gem. S. 276. So ist die Benennung des Ortes Ischl bei Goswin 1390 als „Iscla vel Augia“ verständlich: Goswin nennt den romanischen und den deutschen Namen des Ortes. 1447 wird Ischl nur mit dem deutschen Namen bezeichnet: „peh dem Wasser in der Aue“, Gem. 37 (Ischia für „Alp“ ist in den romanischen Mundarten Belschtirols noch durchaus üblich).

Jam. 1161 „unam alpem („eine Alpe“) in Ambiam“ bei Mohr, Cod. dipl. Rhaetiae 1, 192; 1369 „ain alp in Anhamm“, 5 Pfund Gelbes müssen „die Wallfär“ von dort jährlich den Matschern nach Tarasp zinsen, im Jahre 1723 ist immer noch die gleiche Abgabe in Kraft, Fedlin, S. 4. Im Gejaidbuch R. Max. I. 1500 „Pirg in Samb“. — Von Gub-schmied (mit genauer Begründung) aus gallisch ambi ambin „auf beiden Seiten des Baches“ abgeleitet; Präposition ambi „beiderseits“ und ambe „Bach“ ist fürs Keltische sicher nachgewiesen.

Arromerial (Cromerial), Seitental von Groß-Bermunt mit Passübergang in die Schweiz. 1612 Cromer Tal. „Arromer“ in älterer Schweizer Literatur für Krämer, Schweizerer J. 3, 84 „Arromar“ dafür auch im Engadin üblich (Bull). Als Übergang von Händlern aus der Schweiz benützt, daher der Name, vgl. die Bettlersteige, Sammerwege in Tirol (ZNB 1934, S. 17 N. 1).

Laraintal südlich Mathon; munda. larain (nicht laroan). 1459 Areinpach, 1500 im Gejaidbuch „Pirg Innerein“, in Waldbereitung von 1555 „Tal Grein“. Lat. arëna „Sand“ lebt in Ortsnamen der Dolomitenladiner noch fort z. B. Ciamp da Renes „Sandfeld“, Renatscha u. a. bei Tina da Massa, Nomi locali di Badia e Marebbe im Dizionario von C. Battisti (zitiert bei „Paznam“) Teil 4, 2. Bd., Nr. 1962; daher auch hier Grein, Aerein

¹ Auch Schw. J. 3, 1504.

= rom. all'arèna „am Sand“ denkbar. Der Name bezog sich auf die typischen Sandriefelder bei der oberen L.-Alpe.

Linard. Piz L. Angeblich nach dem Erstersteiger Pfarrer Leonhard Zadorell in Davin; i. B. war der Erstersteiger ein Geistlicher namens Von Mos Zadorell im 18. Jahrhundert. Eine Weide Linar und Piz Linar auch bei Brienz (Albula). Der Bündner Forscher U. Campell nennt ihn 1572 „Piz Chünard“ (das bedeutete nach ihm „Berg des Chuonard“; Ch. ist ein Personenname). Mit Personennamen werden schon im Mittelalter auch Berge bezeichnet (aber nicht wegen Erstersteigungen!), vgl. den „Schweikert“ im Kaunerthal ZWB 1953, S. 52. — Namen unproduktiver Berge werden kaum in keltische Zeit zurückgehen, darum ist Hubschmieds Deutung von kelt. *kunareto „Höhe“ (nur erschlossenes Wort) abzulehnen. Auf Canard = Konrad (? Bösmair, S. 15) ist ev. auch der Bergname Canardhorn im Prätigau zurückzuführen. Beim P. Linar hat man für den in der Neuzeit ganz ungewöhnlichen Personennamen Chuonard den bekannten Personennamen Linar eingesetzt — ein häufiger Vorgang.

Ligner. Groß-L. — Im Wasserischen gibt es das Hauptwort „die Ligi“ für „Schattseite“ s. Zehrer 330, 334 und Schweizer 3.

Lob Sp. nördl. des Groß-Ligner. Zu munda. loob „Laub, Erlenstauden“.

Mathon, alt Muntan d. i. etwa „Alpgegend“, s. Vermunt.

Medrig (Paznaun, Samnaungruppe) munda. s'mëdrig. Die angebliche Urkundenform Modriagen (Hubschmied) von 1609 (nach Ldb. 705) ist eine Verlesung von D. Stolz für das richtige „Mödringen“; i. Z. 1581 wird für die gleiche Bergmähdergegend „Medringen“ geschrieben (Verfächbuch Landesk zum 7. Juni 1581). „Das Medrig“ ist ein nicht seltener deutscher Namenthyp, ein Sammelbegriff zu „Mähd“, so wie z. B. bei Imst „das Seebrig“ ein Sammelbegriff zu „See“ ist; vgl. auch den „Möderigendeneberg“ heute Mäderlisteneberg bei Kesselwängle im Außerfern, Kübler III., S. 88, Nr. 621 (-tenneberg ist sprachlich = „Lannberg“) oder die Bergmähder namens Mädringen östlich von Ursa. — Ein keltischer Flurname auf -acum (S.) ist in dieser Höhe von vornherein unwahrscheinlich, außerdem bildet -acum mehr Guts- und Ortsnamen.

Minschun, Piz M. oberhalb Betan. (Vgl. Mantschun, auch Munschun bei Kompatsch-Samnaun, Minschun bei St. Maria im Müntertal (Wintschgau) und bei Eierfs (Kübler, Graubd., S. 215, Nr. 1528). Hubschmieds Erklärung von lat. mansione „Aufenthaltort (des Viehs)“ (s. Muranza) hat große lautlich Schwierigkeiten (-us-). Im U. Engadin ist vindschun = „Mahlzeit nach Beendigung des Dreschens (und Mähens?)“, davon der Flurname bei Süs „Plattas vindschun“, weil diese Mähder ganz zuletzt gemäht werden, nach Kübler, Graubd., Nr. 1528: „Romanisch manschun m. im Müntertal minschun bedeutet und ist (sprachlich) dasselbe wie vindschun“. Das m kann tatsächlich aus v entstanden sein wie im Namen Malstrag in Samnaun aus urkundlichem Volstrag, s. Hubschmied, S. 437. Ldb. S. 766 f.

Muranza, Val M., Alpe in Val Lavèr südlich des Finsterpasses; entspricht dem altitalienischen moranza „Aufenthaltort“. Ein Val muranza auch im Müntertal (D. Wintschgau). Meransen bei Brigen a. E. heißt 1160 (Brig. Traditionen) Morancin. Muranza hier „Viehleger“.

Partenen, 1612 Bathena, ma. patenna. Wird von Hubschmied mit dem Namen des Bündner „Prätigaus“ zusammengestellt. Dieser heißt romanisch heute noch Val Portenz, urf. im 12. Jahrhundert Portennis und ähnlich. Diese Namen werden von R. v. Planta in „Bündner Monatsblätter“ 1924, S. 310, und von Hubschmied, S. 444, ferner vom gleichen Verfasser in „Chur und Churwalchen“, Sache, Ort und Wort (wie oben bei „Einfentinden“), S. 141 auf den Stammesnamen der keltischen Britanni zurückgeführt, im Frühmittelalter ist ein Gau Britannia in Bünden erwähnt. — Zehrer verweist dagegen auf einen antiken venetischen (?) Ortsnamen Brètèna am Südrand der Alpen.

Pürschlig-Alpe im heutigen Fimbalal. Nicht von einem Familiennamen Pürschl (S.), sondern = „Pürschling, Pürschlinggras“, *nardus stricta*.

Radspitze, Hohes Rad, 1612 Radspitz. Nach Flaig, S. 158, ist der Gipfel einem Rad ähnlich. — Auch der Radstein im Tauernthal hat eine schrägaufliegende, radähnlich gerundete Gipfelplatte.

Risenzoch. Riz ist im Bagnau, in Borarlberg und im deutschen Graubünden der Name eines geschätzten Alpenweidekrautes, *plantago alp.*

Sent. Wichtiger, alter Ort des Engadins; in deutscher Form Eins. Die Erklärung Hubschmieds von gallisch *sēnas* „Saafuren“ beruht auf erschlossenem, in dieser Bedeutung nicht sicher erweisbarem gallischen Wortmaterial. Die Vermutung Hubschmieds, das ganze Engadin hätte eine gallisch sprechende Bevölkerung gehabt, dürfte noch nicht allseits anerkannt sein.

Schnapfentaha. Nach Besitzern aus dem Walgau (Göfis). Die Walgauer werden im Volksmund Schnapfen genannt.

Saßgrat. Im Wallerischen ist Saß = „Abjaß“.

Sinestra, Val Sinestra = linke Talseite (lat. *sinister*, „links“), mundartlich rom. *snoestar*, heißt ein Tal über Schuls. In einer „Holzwerchbeschau“ von 1459 heißt es: „über die alm Wim durch Bruhstertal“ (Stolz, Ueng., S. 157), das ist m. E. verlesen für „Senhstertal“, Val Sinestra. Auch im Münstertal ein Valsanestra, Battisti (wie oben bei Bagnau), Nr. 1372.

Sedl, Sedlfurgge. Sedl „Schafleger, Viehleger“, altdeutsch *sēdal* „Siz“.

Taje, keltisch *attagia* „Hütte“, in Borarlberg *täje*, *tägo*, tirolerisch *taye*, *toaje* = „Almhütte“.

Trisanna. Amtlich und geographisch wird (erst seit der Karte Peter Anichs 1778) der Fluß des Bagnauntals Trisanna, der des Stanzertals Rosanna, das vereinigte Gewässer Sanna genannt; für das Volk ist eine solche Regelung nicht maßgebend, denn dies gebraucht vielfach *sāne* als Flußnamen auch für Trisanna und Rosanna, in Urkunden wird Rosana, Rufanna besonders häufig auch für die „amtliche“ Trisanna geschrieben; in der ältesten urkundlichen Nennung (1446) heißt der Bach des Bagnauns „Träsen“, d. i. der Vorläufer des heutigen Namens Trisanna. Bei dieser jungen Unterscheidung der drei Flußnamen wäre es m. E. irrig, mit Hubschmied die drei Namenformen bis auf die selten zurückzudatieren als *De-ro-segana*, *Ro-segana* und *Segana*, das hieße „die sehr Starke bzw. „die Starke“. Laut eingehender quellenmäßiger und mundartkundlicher Beweisführung sind alle drei Formen durch Kürzung sekundär aus Trisanna (Träsen) entstanden („Landecker Buch“, Schlern-Schriften 134, im Erscheinen), „Träsen“ ist eher zum keltischen Flußnamenstamm *Trages-ā* „die Laufende“ wie die Flußnamen Dreißam (Schwarzwald) und Traisen (Niederösterreich) zu stellen.

Tschifernella (südlich Gr.-Bermunt) mundartlich *tschifernella*. Vom romanischen *caverna* „Höhle“, das im Rätoromanischen sicher nachzuweisen ist (1312 Balchabern im Stanzertal), rätoromanisch **chiaverna*; *chiavernela* „kleine Höhle“.

Urezza. Alpe Urezzas südlich Augstenberg, darüber Piz Urezza. Fast jede Engadiner Gemeinde hat eine Urezza, manche mehrere Urezza, Urezzas. Beurfundet ist im 17. Jahrhundert eine „horetza“, schon 1390 eine „Uretza“ in Betan. Die Konstruktion eines lat. **ovaritia* „Schafweide“ durch *h.* ist kaum haltbar (*ovarium?*)¹, die Erklärung von *U.* Pult aus lat. **auritia* und die von Stübler (Nr. 722) aus „*auridia*“ ist im wesentlichen übereinstimmend und stichhaltig (zu lat. *auridiare* „wehen“, rom. *urezza* „scharfe Luft“). — Zum Sachlichen: Stellen in Tirol, die durch frische Zugluft Schutz vor Insekten bieten und oft auch „beim kühlen Luft“ heißen, werden dort als „Bremstall“ benützt, d. h. als Platz, auf den man zur heißesten Zeit des Tages das Vieh zum Schutz vor Bremsen, Insekten treibt. Urezza vertritt hier im Romanischen das deutsche „Bremstall“ und das dolomiten-ladinische „*merisana*“ „Mittagsweide“ (*meridiana*), darum seine Häufig-

¹ Außerdem gibt es auch „Urezza de vaohas“ (in Süß, das bedeutet „Urezza für die Kühe“, Urezza heißt also nicht Schafweide!) Die Urezza's liegen auch meist nicht in den hochgelegenen Gebieten, wo die Schafweiden sind, sondern oft nahe beim Dorf.

keit! Den ausschlaggebenden Beweis liefert aber das häufige Vorkommen von Namen „Orezzadura“ ebenda im Engadin (sechsmal laut Rätischem Namenbuch). O. ist eine klare Hauptwortbildung zum Zeitwort *orezzar* „wehen, blasen“ und entspricht dem lat. *auridiatura* „Vorgang oder Ort des Windwehens, des Lustigseins“. — In der Samnaungruppe gehört hieher *Arrez* (joch), in Tirol sonst noch zwei Ortsnamen *Maröz*.

Ballilla nördlich *Reinis*. 1778 „Blümler Berg“, auch heute noch mundartlich *fiälla*, so daß besser *Ballilla* zu schreiben wäre. Schon 1390 wird ein Name „im Valliuyglia“ für den heutigen Namen *Valiglia* bei *Sils-Maria*, 1418 *Valullia* (bei *Kübler*, *Graubb.*, 2011) geschrieben. — Regelrecht aus romanisch *vallücula* „Tälchen“ entstanden.

Valgraggès (nördlich des *Kromertals*) mundartlich *falgraggis*. Nach *Hubschmieds* Vermutung von romanisch *grava* „Geröll“, was lautliche Schwierigkeiten hat. Da im *Montafon* heute die *Krähen* *grägge* heißen (*Ballafer*), scheint es mir nicht unmöglich, daß dieses deutsche Mundartwort seinerzeit in den Sprachschatz der romanischen *Montafoner* übergegangen ist und so ein deutsch-romanisches Zwitterwort gebildet wurde (immerhin etwas hypothetisch). *Valgraggis* wäre dann „*Krähentäl*“, was für die düstere Landschaft passen würde.

Bereina (Quelltal des *Prätigaus*). Die Erklärung aus *ferrèna* „*Eisental*“ (S.) wird widerlegt durch die im Engadin erhaltene rätoromanische Ausspracheform: der *Bereina*paß heißt nämlich dort *Ivraina*, *Rät. Namenbuch* 1506. Außerdem gibt es eine *Alpe Ivraina* bei *Ternez*. Im Stamm kann lat. *hiber*, *-idis* „*Giftpflanze*“ (bei *Plinius*) vorliegen („*alpis hiberèna*“) oder, wenn der Name vorrömisch, „*Eburo-*“, wie im Ortsnamen *Eburodunum* (*Yverdon*) oder das indogermanische Wort für *Eber* **epero-*, so daß *Ivraina* etwa „*Eberberg*“ bedeutete.

Verhupf Sp., *Verhupftäl*¹ nordöstlich des *Gr. Vigner* (nicht „*Verhup*“). Die *Tiroler* sagen (nach *Ischofen*) für das *Versteigen* der *Schafe* in den *Felsen* „*verhupfen*, *verbringen*“, „*die Schafe sind im Verprung*“ = „*haben sich versteigen*“; also ist der Name höchstwahrscheinlich deutsch. „*Im Verhupf*“ ist eine *Gegend*, wo sich die *Schafe* leicht in gefährlichen *Felsen* *versteigen*. Name bei *Schröden* „*Im Verklimm*“. Die frühere *Nartenform* *Verhupf* war aus der *Namenform* *Verhupfferner* irrig abgetrennt worden.

Verstancla -*hörner* südlich des *Silbrettahornes*, nach dem *Tal* *Verstancla*, *Val* (*dal*) *stankel*, *Val stanola* benannt; *rät. stankel* für „*aufrecht stehende dürre Tanne*“ nachgewiesen. Die *B.-hörner* heißen im *U. Engadin* *Yal* und *Yalina*, d. i. „*Hahn*“ und „*Henne*“, ein *Vergleich* nach der *Form*.

Besil. *ma. fesil* (*Tälchen* unter dem *Zeblosjoch*, *Samnaun*, und der *Besilspiz*). Nach *Hubschmied* entspräche *Besil* einem romanischen *Deminitiv* „*vallioello*“ *Tälchen* (?) Ich vermute eher *Zusammenhang* mit dem *Namen* eines *benachbarten* *Samnauner* *Kares*, nämlich *Sula*. Dies ist nach *S.* aus *Val söla* „*einfames Tal*“ entstanden; die *Vokalentwicklung* zu *Besil* ist allerdings noch ungeklärt. Jedoch kommt noch ein anderes *Besil* (-*alpe*, -*bach*, -*spiz*) südlich *Kappl* vor, *rom. Vasul*, *urkundlich* 1406 „*Palp Valsula*“ (*Kübler*, *Graubb.*, 1408), neben dem zur *Unterscheidung* ein *Nachbartälchen* *Schwarz-Besil* genannt wird, mundartlich *schwarzfesil* (also auch hier ein *i* im gleichen *Namen* entstanden).

Wierl, *Wl. Galtür*. Zum *Familiennamen* *Wierl*, 1815 in *Galtür*.

Zaferner (östlich *Unter-Bermunt*) mundartlich *am Zäferner*, nicht *Zaverna*. Die *Betonung* auf der *ersten Silbe* läßt nicht an ein *romanisches Wort* denken. Zu *Saßen* „*Herbstzeitlose*“ *Schweizer J.* 7, 337?

Reinis „*alpis una in Scines*“ 1390 im *Marienberger Besitz*, von einem „*Cristanus de Cultura* (*Galtür*)“ *bewirtschaftet*; 1612 *Saynis*. — Zu lat. *sagina* „*Fett*“ im Sinne von „*Dungmahd*, *Wiese*“ (*Etym.*, S. 241); der *Begriff* „*Fett*“ wird für *Kennzeichnung* von *gedüngtem Boden* auch im *Deutschen* in den *Namen* „*die Wieche*“ (*wiech* „*fett*“), die *Fesil* (s. *Fimba*)“ *verwendet*. Ein *Flurname* *Scinas* auch in *Bettan*.

¹ *Täl* ist *alemannische Verkleinerung* zu „*Tal*“.

Literatur

- Flaig = Walter Flaig, Das Silvrettatbuch, 2. Aufl. München 1954.
 Gerw. = Stolz, Geschichtskunde der Gewässer Tirols, Schlern-Schriften, Innsbruck, Bd. 32, 1935 (s. Schlern-Schr.).
 Hubšchmied = J. u. Hubšchmied, Über Ortsnamen des Silvretta- und Samnaungebietes. Clubführer des ÖNG VIII, Silvretta-Samnaun.
 Jedlin = Frig Jedlin, Land und Leute im Unterengadin und Vintschgau. Chur 1922.
 Kübler III. = Die Orts-, Wasser- etc. Namen des alpinen Jler-, Lech- u. Sarnengebiets, Amberg 1909.
 Kübler Graubd. = Die romanischen und deutschen Ortlichkeitsnamen Graubündens, Heidelberg 1926.
 Rbb. = D. Stolz, Histor.-Pol. Landesbeschreibung von Nordtirol, Arch. f. öst. Geschichte, Bd. 107, 1926.
 Ballioppi = Baccaria e Emil Ballioppi, Dizionario dell'Engiadina, Samaden 1895.
 Rult = Chasper Rult, Le parler de Sent, Lausanne 1895.
 Schlern-Schr. = „Schlern-Schriften“ Innsbruck, hrsg. von R. v. Nebelsberg, Universitätsverlag Wagner.
 Schwaighöfe = D. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol, München 1930.
 Schweizer J. = Schweizerisches Idiotikon, Aarau, erscheint seit 1880.
 Schwißer = P. Basilius Schwißer, Die Urbare der Stifte Marienberg u. Münsfer etc. Tirolische Geschichtsquellen 3. Bd., 1891.
 Szab. = Manfred Szadrowski, Rätische Namensforschung in ZNF 1940, 104 (Sammelbericht, enthält auch die Arbeiten R. v. Planta's).
 Ueng. = D. Stolz, Beiträge zur Geschichte des Unterengadins in „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für deutsche Rechtsgeschichte“, 1924 (Schlußkapitel: Die Ansiedlung der Walser in Galtür).
 ZNV = Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins bzw. seit 1949, Jahrbuch des Öst. Alpenvereins.
 Bösmair = Josef Bösmair, Die Bergnamen Vorarlbergs, Dornbirn 1923.
 Zehrer = Josef Zehrer, Die vorrömischen Ortsnamen Vorarlbergs, ungedruckte, masch.-geschr. Dissertation Innsbruck 1949. Behandelt auch sehr viele deutsche und romanische Namen.
 ZNF, ZNF = Zeitschrift für Ortsnamensforschung (später — für Namensforschung), hrsg. Joseph Schney, München (bis 1945).

munda. = lautet mundartlich...

rom. = rätoromanisch.

q bedeutet den im Tirolischen verdampften a-Laut, der im Alemannischen als helles a erhalten ist.

o = geschlossenes o.

Das Bergland des Tappentars in den Radstädter Tauern

Von Rudolf Wismeier

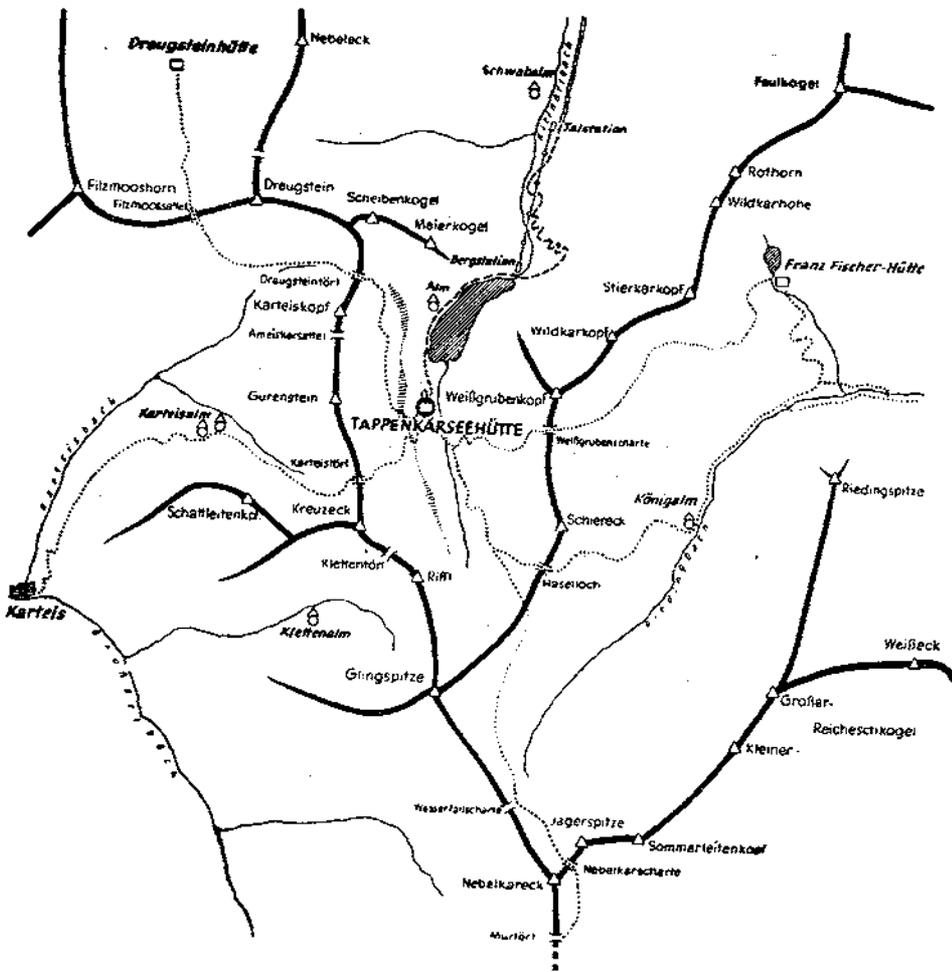
Führt man einen Unbekannten in eine Gesellschaft ein, so pflegt man ihn vorzustellen. Die Berge des Tappentars sind in der alpinen Welt nahezu unbekannt. So mag es erlaubt sein, dieses bisher in unverdienter Unbekanntheit gebliebene Bergland etwas eingehender in die alpine Öffentlichkeit einzuführen. Dem Uneingeweihten sei freilich die Frage nicht verwehrt, ob es zu rechtfertigen sei, diesen winzigen Fleck im Reiche der gewaltigen Alpen einer solchen besonderen Würdigung zu unterziehen. Man kann diese Frage mit gutem Gewissen bejahen, gab doch Mutter Natur diesem kleinen Alpenraum vier wertvolle Gaben. Der Tappentarsee, einer der größten und schönsten Seen der Tauern, ist ihrer Gaben größte. Daß die Berge, die diesen See umrunden, einzigartige Schauberge, aufgebaut zwischen den Zinnen der nördlichen Kalkalpen und den Gletscherriesen der Hohen Tauern darstellen, ist die zweite Gabe der Natur. Die dritte verlieh diesem Bergland die heute hoch begehrten Vorzüge eines kleinen Skiparadieses. Die vierte und letzte der Gaben weiß aber wohl der am meisten zu schätzen, der aus Nachbartälern kommt, die durch Schienenstrang, Autostraßen oder Seilbahnen von der ruhelosen Hast der Großstadt bereits ergriffen wurden. Es ist die stille, unberührte Einsamkeit des Tappentars, der tiefe Friede ursprünglicher Natur.

Die Berge

An die allbekannte Kette der Hohen Tauern schließt sich im Osten der Wall der Niederen Tauern an, eine Welt dunkler, schwermütiger Berge, denen durch eine Vielzahl eingebetteter Seen ein ganz eigenartiger Reiz verliehen wird. Zu diesen leuchtenden Seeaugen kommen im westlichen Teil der Gruppe, den Radstädter Tauern, inmitten der oft bis zu den Gipfeln begrünten Schieferberge noch Kalkberge mit kühnen Formen. An dieser landschaftlich einzigartigen Mischung von schroffen Kalkfelsen, dunklen kristallinen Gesteinen und Schiefeln und blinkendem Wasser nimmt unser Gebiet seinen Anteil.

Die Niederen Tauern lösen sich am Murtörl von den Hohen Tauern ab und erstrecken sich von West nach Ost zwischen dem Ennstal im Norden und dem Murtal im Süden bis an die Furche des Palten- und Liesingtales. Ihre Unterteilung ergibt als westliche Gruppe an die Hohen Tauern anschließend „die“ Radstädter Tauern, welche die bekannte Straßenpaßhöhe, „der“ Radstädter Tauern, von den anschließenden Schladminger Tauern abgrenzt. Einfach einprägsam dargestellt bestehen sie aus einem Hauptkamm, der vom Murtörl in nördlicher Richtung ausgehend am Faulfogel nach Osten schwenkt und ober der Tauernpaßhöhe gegen Südosten ausläuft. Von diesem Hauptkamm zweigen zwei Kämme nach Norden ab, die nach ihren markantesten Gipfeln als Draugstein- bzw. Ennskrauzug zu benennen sind, während zwei weitere Seitenkämme im allgemeinen nach Südosten verlaufend als Weißeck- bzw. Hochfeindzug zu bezeichnen wären. Hierzu kommt noch im Norden abgetrennt der hufeisenförmige Kamm der Rauchtalberge.

An dieser Stelle sei eine kurze Feststellung über die im folgenden angewandte Namensgebung gemacht. Diese war in den bisherigen Veröffentlichungen — Literatur und



Die Umgebung der Tappenkarseehütte
(Maßstab 1:85.000)

Karten — oft reichlich verwirrend. Auch Befragungen an Ort und Stelle konnten die Widersprüche nicht klären, da selbst innerhalb einer Talchaft sich oft keine übereinstimmende Benennung durchgesetzt hat. Nun liegt eine Neuaufnahme des Gebietes seitens des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen in Wien aus jüngster Zeit vor, der auch die bisher kartographisch recht stiefmütterlich behandelte Gegend einige ausgezeichnete Karten verdankt, denen noch weitere folgen sollen. Um eine künftige Einheitlichkeit zu erreichen, sind alle folgenden Namen, ihre Rechtschreibung und die Höhenangaben auf Grund dieser gewissenhaften Aufnahme erstellt.

Bei der Abgrenzung des nun näher zu beschreibenden Hüttengebietes waren nicht geographische Gesichtspunkte maßgebend, maßgebend war vor allem die Erwägung alle jene Berge einzubeziehen, für die die Tappenkarseehütte als Stütz- und Ausgangspunkt gelten kann. Diese Berge können in vier Teilgebieten zusammengefaßt werden (siehe Kartenskizze).

1. Die Umrahmung des Tappentars

Das Tappentar wird hufeisenförmig von einem Kranz von Bergen eingeschlossen, die nur im Norden durch eine schmale Lücke zwischen den beiden Schwächtern des Tars, dem Maierkogel und dem Raucher, den Blick in die Weite offen lassen. Dabei gehören die nördlichsten Umgrenzungsberge zu der Kalkzone der Radstädter Tauern, die südlichen sind Schieferberge mit sanften Formen, von denen sich nur die Glingsspitze, der beherrschende Berg des Tars, mit ihrem kühngeformten Horn heraushebt. An der Glingsspitze löst sich der oben genannte Draugsteinzug vom Hauptkamm ab und bildet mit seinen ersten Erhebungen Rissl, 2265 m, Kreuzed, 2205 m, Gurenstein, 2220 m, Karteiskopf, 2201 m, Scheibkogel, 2255 m und Maierkogel, 2168 m die westliche Begrenzung des Tars. Seine südliche und östliche Begrenzung hingegen wird von einem Teilstück des Hauptkamms gebildet, dem die Glingsspitze, 2433 m, das Schiered, 2366 m und der Weißgrubenkopf, 2370 m mit dem vorgebauten Raucher, 2136 m als Gipfel entragen. Der Übergang von Phyllitischiefergestein zum Kalk erfolgt hier scharf ausgeprägt, denn die sanft begrünnten Formen des Schiered gehen an der Weißgrubenscharte unvermittelt in die steilen, zerklüfteten Felsen des Weißgrubenkopfes über.

2. Die Berge um das Wildkar

Vom Weißgrubenkopf setzt sich der Hauptkamm in schroffen Kalkbergen fort, die gegen Westen in gewaltigen Abbrüchen absetzen, in die schutterfüllte Kare eingebettet sind, von denen das Wildkar das eindruckvollste ist. Nach Osten brechen sie in noch jähren, aber wesentlich niedrigeren Wänden ab, die in Umböden übergehen, in denen eine Reihe kleiner Bergseen aufscheinen. Gamskar Spitze, 2316 m, die Umgrenzung des Wildkars — Wildkar Kopf, 2380 m, Stierkar Kopf, 2366 m, Wildkarhöhe, 2514 m —, und schließlich Rothorn, 2522 m sind die Haupterhebungen dieses Zuges. Der im Kammlauf folgende Faulkogel und das östlich benachbarte Mosermandl, die zwei Hochzinnen der zentralen Radstädter Tauern, können wohl vom Standquartier Tappentarseshütte aus bestiegen werden, sind aber dem engeren Hüttengebiet nicht mehr zuzuzählen.

3. Der Draugstein

Zum Hüttenbereich kann auch noch die schroffe Rinne des Draugsteins, 2356 m gezählt werden, der über die ihm östlich benachbarte Schwalbenmauer an die westlichen Umrahmungsberge des Tappentars am Scheibkogel anschließt.

4. Die Berge des obersten Hinterriedingtales

Hierzu gehören der Hauptkamm von seinem Beginn am Murtörl bis zur Glingsspitze mit dem schöngeformten Nebelkared, 2536 m, und der von hier abzweigende Seitenkamm mit Sager Spitze, 2507 m, Sommerleitenkopf, 2456 m bis zum Kleinen und Großen Reichefischkogel, 2348 m bzw. 2413 m.

Die Übergänge

Eine erstaunlich große Zahl von Übergängen macht die Hütte zu einem Wegknotenpunkt der westlichen Radstädter Tauern.

Nach Westen führen das Draugsteintörl, 2077 m und das Karteistörl, 2149 m in das Gebiet des Großkarltales mit Fernzielen in das Gasteinertal und über die Altscharte ins Gebiet der hohen Tauern. Nach Süden zieht ein Höhenweg den Nordostkamm der Glingsspitze überschreitend und um den Talschluß von Hinterrieding herum über die Nebelkarscharte, 2453 m zum Murtörl. Von hier liegen weitere Ziele in der Gafnergruppe (Rotgüldensee, Weinschnabel, Maltatal) greifbar nahe vor uns. Nach Osten aber leitet das Haselloch, 2135 m ins Seberhaustal hinüber und die Weißgrubenscharte, 2257 m schließlich zur benachbarten Franz-Fischer-Hütte ins zentrale Gebiet der Radstädter Tauern (Faulkogel, Mosermandl) und auf anschließenden Höhenwegen zur

Südwienershütte und auf die Straßenhöhe des Stadstädter Tauernpasses. All diese Übergänge stellen natürlich auch Zugänge zur Hütte dar. Der bequemste Zugang ist freilich jener aus dem Salzachtal von St. Johann im Pongau.

Der Weg zur Hütte

So westentrikt die Lage des Tappentars auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so ist es zumindest im Sommer ungemein günstig erreichbar. Das Postauto führt uns vom Bahnhof St. Johann im Pongau in etwa einstündiger Fahrt bis zum Jägersee, auf etwa zwei Gehstunden an den Tappentarsee heran. Jene, die über ein eigenes Kraftfahrzeug verfügen, leitet ein wenn auch sehr bescheidenes Sträßlein noch bis an den Talschluß, von wo sie in einer guten Stunde den See erreichen können.

Dieser Zugang aus dem Salzachtal ist nicht nur der bequemste, sondern auch landschaftlich sehr schön. Nachdem wir von St. Johann weg etwa zwei Drittel des Weges im engen Tal, vorbei am schmuden Dorf Wagrain, entlang dem schäumenden Bach aus dem Kleinarltal, durchfahren haben, bietet sich die erste Überraschung. Weit tut sich das Tal vor uns auf und gibt nach und nach den Blick nach Süden frei. Da tauchen nun erstaunlicherweise nicht Berge aus dunklen Schiefen und anderen kristallinen Gesteinen, wie wir sie in diesem Tal der Zentralalpen erwarten würden, auf, sondern helle, schroffe Kalkberge, die zur Kalkzone der Stadstädter Tauern gehören. Zu ihren Füßen breitet sich ein weites grünes Tal aus, in dem wie Kinderspielzeug verstreut, die Höfe des Dorfes Kleinarl, des Talortes der Tappentarseehütte, liegen. Ein Tal, das noch fast bar jedes Fremdenzustromes einsam dahinträumt und an Schönerm doch so reich geeignet ist. Denn, nach kurzer Weiterfahrt, bestaunen wir wieder einen Fleck heimischer Schönheit, den Jägersee mit seinem schmuden Jagdhaus, in dessen grünen Wässern sich dunkle Wälder und bleiche Kalkberge spiegeln. Und noch ein Stück Weges und wir haben den Talschluß, ein wildes Felsenrund, erreicht, in dem, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, Wasserfälle herabstürzen. Ihre Wässer entströmen bereits dem über dieser Wandstufe liegenden See. Diesen 550 m hohen Abfall überwindet die von der Sektion beim Bau der Hütte errichtete Materialseilbahn mit einem einzigen Spannfeld von 1350 m fast zur Gänze. Unser Gepäc ist mit ihr schon lange zur Höhe geschwebt, ehe auch wir auf den bequemen Windungen des breiten Pfades die Steilstufe bewältigt haben. Das Gelände legt sich zurück, wird freier und schon breitet sich vor uns das Kleinod des Tappentars aus,

Der See

(1763 m)

Er ist kein Seelein, sondern ein richtiger See, über einen Kilometer lang und bei 300 Meter breit. Auch die Tiefe von 47 Meter ist nicht unbeachtlich. Die Größe freilich allein würde ihm kaum eine Sonderstellung unter den zahllosen Trübern im großen Alpenraum einräumen, dazu verhilft ihm erst seine einzigartige Lage. Der Tappentarsee ist ein echtes Gewässer des Hochgebirges; bereits oberhalb der Baumgrenze gelegen, entragt ihm in seinem Nordteile jäher Fels, Schutthalben ziehen sich bis an sein Ufer heran und die im Hintergrund aufstürmenden wilden Kalkberge, die sich im tiefblauen See widerspiegeln, ergeben ein Landschaftsbild, das zu jenem Schönen gehört, dem unsere Alpen ihren Ruf verdanken.

Welche Wandlung, wenden wir uns dem Südteil des Sees zu! Verschwinden ist die schroffe Wildheit, eine ruhige Anmut der Landschaft nimmt uns gefangen. Nicht steiler Fels, sondern sanfter grüner Almboden entsteigt hier dem See, ganz sachte ansteigend um sich dann allmählich steiler zu den bis obenhin grasbewachsenen Berggründen aufzuschwingen, über denen das Horn der Glingsspitze herrschend thront.

Und von diesen Matten tönt gedämpft das Läuten der Herdenglocken, denn das Tappentars ist auch der größte Weideplatz des Landes, zu dem 22 Gemeinden des Pongaus Kinder und Pferde auftreiben.

Der Weg, der den See entlang zunächst tief im Felsen eingesprengt dahinzieht, gibt nach und nach den Blick nach dem Süden frei. Und an einer Wendung tritt auch schon der lichte Bau der neuen Tappenkarseehütte ins Blickfeld, die etwa 500 m vom Südufer entfernt, den Karboden überhöhend herabblüht.

Die Hütte (1815 m)

Es gibt wohl wenige Gebiete in den Ostalpen, die erst bis weit in dieses Jahrhundert nicht ein einziges richtiges alpines Schutzhäus aufweisen konnten. Im Gebiet der Radstädter Tauern, sieht man von der Sonderentwicklung des am Rand gelegenen Gebietes des Radstädter Tauernpasses ab, war der Bergsteiger bis nach dem Ersten Weltkrieg lediglich auf Unterkunft in den Almhütten oder den Talorten angewiesen. Die erste Pflöcke schlug 1920 die Sektion Lauristia des DÖAV mit ihrer Lauristiahütte, der dann der ÖAV mit der Südwiennerhütte folgte. Der westliche Teil des Gebietes wurde erst anfangs der Dreißigerjahre aus seinem Dornröschenschlaf erweckt, als die Sektion Lauristia am Zaunersee die Franz-Fischer-Hütte und gleichzeitig auf Anregung der Sektion Pongau die Sektion Meißner Hochland, eine Dresdner Sektion des DÖAV, am Südufer des Tappenkarsees ein Schutzhäus erbauten.

Über dieser ersten Tappenkarseehütte schwebte der Unstern des Mißgeschickes. Raum war sie eröffnet, so traf sie und ihre reichsdeutschen Besitzer als erster Schlag die damals verhängte Ausreisepatente aus dem Reich empfindlich und unterband ihren ersten Aufschwung. Der Zweite Weltkrieg ließ nur schwer einen geregelten Betrieb zu und als die Waffen schwiegen und der ersehnte Besuch sich einstellte, zerstörte am 23. Dezember 1947 eine Staublawine die Hütte und machte sie zu einem Bruch, von dem immerhin noch ansehnliche Teile brauchbar waren. Und dann kam ein trauriger Abschnitt dieser an sich nicht erfreulichen Hüttengeschichte. Durch die damalige politische und wirtschaftliche Lage konnte weder der Alpenverein noch eine seiner Sektionen den notwendigen Wiederaufbau beginnen, ja nicht einmal die verwertbaren Reste sicherstellen. So boten die dem Unglück folgenden Zeiten ein Bild des Verfalls wertvollen ungeschützten Gutes, an dem Wind, Wetter, Vernachlässigung und zuletzt rohe Plünderung in ungewollter Eintracht mithalfen. Nur mehr die nicht verschleppbaren Hüttereste waren noch da, als im Jahre 1950 die Sektion Edelweiß des Österreichischen Alpenvereins auf Anregung der Salzburger Sektionen, im besonderen der Sektion Pongau, die Aufgabe übernahm, diesen prächtigen Erdenwinkel durch einen entsprechenden Stützpunkt von neuem zu erschließen.

Damals wies das Buch der Baugeschichte der neuen Tappenkarseehütte nur unbeschriebene Blätter auf, aber sie füllten sich Monat um Monat, Jahr um Jahr. Erst im Juni 1954, als fast vier Jahre später die feierlichen Klänge der Musik ins Kar hinausdrangen, die die festliche Einweihung der Hütte verkündeten, konnte man einen Schlußpunkt hinter all die sorgenvollen Kapitel des Werdeganges setzen. Vergessen war fast schon der schwere Kampf um die Erlangung des Grundstückes für die neue Hütte, die weiter hinten im Kar in geschützter Lage erstehen mußte und das zähe Ringen um die Genehmigung der unerläßlichen Materialseilbahn, das manchmal fast aussichtslos erschien. Aber auch die Geldmittel mußten hart erkämpft werden. Weder die Sektion Edelweiß, noch der Gesamtverein konnte aus dem entwerteten Vermögen und den völlig unzureichenden Mitgliedsbeiträgen die Kosten des Baues decken. Daher galt es Fremdmittel in erheblichem Maße zu beschaffen. Erst im Sommer 1952 waren diese grundlegenden Hindernisse überwunden und dann kam der eigentliche Bau, ein echter Hochgebirgsbau, im Kampf gegen die Unbilden des Wetters und gegen die fast nie abreißende Kette der Sorgen, in der nur der einmalig schöne Herbst 1953, der ein schneefreies Arbeiten bis 20. Dezember ermöglichte, als Lichtpunkt aufscheint.

Aber nun ist die Hütte vollendet. Ein stattlicher Bau, der mit seiner neuzeitlichen Ausstattung, wie Zentralheizung, warmes und kaltes Fließwasser in den Zimmern, Draußen,

elektrische Beleuchtung mit eigener Wasserkraftanlage und die besondere Wärme- und Schalldichtung der Wände, zu den bestausgestatteten Hütten des Alpenvereins zählen darf.

Bergfahrten im Bereich der Hütte

Die nähere Umgebung der Hütte bietet eine Fülle von kleineren Wanderungen, von denen jene zum Karteistörl deshalb bemerkenswert ist, weil sie uns am kürzesten Weg mit dem ersten freien Blick auf die Kette der Hohen Tauern belohnt. Aber auch an größeren Bergfahrten bietet die Hütte eine nicht unbeachtliche Zahl, von denen einige im folgenden geschildert seien.

Ein Weg des Schauens

Der Stammweg auf die Glingspiße

Ein schlichter Pfad, der an Vielfalt der Aussicht seinesgleichen sucht. Wir wollen ihn heute in seiner Gänge begehen; man kann den Kamm, der fast an jeder Stelle vom Kar aus ersteigbar ist, aber auch in beliebigen Teilstücken genießen.

Schon der erste Gipfel, der Maierkogel, den wir von der Hütte, die Terrasse ober dem See in nördlicher Richtung verfolgend, über seine schrofigen Südhänge in einer guten Stunde erreicht haben, ist ein Glanzstück unserer Tappentarberge, denn er belohnt seinen Ersteiger mit einem Tiefblick auf das tausend Meter unten liegende hintere Kleinartal, er gewährt den besten Einblick in das Tappentar und besitzt vor allem einen einzigartigen Abblick auf die tiefblauen Gewässer des Tappentarsees. So ist es denn auch Gepflogenheit, Gäste, denen man gerne einen bleibenden Eindruck vermitteln will, auf diesen kleinen Zauberberg zu geleiten.

Wir aber, deren noch ein weiter Weg harret, reißen uns los und wandern über den anfangs felsigen Kamm, später über steilen Rasen zum zweiten Gipfel des Tages, dem Scheibkogel. Zu dem wieder jäh nach Norden abgleitenden Tiefblick gefällt sich bereits die immer freier werdende Sicht nach dem Westen, auf die schimmernde Kette der Hohen Tauern, die wir in ihrer ganzen Pracht im Laufe der heutigen Wanderung noch genießen werden. Hier aber wird unser Blick noch von der Nahsicht gefesselt, von der kühnen Rinne des Draugsteins. In der Art seines Aufbaus — pralle Wände auf grünen Matten fußend — und in den Farben seines Gesteins ruft er Erinnerungen an ein fernes Märchenland wach, an die Dolomiten. Freilich ist er ein bescheidener Dolomitenzweig, aber er gehört dafür zu unseren Bergen.

Der Scheibkogel leitet seinen Namen von der kleinen Hochfläche seines Gipfels ab, über die wir nun Höhe verlierend und uns gegen Süden wendend zum Draugsteintörl absteigen. Auf dem nun schmaler werdenden Rücken verläuft hier ein Drahtzaun. Er wird uns auf dem Weiterweg oft noch Begleiter sein; er soll verhindern, daß dem Vieh die Versuchung kommt, den Gefilden des Tappentars den Rücken zu kehren und in Großarls saftigen Matten verboten zu naschen. Die „Lörln“ in diesem Zaun bezeichnen auch die Übergänge, so das Draugsteintörl, das wir eben betreten, welches einen Übergang nach Hüttschlag oder auch auf die Fülzmoosalm vermittelt.

Im Aufstieg auf den nun folgenden Karteiskopf wird der Kamm schmaler und von kleinen felsigen Stufen unterbrochen. Im Sommer für Geübte reichlich harmlos, ist es gerade dieses Stück, das im Winter eine Überschreitung mit Skiern, die sonst vom Scheibkogel bis zur Riffel möglich wäre, hier nicht zuläßt. Den Karteiskopf wollen wir nur rasch überschreiten und dann auf dem folgenden Gipfel des Gurensteins ausgiebig Rast machen.

Der Gurenstein ist der „Hausberg“ unserer Tappentarseehütte. Er hieß auf früheren Karten „Gittenstein“. Der neue Name stammt vermutlich aus dem Sprachschatz der Großarler. Von der Hütte ist der Berg in etwa einer Stunde in beliebiger Wegführung über seinen Osthang erreichbar. Auf seinem breiten Gipfel lassen wir uns also friedsam nieder und wollen schauen, schauen vor allem in die große Weite, die sich nun gegen Westen

und Süden aufgetan hat, in der die Kette der östlichen Hohen Tauern in seltener Geschlossenheit vor uns ausgebreitet liegt. Da reiht sich ein Eisriesen an den anderen, der weißleuchtende Hochtem, überragt vom Wiesbachhorn, König Großglockner mit seinen Trabanten, die drei Großen der Goldberge — Hocharn, Sonnblid, Schared —, das Horn des Antogels und ganz groß und nah die gleichermungürtete Hochalmspitze. Gegen diese weißgleißende Kette verblaffen einigermaßen die übrigen Großen der Kette, der Kaiser, die Steinberge von Seogang und Lofar, Hochkönig, Tennengebirge und Dachstein. In der Naht sind aber die Berge der Stadstädter Tauern vor allem Faulkogel und Mosermandl wieder sehr eindrucksvoll.

Diese herrliche Sicht verläßt uns nun auf dem Weiterwege nicht mehr. Der Kamm, der seit dem Karteiskopf wieder breit und harmlos wurde, hebt und senkt sich gemächlich, ab zum Karteistörl, auf zum Kreuzed und wieder ab zum Klettentörl und nochmals auf zur Rißfl, dem vorletzten Gipfel unseres Weges. Auf ihrer Höhe erhebt sich ein Kreuz, eine Stange mit einem kleinen, windschiefen Querbalken. Die meisten gehen achtlos an ihm vorbei, manchen aber packt seine unerhörte Schlichtheit. Da steht dieses gebrechliche Gebilde Jahr für Jahr am sturmumtosten Grat und hält Stand. Sollte man ihm nicht stützend helfen? Wäre es aber auch nicht schade, wenn der Eindruck, den dieses ärmliche Höhenzeichen so auf den Wanderer bezwingend ausübt, damit verloren ginge?

Von der Rißfl an nimmt der Kamm etwas zünftigeren Formen an, wird schmal, stürzt zum Kar in brüchigen Schrofen, zur Klettenalm auf der großartigen Seite in jähem Grashängen — Marke Allgäu — ab. „Zum Schwindel neigende Anfänger“ pflegen hier umzukehren. Von trittsichereren Wanderern wird dieser Teil des Weges aber gewiß als anregend empfunden und die folgende Kletterstelle, die übrigens umgangen werden kann, als nette Überraschung gewertet. Es ist auch die einzige dieser Art, denn der letzte Auffschwung auf die Glingspitze, der von der Rißfl nicht unbedenklich ausfällt, entpuppt sich in der Nähe als ein harmloser Blochhang.

Durch Stunden haben wir in schönsten Sichten geschwelgt, die Glingspitze fügten ihn als Neues noch einen ergreifenden Tiefblick ins Großarlital mit dem Dorfe Hütttschlag und den Blick auf die Berge der Hafnergruppe bei. Wieviel näher sind uns nun schon die Gletscher der Hochalmspitze gerückt, wie weit liegt schon draußen im Tappenkar der blaue See! Wir sind aber auch schon schauensmüde geworden; wie wohlzig ist es nun sich hier am Gipfel zwischen die prächtigen Eisenhutbüsche zu legen, dem Zug der weißen Sommerwolken zu folgen, die der Südwind vor sich hertreibt und dann nicht mehr zu schauen, nur mehr zu träumen.

Im Reiche der Gemsen

Aus dem Wildkar auf das Rothorn

Wenn ich von diesem Weg erzähle, dann nur für jene, die fein stille ihres Weges ziehen, so ruhig und bedacht, daß die aufgeschreckten Gemsen bald die Harmlosigkeit ihres Tuns erkennen und neugierig von ihrer hohen Warte zu ihnen herabäugen. Denn das Wildkar mit seinen Bergen ist streng gehütetes Gemsenrevier. Rudel von vielen Duzenden dieses scheuen Wildes sind hier keine Seltenheit.

Kein Weg, nur angeedeutete Wegspuren leiten vom Seeausfluß durch lichten Bärchenbestand und dichtes Krummholz steil aufwärts zu dem großen, schon vom Tal sichtbaren Schutzstrom, der vom Gamskar herabzieht. Näher treten die Wände des Wildkarlopfes heran, unter denen wir nach links queren, bis ein niedriger Wandzug unsere Schritte hemmt. Haben wir diesen einmal überlistet, so stoßen wir auf einen Gamswechsel und damit ist uns das untere Wildkar erschlossen. Das Wildkar ist nicht nur ein Kar des Wildes, es ist auch ein wildes Kar. Wohin wir auch blicken dräut steiler Fels herab, nur am Grunde des Karas steht stellenweise stilles Wasser, das für das Wild ersehnte Raß. Nach einigen hundert Metern schließt das untere Wildkar mit einer steilen Schrofenwand ab, deren Durchsteigung, wie der ganze Weg durch dieses Kar unseren Wegsinn dauernd wachhält. Gegen die brüllende Felslandschaft des unteren Karas wirkt das obere Wildkar



Aufn.: Dr. Biefö

Tappenkar: Blick vom Weißgrubentopf auf Faulkogel und Mosermandl



Tappenkar: Wildkarhöhe vom Rothorn (im Hintergrund die Hohen Tauern)

Aufn.: Ing. Wismeher



Tappenkar: Tappenkarseehtütte

Aufn.: Ing. Wismeher

schon freier, die Gipfel sind greifbar nahegerückt. Zur Rechten kann der Stierkarkopf unschwer erreicht werden, von dem ein bezeichneter Weg zur Franz-Fischer-Hütte hinableitet, ein Übergang der jenem über die Wildkarscharte vorzuziehen ist, die aus dem oberen Ende des Wildkars über eine im ersten Teil unangenehme, steile Rinne zum gleichen Ziel führt.

Weit schöner und eindrucksvoller aber ist es, zur Linken über den Westkamm zur Wildkarhöhe anzusteigen. Von Schritt zu Schritt wird der Blick freier, tief unten liegt schon das Wildkar hinter dessen düsterer Felswildnis der blaue Spiegel des Tappentarsees hervorleuchtet. Ein frischer Gratwind bläst uns an, sobald wir die Schneide erreicht haben, die gegen den Gipfel hochleitet. Zu unseren Füßen aber senkt sich jäh ein milbzerrissener Gang in die Tiefe. 1300 m senkt der Berg gegen das Kleinarltal ab; über Wände von vielen hundert Metern fällt auch unser Blick, sobald wir den Gipfel erreicht haben, auf die andere Seite in das Kar des Zaunersees. Eine prachtvolle Partie in rauhem Felsenland, dem auf der einen Seite der wellengekräuselte Tappentarsee, auf der anderen Seite der Zaunersee mit der Fischerhütte wohlthuende Ruhepunkte verleihen.

Die beiden Abstürze gegen das Kleinarltal und gegen den Zaunersee formen eine recht lustige Schneide, der wir uns zum Weiterweg zum Rothorn anvertrauen müssen. Es wäre ein genußreiches Steigen über den Tiefen, würde uns nicht das etwas brüchige Gestein zu strenger Vorsicht mahnen. Erst bei der letzten Kletterstelle, einem kurzen Quergang mit Kamin, wird das Gestein fest und das Klettern eine Freude, aber schon betreten wir die Scharte, aus der wir ohne Schwierigkeit zum Nachbarberg, dem Rothorn, emporsteigen, dem letzten Berg dieser Kette, den wir noch unseren Hüttenbergen beizählen können. Die Sicht von ihm ist ähnlich der von der Wildkarhöhe, nur kommt hier noch ein prächtiger Nahblick auf den großen Nachbar im Norden, den schönsten Berg der Hochstädter Tauern, den Faulkogel, hinzu. Dieser Berg, der in seinem Aufbau an echte Dolomiten erinnert, wäre zu einem Kletterberg wie geschaffen, wenn er nicht ein „Faul“kogel, sondern ein „Fest“kogel wäre. Die Brüchigkeit seiner Felsen hat ihn um diese Bestimmung gebracht.

Ein Blick noch in die schwindelnde Tiefe, in der auf grüner Flur als winzige Pünktchen die Häuser von Kleinarl aufscheinen, der packendste Tiefblick im Bereich der Hüttenberge, und dann hinab zur Scharte nördlich oder südlich des Rothorns, bei beiden Abstiegen ein wenig Kletterei und dann Schutt, endloser Schutt, in dem wir Schritt um Schritt gemächlich zu Tale gleiten. Wohligh empfinden wir es dann, endlich wieder weichen Wiesenboden unter den Füßen zu haben. Über ihn sind wir bald bei der Franz-Fischer-Hütte, der eng verbundenen Nachbarin unserer Hütte im Tappentars. Der Blick von hier auf den Faulkogel ist einzig schön. Hätten wir dafür drüben nicht den herrlichen See, so möchte man der Frau Nachbarin fast ein wenig neidig werden. Aber zwei Hütten im wilden Gebirge seien wie zwei Bergkameraden, die keinen Neid kennen.

Am Westende der Niederen Tauern

Das Nebelkareck und seine Nachbarn

Das Nebelkareck ist der letzte Berg im Zug der Niederen Tauern. An seinem Fuß, am Murtörl, betreten wir das Land der Hohen Tauern. Und diese Grenze ist nicht nur ein geographischer Begriff, wir fühlen sie auch, wenn wir auf seinem Gipfel stehen. Was diesseits noch mit Höhen von 2500 m bis 2700 m zu den Großen der Niederen Tauern zählt, ist jenseits im Reiche der Dreitausender kleines Volk geworden. Während hier noch bis zum Gipfel das saftige Grün der Wiesen emporzieht, starren von den Hochzinnen der südlichen Nachbarn bereits die ersten Gletscher herab. Dieser Gegensatz von sanfter Nähe und erhabener Ferne lohnt einen Besuch dieses einsamen Berges.

Der bezeichneter Weg von der Tappentarseehütte dorthin führt vorerst über die weichen grünen Böden des Tappentars in seinen südlichen Hintergrund. Von Bodenschwelle zu Bodenschwelle hochsteigend staunen wir über die große Weite des Kar, dessen Begrenzung wir erst nach einer guten Stunde bei einem markanten Felsen im Nordostkamm der

Glingspitze erreichen. Aus der grünen Welt des Tappenkar treten wir über in das vom gleichen Grün erfüllte Land des hintersten Niedingtales — dem Ursprung des Zederhauftales —, dessen Almen tief unten im Talgrund liegen. Vor uns aber jenseits des Tales erhebt sich stolz die dreieckige Pyramide des Nebelkarecks, unser Ziel.

Um nicht an Höhe zu verlieren beginnen wir nun nach rechts an den steilen Osthängen der Glingspitze zu queren, um die Böden oberhalb des Wasserfalls zu erreichen, der im hintersten Grund des Tales herabrauscht. Nichtsames Verfolgen des Pfades ist ratsam, denn in den harmlos scheinenden Wiesenhängen halten sich einige tüchtige Abbrüche verborgen, die zu unliefsamen Umwegen oder unnötigen Abstiegen zwingen können. So aber erreichen wir mit einem Mindestmaß an verllorener Höhe die Matten über dem Wasserfall, nach dem auch die Senke oberhalb den Namen Wasserfallcharte erhielt. Ohne diese zu betreten, steigen wir unmittelbar zu dem Kar hoch, das vom Nebelkareck und Sagerspitze eingeschlossen wird. Zum ersten Mal verläßt uns der weiche Wiesenboden und geht in plattiges Geröll über, das zuletzt jäh hochzieht. Der gefürchtete Geröllschinder aber bleibt uns erspart, wenn wir uns an die Wegspuren halten, die in dem mürben Gestein steigartig emporleiten.

War uns der Weg bisher allzu leicht, so können wir nun von der so erreichten Nebelkarscharte über den felsigen Nordostkamm zum nahen Gipfel emporklettern, der aber auch ganz zahm südlich davon über Wiesenboden erreichbar ist. Langes, glattes Gras bedeckt die breite Gipfelfläche, aus dem, wie auf vielen anderen Gipfeln dieses Gebietes, unzählige Blüten des blauen Eisenhuts hervorleuchten. Die Aussicht ist von jener weiten Schönheit, die schon auf dem Gang zur Glingspitze gemürdigt wurde. Die besondere Note, die ihr eigen ist, ist aber der eingangs geschilderte Blick auf die nun in unmittelbare Nähe gerückten großen Brüder im Süden, die Hohen Tauern.

Der Besteigung des Nebelkarecks können wir zur Nebelkarscharte wieder absteigend, noch eine recht genußreiche Kammtour über den nach Nordosten vom Hauptkamm abzweigenden Bergzug anschließen, wobei die Sagerspitze, der Sommerleitenskapf und die beiden Reicheschkögel auf ausichtsreichem Weg, der stellenweise etwas Trittsicherheit erfordert, überschritten werden. Der Kamm zieht noch weiter bis zum Steilzacken der Niedingspitze; wir aber steigen an geeigneter Stelle nach Westen auf die obersten Almhöden der Hinterrieding ab, suchen an den steilen, oft von Abbrüchen durchsetzten Grashängen, in Richtung der Wasserfallcharte zurückgehend, möglichst ohne Höhenverlust zu queren, bis wir den bezeichneten Pfad des Anmarsches in der Gegend oberhalb des Wasserfalls zum Rückweg ins Tappenkar erreicht haben.

Merken wir uns diese Querung wohl, denn sie bietet uns die Möglichkeit, vom Tappenkar aus fast ohne nennenswerten an Höhe zu verlieren, einen Berg zu besteigen, der von dort scheinbar durch tiefe Täler getrennt in weiter Ferne aufscheint, das Weißed. Wohl mit 2712 m der Höchste der Radstädter Tauern, sieht es von ferne in seiner klobigen Form mit seinen, einer verrunzelten Elefantenhaut ähnlichen ungeschlachten Hängen als Berg nicht sehr einladend aus. Wer ihn aber einmal betreten hat, der weiß, daß er mit seinen landschaftlichen und geologischen Gegensätzen weit mehr zu bieten hat, als mancher seiner schmückeren Nachbarn. Vom Tappenkar aus kann dieser Berg nun auf zwar etwas verschlungenem Weg, aber fast ohne Höhenverlust erreicht werden, indem wir den Weg zum Nebelkareck unterhalb der Wasserfallcharte verlassen, die oben angeführte Querung bis unter den Großen Reicheschkögel anschließen, und schließlich diesen in großem Bogen umgehend, die Niedingcharte am Fuß des Weißed erreichen. Der Westkamm leitet von hier zum ausichtsreichen und interessanten Berg empor, der ob seines unschweren Zuganges als Weitziel wohl noch zu unseren Hüttenbergen gezählt werden darf.

Stiland Tappenkar

Wenn im späten Herbst dunkle Wolkenmassen aus dem Nordwesten ins Kleinarktal eindringen und sich als eigenartige Nebelbank über den See ins Tappenkar einwälzen,

dann hält der Winter hier seinen Einzug. Aus den Wolken wirbelt stoffiges Weiß, schier unerträglich, denn das Kar ist ein richtiges „Schneeloch“. Bald hüllt ein weißer Schneeteppich die Matten und den See, dessen Spiegel unter hartem Eis dem Frühling entgegenräumt, in blendendes Weiß. Dieses Spiel der manchmal sanft herabwirbelnden, manchmal auch waagrecht gepfeiften Floden wiederholt sich noch oft im Laufe des Winters, es füllt allmählich die Runsen und Schluchten aus, begräbt Erlenbüsche, Lauschen und Steine, bis schließlich das Tappenkar, in den blendend weißen Schneemantel des Winters gehüllt, verlodendes Skiland geworden ist.

In seinem Mittelpunkt liegt die Tappenkarsehütte. Der Hüttenhang entpuppt sich als prächtiger Übungshang, der bequem vor der Hützentür liegt. Im großen gesehen ist aber der ganze Kessel des Tappenkar, ausgenommen die Felsänge des Weißgrubenskopfes, ein geschlossener, gewaltiger Hang, der bei einigermaßen guten Verhältnissen auf stets neuen Wegen durchschwungen werden kann, auf sanften, steilen und steilsten Wegen. Wäre es demnach ganz zwecklos, eine Aufzählung der Skifahrten des Tappenkar zu versuchen — ein guter findiger Läufer wird immer neue Varianten entdecken — so soll doch das Gebiet, das wir nun vom Sommer her kennen, noch einmal mit den Augen des Skiläufers betrachtet werden.

Beginnen wir mit den sanften Bergen im Westen des Kar, über deren Kämme wir zur Sommerzeit in so aussichtsreicher Wanderung dahinzogen. Hier liegen die lohnendsten Ziele im Kammabschnitt vom Scheibentogel bis zum Kreuzed. Freilich so einfach wie im Sommer geht es nicht mehr zur Höhe des Kammes, denn dieser ist fast durchgängig überwächtet und läßt uns nur mehr an wenigen Stellen einen sicheren Durchstieg offen, so vor allem am Karteistörl, am südlichen Vorgipfel des Gurenstein, südlich des Ameiskarjattels und am Draugsteintörl. Der Kamm selbst ist mit Ausnahme des Nordkammes des Karteiskopfes im vorgenannten Abschnitt durchwegs befahrbar. Bei der Abfahrt müssen wir nun darauf achten, das oberste Steilstück an einer der unverwächteten Stellen zu durchfahren, um dann in herrlichem Gelände bis zur Terrasse oberhalb des Sees herabzuschwingen. Auf ihr fahren wir querend bis wir in den Hang ober der Hütte einfahren können, der uns bis ans Hüttenlor bringt.

Ein zweites Skigebiet eröffnet sich uns am gegenüberliegenden Hang, der zur Weißgrubenscharte und zum Schiereck hochzieht, wobei die Mulde der Weißgrube dessen Glanzstück bildet.

Das Schönste aber, das das Tappenkar dem Skiläufer zu bieten hat, liegt im Gelände des hinteren Kar, das sich stufenförmig gegen die Glingsspitze aufbaut. Die Abfahrt von diesem Gipfel, die zügig fast 700 Höhenmeter in hindernislosem Lauf überwinden läßt, wird auch einen vermöhnten Läufer voll befriedigen.

Sollte uns der Rahmen des Tappenkar aber zu eng werden, dann können wir auch über Draugsteintörl und Filzmoosjattel einen Tag lang in benachbarten Skiland der Filzmoosalm neue Berge auffuchen. Großzügige Fahrten sind im Frühjahr schließlich noch in das Gebiet der Hinterrieding oder über die Franz-Fischer-Hütte ins wilde Gasthofkar möglich.

Weil Freuden im menschlichen Leben doppelt schön sind, wenn sie uns nicht so ganz mühelos in den Schoß fallen, so nehmen wir auch den Zugang ins Tappenkar, dem zur Winterzeit wohl die harmlose Bequemlichkeit der Sommerzeit verloren ging, willig in Kauf. Jedenfalls ist alles vorgesorgt, um die Mühen des Anmarsches auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Der Postautobus führt uns bis Kleinarl, von da bis zur Talstation bringt uns ein Raupenschlepper oder nimmt uns ein Schlitten zumindest das Gepäck ab, das dann von hier mit der Seilbahn hochschwebt. Frei von jeder Last verbleibt uns jetzt nur mehr die Aufgabe der Überwindung der Steilstufe zum See. Noch anfänglich recht gemächlich, wird der Hang, in dem wir in weiten Kehren hochziehen, allmählich steiler, worauf wir schließlich durch eine Steiltrinne die sanften Böden am Seeausgang gewinnen. Zum Troste jener, die hier vielleicht zum ersten Mal einem alpinen Steilhang gegenüberstehen, sei aber gleich vorweggenommen, daß sie hier nicht wieder herab müssen, sondern ihnen eine

prächtige, fast durchwegs leichte Abfahrt von der Hütte über das Karteistörl ins Großarital nach Hüttschlag offensteht, von wo eine Autobuslinie wieder nach St. Johann in Pongau führt.

Ein Nachwort

Die Angelegenheiten der Sektion wahrnehmend habe ich durch viele Jahre das Tappenkar besucht, in den Zeiten der Vorbereitung, des Hüttenbaues selbst und dann in der Ob-
sorge des erstandenen Hauses. Da nun das Geschick es mir ermöglicht hat, ein Stück Berg-
land im Laufe der Jahreszeiten, in Sonnenschein und Regen, Gewitter und Schneesturm
kennen zu lernen, so darf ich wohl noch auf einige Feinheiten hinweisen, die das Gebiet
nur zu bestimmten Zeiten zu bieten vermag.

Da wäre einmal die Zeit der Schneeschmelze zu nennen, Ende Mai, Anfang Juni.
Der See ist eben aufgebrochen, Eisschollen treiben noch an seinen Ufern, mächtige Bäche
rauschen ihm von allen Seiten zu und das Übermaß an Wasser entströmt wirbelnd dem
Auslauf, um in Kürze über die Wände des Talschlusses als gewaltiger Wasserfall donnernd
herabzustürzen. Im Kar oben ist die Schneedecke wohl schon vielfach durchbrochen, aber
in den Gräben liegt noch reichlich Schnee, der eine durchgängige Abfahrt von der Gling-
spitze erlaubt. Und während man die Mulden, in deren Tiefe die Bäche vernehmlich
rauschen, herabschwingt, blühen auf den aperen Rücken daneben schon die herrlichsten
Frühlingsblumen in leuchtenden Farben.

Einen Monat später. Der Schnee ist aus dem Kar verschwunden, die Matten grünen.
In dieses Grün mengt sich ein anfangs noch schüchternes Rosa, dann aber ein kräftiges
Rot, das die Hänge bis hoch über den See hinauf überzieht. Die leuchtende Zeit der
Alpenrosenblüte ist ins Kar eingezogen.

Der Sommer ist vergangen, die Scharen der Gäste haben sich verlaufen, es ist einsam
geworden, wenige nur kommen, um das Kar in seiner schönsten Zeit, im Herbstzauber,
zu erleben. Es beginnt damit, daß das Grün des Grases vergilbt, in dessen Braun sich
sodann der violett schimmernde Ton der Beerenstaude mengt. Wenn schließlich auch noch
die Lärchen in hellem Gelb ausleuchten und der See sein tiefes Blau ausstrahlt, dann ist
die Farbensymphonie des Herbstes vollendet.

Eine seltene Schönheit können wir noch im jungen Frühling, zur Zeit des Firnzauers
erleben. Den Tag haben wir im süßigen Schnee schwingend genossen. Nun ist es Nacht
und bitterkalt, der Schnee wird hart und vereist. Wer nun das Glück hat, daß in einer
solchen Nacht der volle Mond ins Kar leuchtet, glaubt sich in eine Traumwelt voll spie-
gelnden Eises versetzt.

Eine Welt zum Träumen wie geschaffen ist aber überhaupt das Land um die neue
Hütte im Tappenkar. Mit vielen bin ich im Laufe der Jahre dort gewandert, mit vielen
nach vollbrachter Fahrt in der Hütte im Gespräch gesessen und habe wahrhaft noch keinen
getroffen, den der Zauber dieser Landschaft nicht ergriffen hätte. Und daraus können wir
nun den erfreulichen Schluß ziehen, daß in unserer hastigen und zerfahrenen Zeit es noch
viele, viele Menschen gibt, mehr als wir ahnen, die sich nach ruhiger, friedlicher Natur
sehen.

Tauernland nördlich der Mur

Zum 60jährigen Bestand der Grazer- und Rudolf-Schober-Hütte

Von Robert Hüttig

Wenige Gebiete der Ostalpen dürften seit ihrer Erschließung vom Touristenverkehr so unberührt geblieben sein, wie jene einsamen Gebirgstäler, die ihre Wässer — am Hauptkamm der Niederen Tauern entspringend — südlich zur Mur entsenden. Seit Hans Wödl, der unermüdlische Werber für diese eigenartige Bergwelt, seine große Monographie der „Niederen Tauern“ in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (1890—1893) erscheinen ließ, wurde über den südlichen Teil dieses Gebietes in den Jahrbüchern nichts mehr veröffentlicht. Ebenso lang ist es her, daß die Sektionen Graz und „Stuhleder“ des DAV die ersten Stützpunkte vom Murtal her errichtet hatten.

Die Schladminger Tauern erfuhren 1924 durch die Herausgabe der Alpenvereinskarte (1:50.000) und Wödl's „Führer durch die Schladminger Tauern“ eine bedeutende Förderung. Die günstigeren Verkehrsbedingungen des Ennstales und eine Reihe leicht zugänglicher Schutzhütten haben der Nordseite des Gebietes einen großen Vorsprung gegenüber dem, in mancher Hinsicht stiefmütterlich bedachten Murtal gesichert. Das Murtalbahnle — erhaben über Zeit und Raum — entführt zwar den Besucher heute noch, wie anno dazumal, von der Hauptstrecke (St. Michael—Unzmarkt) ins stille Tal, doch ab Murau gibt es jetzt doch schon Postkraftwagen, die ihn auf die Hochfläche der Straßau befördern.

„Es sind die Sonderlinge unserer Alpen, die Niederen Tauern. Und sie erscheinen heute noch wie in alten Tagen vom Hauch des Rätselhaften und Unnahbaren umwittert. Es fehlen ihnen die schimmernden Gletscher, die weiten großen Seeflächen, die wildzerrissenen, kühnen Felsformen der Kalkberge; sie liegen abseits von den großen Verkehrslinien und stellen mit ihren langen Tälern den Wandersmann immerhin auf manche Geduldsprobe. Denn sie sind menschenscheu und wollen mit den Alltags Touristen, Gipfelstürmern und Kilometerfressern nichts zu tun haben. Die Gletscherriesen der Hohen Tauern, die Kalkzinnen der Ennstaler Alpen, der vielgepriesene Dachstein lenken den Strom der Höhenwanderer von ihnen ab. Und dennoch ist diese stille, ernste Gebirgswelt wert, daß man sich mit ihr beschäftigt; noch keinen von denen, die sie näher kennen lernten, hat die Mühe gereut.“ Mit diesen Worten schildert Egon Fiebl in seinem trefflichen Heimatbuch „Wanderungen im steirischen Ennstal“ diese Tauernlandschaft.

Dies gilt noch mehr für den Süden. Wer etwa aus dem Lungau, diesem weltvergessenen Hochland, in eines der vielen dort mündenden Tauerntäler wandert, wird von dem Reiz der Ursprünglichkeit, der einem dort überall — bei Menschen und Bergen — entgegentritt, selbst am überrascht sein. Hier ist noch ein natürliches Schutzgebiet, ein ungewollter Naturschutzpark! Volksfeste und Heimatfeste finden hier einen treuen Hort, und nirgend anderswo hat sich Urväterbrauch bis in unsere nüchternen Gegenwart herübergerettet, wie in diesem alten Lauristlerland. Vor allem auf jener weiten Hochfläche, die sich östlich von Lamsweg, der Tauernhauptkette vorgelagert, zwanzig Kilometer lang bis gegen Schöder hinzieht und mit uralten Siedlungen bevölkert ist, der „Straßau“.

Bei ihrer durchschnittlichen Seehöhe von 1200 m weist die Kratau alle Merkmale einer ehemaligen Tallengenschaft auf, von der sich mächtige Gipfel ganz unvermittelt zu ungeahnter Höhe entwickeln. Da ist einmal der sich am weitesten nach Süden drängende Preber (2741 m), dessen unbegrenzte Rundschau schon Erzherzog Johann durch mehrmaligen Besuch zu würdigen wußte. Wödl nennt ihn in seiner Monographie „das monotone Bild eines tiefen Grasberges“, doch ist er dies nur von der Südseite; wer seine hochalpine Eigenart kennen lernen will, folgt von der Grazer Hütte dem blau bezeichneten Steig bis zur verfallenen Spitzbaueralm, zweigt dann westlich ins Schilchar ab und steigt zum Rieschartl (zwischen Preber und Glockhaus der W-Karte) an; dann über den schneidigen Ostgrat oder (leichter) an dessen Nordseite zum Hauptkamm und mit wenigen Schritten südlich auf den Gipfel. Im Winter aber wird dieser „monotone Grasberg“ zu einem Riesensfiberg, dessen Südfanke bei 1500 m Höhenunterschied und 7 km Länge eine hindernislose Abfahrt bietet, die in den östlichen Alpen ihresgleichen sucht¹. Dem Bergsteiger steht hier neben gut geführten Gassstätten in Krataudorf, Kratauebene und Klausen die Grazer Hütte der W-Sektion Graz auf dem Satteltogel (1897 m) als geeigneter Stützpunkt zur Verfügung; sie ist im Sommer betriebsfähig und von der Kraftwagenhaltestelle Krataudorf in zweieinhalb Stunden, vom Bahnhof Lamsweg in viereinhalb Stunden zu erreichen.

Vor der Jahrhundertwende hatten Grazer Alpenvereinsmitglieder in der Kratau ihr Sommerdasein verbracht; bei den häufigen Besuchen des dankbaren Prebergipfels dürfte wohl der Wunsch entstanden sein: „Hier laßt uns eine Hütte bauen“; und im September 1894 war es so weit. Allerdings dachte man sich das neue Schutzhaus mehr als Kaffstätte oder als Verkürzung des Anstiegsweges, allfällig noch als Stützpunkt für die Erstbesteigung des damals als schwierig geltenden Rotecks. Mit diesen beiden Gipfeln erscheint die Hüttenumgebung auch in Wödl's Führer erledigt. Wie wenig aber diese Auffassung der Wirklichkeit entspricht, möge die Schilderung einiger Bergfahrten beweisen, die ich als langjähriger Hüttenwart in diesem Gebiet durchzuführen konnte.

*

Als ich einst zur Sommerjonnentwende unsere Hütte verließ, um auf dem Alpenvereinsweg ins Prebertal zu wandern, wölbte sich über dem Tauerngipfelmeer ein selten klarer Morgenhimmel, an dem nur vereinzelte „Mozartwölkchen“ wie K. S. Bartsch einmal die zarten Kämmwolken nannte, im duffigen Blau schwebten. Bei den Möselhütten schwenkte ich nach Westen ab und folgte kümmerlichen Steigspuren, die durch das Wahrkar zur gleichnamigen Scharte hinaufführten; große Schneemassen hatten den Anstieg sehr erschwert, bis ich in der Senke stand. Südlich von ihr erhebt sich ein schroffer Spiz (in der Kammerverlauffskizze nennt L. Patena den 2539 m hohen Gipfel Jägerkogel); über ihn kann man in anregender Kletterei auf das Roteck gelangen. Ich aber wollte damals in die entgegengesetzte Richtung und wich dem ersten Gratauffschwung, der wenig verlockend aussah, in der Ostfalte aus. Der Weiterweg zum Gipfel des Krautkarecks (2522 m) bestand aus einem Geröllschinder gemeinster Sorte (dreieinhalb Stunden ab Hütte). Wundervoll ist von hier oben der Tiefblick in den Landschützeßel mit den drei lieblichen Seen, überwältigend der nahe Golling und das kühn in die Lüfte ragende Kafereck, dessen Nordgrat wir vor Jahren erstmalig bezwungen hatten. — Bald betrat ich die schmale Firnschneide, die den Verbindungskamm zur Kleinen Barbaraspitze (2515 m) ziert; von dieser stieg ich in die Feldscharte ab, wobei noch über manch schneidigen Gneisacken zu turnen war. Und auf einmal war gar kein Grat mehr da, dafür aber ein großes Lustloch, das alle Kletterkunststücke zuschanden machte; erst nach mehreren Versuchen gelang mir die Umgehung des Abbruches in der ausgefegten Westseite. Noch einige Überraschungen harrten meiner, ehe ich dem nächsten Gipfel an den Leib rücken konnte; wieder ein tiefer Einschnitt, zu dem ich mich über verschneite Felsleisten und Gras-

¹ Siehe: K. Güttig „Der Preber im Winter“; Mitteilungen des D. u. O. A. (1924).

pöflter hinabschwindeln konnte. Jenwärts gings dann in lustiger Plattenkletterei wieder in die Höhe und ohne Schwierigkeiten auf das Hochlahneck (2463 m). Kurze Zeit blieb der Grat noch scharf, dann wurde er breiter und grüner, so daß der weitere Aufstieg zur Hinteren Alpkarspitze (2445 m) gegen das Vorangegangene einem Spaziergang gleich (2 Stunden).

Noch war es früh am Tag und die regelmäßige Pyramide des Schönecks stand mir gegenüber; sie nicht zu besteigen, hätte eine Rinde im Kammverlauf zwischen Preber und Waldhorn in meinem Tourenbuch hinterlassen. Da es nur eine Stunde hinüber sein konnte, war der Entschluß rasch gefaßt: statt über das Prebertörl in die Kratau, soll es ins Landschitzkar und nach Lessach gehen. Der Abstieg in die westliche Einsattelung war leicht; über sie führt ein Steig vom Fußen- ins Landschitztal und ich möchte sie zur Vermeidung von Irrtümern Alpkarscharte nennen. In der Österreichischen Karte und in Pateras Skizze steht hier das „Weitort“, das aber zwischen Schaffarspitze und Bischofenberg zu suchen ist und mit der Landschitzkarte wesensgleich sein dürfte; das bestätigt auch Prof. Dr. A. Smekal in seiner „Namenkunde der Schladminger Tauern“. — In tiefem Schnee wühlte ich mich den Rücken zum Schöneck (2542 m) hinauf, womit die Umkreisung des oberen Landschitzfessels vollendet war. Mit Genugtuung über sah ich den heute zurückgelegten Weg, doch ein ebenso langer stand mir noch ins Tal bevor.

Vom Abstieg — eigentlich hätte es eine Abfahrt werden sollen — möchte ich lieber schweigen, denn im aufgeweichten Schnee sank ich oft bis an die Hüften ein, Hohlräume brachen plötzlich durch, so daß man das unheimliche Gefühl hatte, über verborgene Gletscherspalten zu wandeln. Und als ich anscheinend schon ganz nahe beim Mittleren Landschitzsee stand, hörte der Hang unvermittelt auf und setzte sich erst hundert Meter tiefer fort¹. Mit großem Umweg erreichte ich endlich das Südufer des Sees und fand auch bald den Steig, der ins Lessachtal leitet — glücklich, wieder einmal weichen Rasen unter den Füßen zu haben. In Lessach brannten schon die Lichter, als ich beim gemüthlichen „Neuwirt“ meinen Einzug hielt.

*

Um zu beweisen, daß die Grazer Hütte auch noch für andere Ziele als Standort in Betracht kommt, führte ich an einem strahlenden Sommertag die Teilnehmer einer Sektionsfahrt auf den Predigtstuhl. Der W-Steig zum Prebertörl ist trotz eines Höhenverlustes von 200 m, fast um eine Stunde kürzer als der Aufstieg vom „Tauernwirt“, so daß wir schon nach zweieinhalb Stunden am Törl (auf der Nordseite Wientalscharte genannt) standen. Die Begehung des Kammes zur östlich aufragenden Gamskarspitze (2439 m), mit abwechslungsreichem Ausblick nach beiden Seiten, war ein ungetrübtcs Bergnügen, ebenso der Übergang zum nächsten Gipfel, der Knarnspitze (2400 m) sowie die Fortsetzung zum Kantentörl. Der Blockgrat auf das nun folgende Wiegeneck (2473 m) war schon etwas mühsamer, doch entschädigte der großartige Rundblick von seiner Spitze. Meerengen gleich schimmerten zahlreiche Seelein aus der Tiefe: im Süden die Wiegen- und Hinterkarseen, der schöne Kantensee, auf der Nordseite die Rälber- und Hüttkarseen, darüber die Schladminger Tauern, alles überragend der Hochgolling und die Hohe Wildstelle. — Der Steig führt nun über die Wiegenscharte hinab ins „Schneeloch“, dann über den Hauptkamm nördlich empor zum Borgipfel; der weitere Aufstieg in ein Schatteltal und über die teilweise versicherten Platten des eigentlichen Gipfelblocks war für die zum Schwindel neigenden Teilnehmer nicht ganz einfach, doch mit einiger Unterstützung standen auch diese bald auf der höchsten Spitze des Predigtstuhls (2545 m; zwei Stunden). Der schöne Tag mit der wunderbaren Fernsicht, die noch jene des Wiegenecks übertrifft, vereinigte alle in beglückender Gipfelftunde auf einsamer Warte.

¹ Fußnote aus Wöbels Führer: „Hier erscheint im Talanschnitt der Hochgolling als ein dämonisch wilder Bergfelsen; besonders im Gegenlicht der Nachmittagssonne ergötzt sich ein Bild von ergreifender Größe und Wildheit; dazu als Gegensatz der von Wasserfällen belebte und im üppigsten Alpenrosenschmuck prangende Talkefel mit der blauen Wasserfläche des Landschitzsees und seinen, von vereinzeltcn neigen Birbelfelsen malerisch umrandeten Ufern.“

Den Abstieg nahmen wir über die Nordseite; durch eine Schuttrinne, über Rasenbänder und Felsstufen vorerst ins kleine Eislar, dann zur Talstufe mit dem blaugrünen Hüttensee (in der W-Karte nicht eingezeichnet), weiter zur Neualm hinab und durch den Graben talaus zum Schwarzensee (zweieinhalb Stunden), wo die müden Beine nach gründlicher Stärkung zur Ruhe gebettet wurden. Damals stand die jetzt von der Sektion Graz gepachtete Breitslahnhütte (Breitlung der W-Karte; 1104 m) noch nicht zur Verfügung; sie liegt eine Stunde talaus, ist von Stein a. d. Enns in vier Stunden, von der Autohaltestelle „Saglschneider“ in einer Stunde erreichbar und wird im Sommer bewirtschaftet. Von Norden kommende werden sie als sehr günstig gelegenen Stützpunkt begrüßen, wenn die südlichen Tauernberge besucht werden sollen. Auch für eine Reihe lohnender Bergfahrten im Kleinsölketal, wo gute Wegbezeichnungen auf die in Betracht kommenden Übergänge und Gipfel führen, wird sie als Standort dienen können (siehe auch meinen Beitrag „Rund um den Schwarzensee“ in den Mitteilungen des DuDeW 1925).

Die Aufzählung aller Bergfahrten im Bereich der Grazer Hütte wäre nicht vollständig, wenn nicht auch der schöne Gipfel des Koteck (2712 m), die Dachleitenspitze (2600 m) und die Holzhöhe (2581 m) genannt würden; sie werden von der Hütte westlich auf bezeichnetem Weg über den Preberkessel und das Mühlbachkar erreicht. Ersteres vom Mühlbachbühl auf angelegtem und teilweise versichertem W-Steig in vier Stunden (nur für Geübte), die beiden anderen, indem man aus dem Mühlbachkar westlich gegen das Federweißschartl (2507 m) ansteigt (nicht bezeichnet), von dem man unschwer über den Nordgrat auf die beiden Gipfel, mit hübscher Gruppenübersicht, gelangt (dreieinhalb Stunden).

*

Zu Pfingsten 1916 lag Neuschnee auf den Bergen des Murtales bis tief herab zur Grafenalm, wo wir in der zurzeit noch nicht bewirtschafteten Rudolf-Schober-Hütte (1650 m) unser Standquartier aufgeschlagen hatten. Damals gab es noch keinen Kraftwagenverkehr, so daß uns der siebenstündige Anmarsch von Murau über Krafaudorf und den idyllisch gelegenen Strachsee ziemlich im Magen lag.

Als Orientierungstour wählten wir am nächsten Morgen, der vielversprechend über dem Ostrand des Grafentals heraufdämmerte, den leichten Anstieg durch einen wahren Zirbenhain zur Talstufe der beiden Wildseen; eine wüste Schneewaterei brachte uns nach zwei Stunden über den breiten Südkamm, schließlich über den immer schmaler werdenden Grat auf das Bauleited (2427 m). Neben der umfassenden Rundschau war besonders der Tiefblick in das Nordkar mit dem Schimpelsee sehr eindrucksvoll. Der Frühsonnertag lockte zu weiteren Unternehmungen, und so stiegen wir vorerst in der Westflanke des steilen Nordgrates — verschneite Grasbänder verlangten vorsichtiges Abtasten mit dem Pickel — zur Hafenhöhenscharte ab, umgingen die beiden Felszacken an der Ostseite und kletterten über den mehrfach gestuften Grat zum Gipfel des Gjoabedek (in der Karte Gjoabed, 2522 m), das wir nach eineinhalb Stunden betraten. Neben den Blick auf die Nordkette der Tauern zeigt besonders der Knallstein, als Beherrscher des Großsölktales, seine schönste Seite. Den Abstieg nahmen wir über den SW-Gang in das Kar des Schimpelsees, von dem ein bezeichneter Steig über die gleichnamige Scharte zur Hütte zurückführt.

Unsere Absicht, dem schönsten Gipfel im Bereich der Schoberhütte, dem Predigstuhl, aufs Haupt zu steigen, mußten wir wegen Schneelage und Zeitmangel auf ein anderesmal verschieben. Er wäre von hier über das Hubenbauerbühl auf bezeichnetem Steig in fünf Stunden unschwer zu erreichen. Im „Hochtourist“ wird er wegen seines schneidigen Aufbaues „das Matterhorn der Niederen Tauern“ genannt, ein Bergleich der wohl stark übertrieben ist, doch darf er zweifellos zu den anregendsten Bergfahrten im weiten Umkreis gerechnet werden. Ein anderes Ziel: Den blauen Wegzeichen folgend, querten wir die Hänge zur Hubenbaueralm und stiegen durch das wilde Trümmerkar zum gleichnamigen Törl an. Stellenweise war der Neuschnee schon geschmolzen, doch eine dünne Eisschicht überzog den Almboden, aus dem rosarote Silenen, wie zarte Mädchen Wangen unter

duftigem Brautschleier, hervorleuchteten. Vom Törl, das wir in zweieinhalb Stunden erreichten, zweigt nördlich der Steig durch das Gamstkarl und über die Hinterkartharte zum Predigtstuhl ab; wir aber wandten uns nach Westen und kamen über den zahmen Grat ohne Mühe auf den Lachkogel (2339 m). Der Grat wird nun etwas schneidiger, doch macht auch die südwestliche Fortsetzung zum nahen Kircheled (2416 m) keine Schwierigkeiten mehr. Unter uns liegt das seenreiche Rantental — eine verkleinerte Ausgabe des berühmten Klaffertessels im Gollinggebiet.

Zünftige Kletterer werden wohl noch die südlich aufragenden vier Kirchtürme in ihren Fahrtenplan aufnehmen und über die Mitterkartharte ins Rantental absteigen; die Überschreitung aller Türme erfordert ausgeübte Kletterarbeit und mehrmaliges Abseilen. Es wäre noch zu erwähnen, daß von der Schoberhütte ein gut bezeichneter Weg in die Lahncharte (drei Stunden) und über das Lahneck (2486 m) und das Himmeljeldeck zur Lochneralpe, bzw. in die Krafau führt; eine sehr lohnende Kammtwanderung.

Der letzte Pfingst morgen fand uns auf dem Weg, den die Sektion „Stuhleder“, wie viele andere im Hüttenbereich, fürsorglich angelegt und bezeichnet hat, zum Riesenmugel des Ruprechtsedls, mit seinen 2588 Metern der höchste Berg in der Kunds. Seine Aussicht ist berühmt und reicht weit über die steirischen Alpen bis zu den fernen Juliern. Als harmonische Ergänzung zu dem Andante der dunklen Gipfelflur im Vordergrund steht das Allegro furioso der himmelfürmenden Kalkberge jenseits der Enns. Eine besinnliche Kammtwanderung über den Birgofen, das Breunerfeld und Trübed führt wieder ins Tal. Die sanften Matten der Dorferalm und auf der anderen Talseite der Lochneralpe, ermöglichen im Winter ideale Skifahrten. Schließlich noch ein paar Zeilen über den Anstieg, der von der Schoberhütte östlich (gelb bezeichnet), an zwei kleinen Seelein vorüber zur Sauofencharte leitet. Von dieser kann nordwestlich das Süßleited (2509 m) leicht erstiegen oder südöstlich der gipfelreiche, ins Schöbertal streichende Kammt verfolgt werden, dessen höchste Erhebungen: Schöberkogel (2502 m), Eisenhut (2453 m) und Karled (2358 m) man ohne Schwierigkeiten überschreiten kann. — So bietet dieser vergessene Tauernwinkel, abseits vom Lärm der Welt, von Autobahn und Seilauflügen, für jeden etwas; und mancher wird wiederkommen, der einmal die verborgenen Schönheiten dieses Schachkästleins der Steiermark bewundern durfte.

*

Wöbels Tauernführer ist leider seit Jahren vergriffen, ebenso wie der V. Band von Heß-Purtschellers „Hochtouren“ (die Niederen Tauern enthaltend). — Für einfache Bergfahrten und Wanderungen in diesem Gebiet kann das Reise- und Wanderbuch von Steiermark (Band II, Vom Murursprung bis Brud a. d. Mur) aus dem Moser-Verlag Graz empfohlen werden. Neben der schon erwähnten Alpenvereinskarte der Schladminger Tauern, wird Freytags Touristen-Wanderkarte 1:100.000 (Blatt 20) sowie L. Paterras Kammtverlauffskizze 1:75.000 (der ABE „Tauriskia“) gute Dienste leisten.

Anschrift des Verfassers: Robert Hüttig, Graz, Hutzgring 8.

Bergsteigen und Skifahren auf den Ortlerbergen

Von Lois Käll

I

Erschließung des Ortlergebietes

Während ich vorhatte, der Schriftleitung des *WB-Jahrbuches* 1955 einen kriegsgeschichtlichen Abriss 1915—1918 der Ortlerberge vorzulegen, 40 Jahre nach dem Kriegsbeginn Italiens gegen Österreich, erreichte mich der Wunsch nach einer friedlichen Erschließungsgeschichte.

Die letzte stammte aus den Jahren 1905—1907 und von Dr. Niepmann; siehe die *WB-Jahrbücher*. In den inzwischen verfloffenen rund 50 Jahren wurden auch auf den Ortlerbergen mehrere, auch wichtige Neufahrten gemacht. Natürlich nicht so viel, wie in den 40 Jahren vorher.

In der Frühzeit der Ortlergebiets-Erschließung kamen die ersten Berichte über einzelne Neufahrten vom Wiener Mojżisovics und dem Engländer Luckett. Von Mojżisovics im *WB-Jahrbuch* 1865 und 1866, von Luckett im „*Alpine Journal*“, deutsch von Mojżisovics 1874 in den „*Hochalpen-Studien*“. Grundlegend und erschöpfend war aber erst Julius von Payer, der Kartograph, 1867—1869 und 1872 in den Ergänzungsheften zu „*Petermanns Geographischen Mitteilungen*“, neu herausgegeben von W. Behner als „*Julius von Payers Bergfahrten*“. Bereits 1884 hatte F. Meurer in Wien den „*Musierten Führer durch die Ortleralpen*“ herausgebracht. Diesem folgte 1895 E. Friedmann im 2. Band der „*Erschließung der Ostalpen*“, sodann 1915 der Italiener Aldo Bonacossa mit der „*Guida della Regione del Ortler*“.

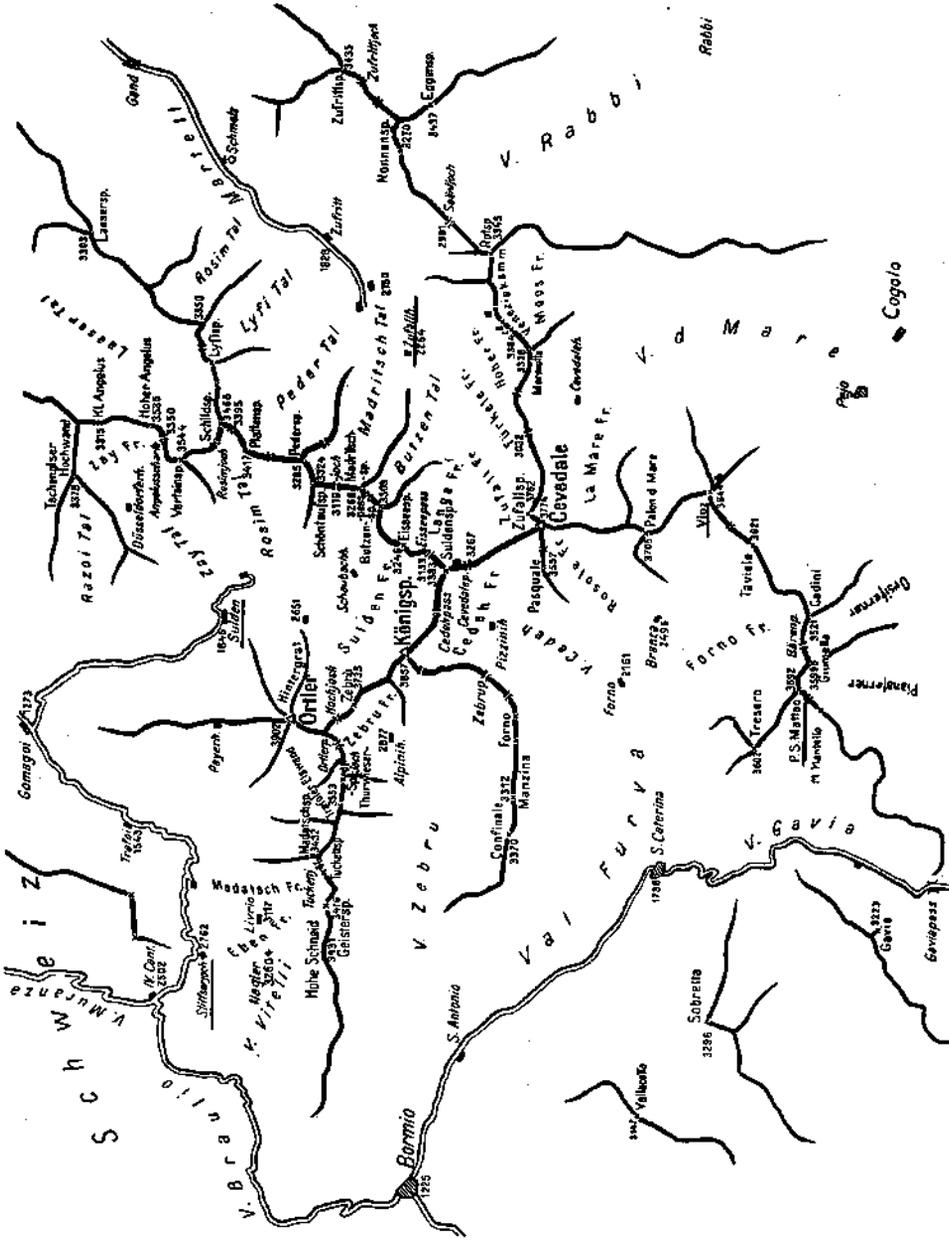
Handelten diese Schriften — mit dem Niederschlag im „*Hochtourist*“ von 1894, 1899, 1910/11 u. 1930 — vom friedlichen Bergsteigen, so beschrieb Omjr. v. Lempruch in seinem (reichbebilderten) Buch „*Der König der deutschen Alpen und seine Helden*“ den Krieg 1915—1918 des Raions „*Ortler*“ (Stilfserjoch—Cevedale), schließlich den der Südlichen Ortlergruppe im Raion II „*Tonale*“ meine Wenigkeit (mit 200 Bildern, noch ungedruckt).

Die ersten Besteiger im Gebiet, am Ortler

Schon 1800 hatte der Pfarrer Hobasch den dritthöchsten Berggipfel der Ostalpen, den Glocner, 3798 m, betreten, von Rals aus, veranlaßt durch den Fürstbischof von Gurk, Salm-Reifferscheid.

Hingegen das Vorpiel zum Erschließen des Ortlergebietes war die Erstbesteigung des Ortlers im Jahre 1804 durch den Passierer Josef Bichler mit zwei Zillertalern, organisiert über Auftrag Erzherzog Johanns durch Dr. Gebhard; über die Westseite, über die Hinteren Wandlen. 1805 folgten fünf Erstbesteigungen durch Bichler mit drei Gefährten über die Ostseite, über den Hintergrat. 1826 und 1834 führte Bichler je einmal über die Hinteren Wandlen. Dann blieb es volle 30 Jahre bergsteigerisch vollkommen still am Ortler und im Ortlergebiet.

Inzwischen fielen zwei andere der höchsten Ostalpen-Gipfel dem vorerst nur matt aufdämmernden Bergsteigen als Selbstzweck zum Opfer: 1841 der Benediger, 3800 m, durch Dr. Rukhner, Kürsinger u. a. und 1854 die Königspitze, 3856 m, durch den 20jährigen Alleingehër Steinberger.



Kartenskizze des Ortlergebietes

Die drei bedeutendsten deutschsprachigen Pioniere des Bergsteigens in den Ostalpen und in den Sechzigerjahren waren Hermann von Barth, Julius von Payer und Pfarrer Senn. Zeder war aus einem anderen Motiv — zu dem des Bergsteigens für sich — an seine jeweilige Aufgabe herantreten: der Bayer Barth als der Topograph der Nördlichen Kalkalpen, der Ortler Senn als Organisator im Sozialdienst seiner engeren Heimat, der deutschböhmischo-österreichische Offizier Payer vor allem als Kartograph der Ortlerberge.

Die Vorzeit der Klaffit

Wie nun waren die Grundverhältnisse zum Bergsteigen im besonderen in den Ostalpen in dieser Zeit? Nehmen wir zur Antwort und als klassisches Beispiel den Hauptort des Ortlergebietes: Sulden.

Sulden ist wohl ein germanischer Name, wie für Zoldo: nasse Böden. Die Gemeindefraktion (von Brad im Vinschgau) heißt St. Gertraud in Sulden. (St. Gertraud, die Patronin der Wanderer, denn in alten Zeiten, seit Jahrtausenden, lief ein Saumweg vom alten Worms, heute Bormio übers Stilfserjoch und das heutige Gomagoi, weiter über Sulden und das Madritschjoch ins Martell.) Die Fraktion Sulden wurde um 1200 urkundlich erstmals erwähnt, war jedoch schon früher besiedelt; zuerst, wie üblich, durch Erzfucher und Jäger betreten, dann durch Hirten und Almleute, später durch Dauersiedler, sogenannte „Schwaighof“, also Grashofbauern, belehnt von adelichen oder klösterlichen Grundherren: Lichtenberg und Tschengelsburg, Marienberg und Allerengelsberg.

Sulden war noch vor rund 100 Jahren eine vollkommen unbekannte Erde, steinige Erde sogar, wie heute noch, und von hohen Bergen und Gletschern eingeschlossen, zudem mit der Außenwelt, d. i. mit dem Vinschgau bloß durch Fußsteige verbunden. Der eine, ältere, ja sehr alte Weg, von den ersten Siedlern eröffnet und von den Alt-Suldenern bevorzugt, lief von Brad aus über die Fahnairhöfe und die sonnseitig gelegene Fahnairalm, 2000 m, und oberhalb des Gaflauchhofes nach Außer- und Inner-Sulden, der andere, erst durch die Stilfserjochstraße veranlaßt, von Gomagoi¹ weg durch den engen äußeren Talteil. Erst 1882 wurde von Gomagoi weg ein schmaler Fahrweg und gar erst 1892 die heutige, hauptsächlich vom Alpenverein finanzierte, inzwischen verbreiterte Straße angelegt (auf der bis zum Ersten Weltkrieg kein Auto fahren durfte); wohingegen die aus militärischen Gründen gebaute Stilfserjochstraße ab 1825 das Vinschgau mit der Lombardei verband. Die vom Hochwald umsäumten Almböden und -hänge des Talabschlusses von Innerfulden bildeten eine liebliche Idylle inmitten der eisgepanzerten, todesstarrten Einöde des Hochgebirges. Das kleine Kirchlein, seit der neuen Kirche ein Museumstück, am Fuße der gewaltigen Ortler-Nordseite, bildete das äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit der einzelnen Berghöfe und ihrer Bewohner. Und ein Geistlicher, selbst ein Sohn der Berge, sorgte für das geistig-seelische Wohl seiner kleinen Gemeinde, der er auch in weltlichen und wirtschaftlichen wie ärztlichen Belangen wertvoller Berater war: der Kurat.

Die Bewohner des Tales in der Zeit, von der wir reden wollen, also vor 100 und mehr Jahren, eine kleine Gemeinde von 15 bis 20 Familien, in Einzelhöfen wohnend, fristeten als hartes Hirtenvolk ein bedürfnisloses, kümmerliches, dennoch aber wahrscheinlich mit mehr Zufriedenheit als heute erfülltes Dasein, nämlich vom Ertrag ihrer Viehweiden. Die hohe Lage, auf 1700 bis 1900 m, der gleichen wie z. B. Gurgl und Vent, machte, so wie auch heute noch, das Gedeihen irgendwelcher Feldfrüchte unmöglich. Milch, Käse, „gerstenes“ Hartbrot und Selchfleisch, sowie gegen Vieh und Fettprodukte im Vinschgau eingetauschte, in Ruckkörben von Menschen oder auf Tragtieren fünf bis sechs Stunden weit herbeigeschaffte Kartoffeln und ebensolches Kraut waren, neben dem seltenen Frischfleisch notgeschlachteter Tiere, die Nahrung der Suldener; und den spärlichen Süßstoff lieferten die Wildbienen des nahen Waldes. Man aß mit hölzernen Löffeln und mit „Fingergabeln“ aus hölzernen Rapsen, und im Winter, des kürzeren Tages wegen, zumindest um eine der im Sommer üblichen Mahlzeiten weniger.

Selbst das Brot aus Roggenmehl, das so wie das Gerstenmehl auch aus dem Vinschgau stammte, war ein Leckerbissen; nur an Festtagen und von den „Wohlhabenden“ oder „Übermühtigen“ unter ihnen wurde es genossen. Wie das Gerstenbrot, so wurde auch das aus Roggenmehl nur alle halbe Jahre gebacken, also bald steinhart, und mit einem eigenen Brechwerkzeug zerkleinert und so in der Milch aufgeweicht; es waren die heute noch allerorts beliebten „Vinschger Loabelen“, zwei zu eins vereinte runde, dünne Rundformen in Handgröße.

¹ Gomagoi, germanisches Wort für Ruheplatz von Kleinvieh.

Alles belebte das frische Wasser, wofür es aber nur selten irgendwo eine Leitung für den einzelnen Hof gab, eine hölzerne natürlich. Vielfach entnahm man es dem nächsten Gletscherbach.

Selbstverständlich kamen auch die Seife, der Tabak (Kautabak), das Leder und sonstige unentbehrliche Bedarfsgegenstände den weiten Weg aus dem Wintchgau über Prad und Falmair. Und die Kerzen, billige Unschlittkerzen. Petroleumlampen waren noch lange unbekannt. Auch Zündhölzchen gab es für Sulden noch keine; man schlug mit Stahl und Feuerstein den Zunder in die Glut. Und an den langen Winterabenden saß man im Dunkeln und nahm den Feuerschein von Herd oder Ofen zuhilfe, so man sich nicht recht bald ins Bett verschloß.

Kein Suldener und keine Suldenerin klagte über Hühneraugen, denn sie liefen im Sommer barfuß oder in Holzschuhen und im Winter in Patschen. Nur wenn man ins Wintchgau mußte, etwa gar zu einer Behörde, dann kamen massive Lederschuhe an die Reihe.

Im Winter aber blieb Sulden mehrere Monate lang eine selbstherrliche Republik, aus der im tiefen Schnee niemand ins Wintchgau hinaus konnte, etwa um einen Arzt zu holen, aber auch niemand hinein, also auch kein Arzt oder eine Hebamme. Die letztere ersehten die Bauersfrauen untereinander und den Arzt oftmals der Kurat. Dieser mußte, über seinen eigentlichen Beruf hinaus, vielseitig kundig sein. Im übrigen hatte man mancherlei Hausmittel aus den kräftigen Kräutern.

Bergsteiger im heutigen Sinne gab es — bis eben in die Sechziger Jahre hinein — noch keine. Von den Bergen stieg höchstens hie und da als ungebetener Gast ein Bär zutal, um sich nach den Strapazen seiner Wanderungen über die seinerzeit noch viel ausgebreiteteren Gletscher an einem feinsten Schäflein der Suldener Hirten gütlich zu tun. Erschien ein solch unholder Bursch, so bezeichneten nachts große Feuer, die in der Nähe der Herden — mit Feuersteinen — angezündet wurden, seine Gegenwart; und von allen Seiten rüdten die wehrhaften Männer herbei, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen und zu vertreiben. (Der letzte erlegte Bär im Suldener Gebiet fiel 1876, nahe dem Mazoihof, der letzte Gesehene hatte im Jahre 1881 ein Fohlen des Kuraten zerissen. Die letzten Spuren stammen aus 1891 und aus der Nähe des Eisseepasses, noch spätere aus dem Martell. Diese Bären mögen wohl aus der Brenta oder Presanella hergestammt haben.)

Der Gletscher, der ober dem Kirchlein ins Tal lugte, von den wildzerissenen Flanken des Ortlers zwischen dem Hinter- und dem Marktgrat herabstürzend, trug (und trägt heute noch) den bezeichnenden Namen „Enddewelt-Ferner“. Berirrte sich ein gelehrter Forscher, ein Mappierungsoffizier oder ein Viehhändler nach Sulden, dann mußte der „Herr“, wie der Kurat im Tal kurzweg genannt wurde, für das leibliche Wohl des Fremden sorgen, bei Tag und über die Nacht, so gut es gerade ging. Solche Besuche waren ein Ereignis für das Tal und seine Bewohner; und bildeten noch lange das Tagesgespräch. (Heute hat Sulden 1500 Fremdenbetten). Selbst in den Städten Tirols hatte man von Sulden, der „tirolischen Tartarei“, nur unklare Vorstellungen. Man versimbilisierte es als ein „Sibirien Tirols“ (im „Innsbrucker Wochenblatt“ vom Jänner 1802), „allwo die Bauern mit den Bären aus einer Schlüssel essen und die Kinder auf Wölfen daherreiten“. (Und die ersten Zeitungen brachten erst einzelne Bergsteiger nach Sulden.)

Es stand in den gesamten Alpen im allgemeinen, im Ortlergebiet in besonderen, noch lange keine Schutzhütte irgendwelcher Art. (Nunmehr sind es deren allein im Ortlergebiet mehr als ein Duzend, zumeist vom DDeWB erbaut). Die erste entstand 1875 auf dem Ortler-Tabarettakamm auf 3020 m, nämlich die Bayerhütte der Sektion Prag, erbaut von Trafoi aus und zugänglich sowohl von Sulden als auch von Trafoi. Ihr folgte im nächsten Jahr am Suldenferner die Schaubachhütte der „Wilden Bande“ Wien, später der Sektion Hamburg, und 1882 im Hintergrunde des Martells die Zufallhütte der Sektion Dresden. Mehrere andere, wie die Düsseldorfener — im Jahre 1892 — im Jaytal, die Höchsterhütte in Ulten, die Troppauer Hütte im Saaser Tal, die Halle'sche Hütte am Eisseeß, kamen allmählich dazu. Die zuletzt erbauten drei

Hütten erstanden in diesem Jahrhundert. Es waren dies: 1. die Biozhütte in der Südlichen Ortlergruppe auf dem Südostgrat des Monte Bioz auf 3535 m der Sektion Halle a. d. S., die höchste, auch bewirtschaftete Schutzhütte in den Ostalpen, gebaut 1907—1909, normal, d. h. im Sommer zugänglich von der Tonalestraße herauf über Cogolo—Peio, — 2. die Casatihütte im Langensenerjoch (Cebedalepaß), 3270 m, vom ÖNB Mailand 1923 aus Resten der österreichischen Kriegsstellung und als Ersatz für die nach dem Kriegsende 1918 abgebrannte Halle'schen Hütte im Eisseepaß erbaut, — 3. die Brancahütte am Fornoferner des ÖNB Mailand aus dem Jahre 1934).

Es gab keine Bergsteiger-Belte und keine Schlaffläche. Armselige Alm-, Feu- und Schäfer-Hütten, Schaf- und Schweine-Ställe waren für den damaligen Bergsteiger schon Vorzugsquartiere vor den vielen Freilagern mit oder ohne Decke und Unterlage, mit oder ohne Feuerstelle (also auch z. B. für Julius von Payer); und gab es eine Feuerstelle, so brannte der Beilieger auf der einen Seite, während er auf der anderen mit den Zähnen klapperte, so er welche dort hatte. „Das waren für einen Offizier höchst dekorationswidrige Nachtlager, doch es erwies sich das Decorum meist als machtlos“ (Payer).

Mit der Ausrüstung stand es nicht viel besser. Es gab noch keine Eispickel (wozu auch?), wie z. B. in der Schweiz, wohin die Engländer das Bergsteigen schon einige Jahre früher gebracht, dabei die Viertausender Bietsch-, Schreck- und Weißhorn, die Dent Blanche u. a. erstiegen hatten; nur Bergflöde und zum Stufenhauen Holzärzte oder — wie auch schon behauptet wurde — Zudermesser (für die Zuderhüte im Haushalt) mit einem Hammer. Die Steigeisen waren bäuerlich plump (Payer ließ sich die seinen verbessern, die Zacken verlängern). Kletterschuhe waren noch ungeahnt und als Sicherungsseil mußten zusammengebundene Heuseile dienen. Ebensovienig gab es hier bereits ausgebildete oder sonstwie im Eisgebirg erfahrene Bergführer. Die Bauern haben ja als solche oder als Hirten auf den Gletschern, Gipfeln und Graten oder an den Wänden nichts zu suchen.

Die klassiche Zeit

So also sah es im ganzen Ortlergebiet aus, auf der Nordseite sowohl, also im Martell, in Gomagoi, Trafoi und Sulden, als auch auf dessen Südseite, in Bormio und im Val Furva, schließlich ebenso in Cogolo und Peio, als 1864 und 1865 die ersten bergsteigenden Fremden auf die Ortlerberge stiegen.

Dabei kamen diese aus dreierlei Beweggründen: Mojsisovics aus wissenschaftlichen, Payer als Kartograph und nur die Engländer als reine Bergsteiger, alle aber mit der Sicht auf das ganze Gebiet.

Dem Bichler, Mojsisovics, den Engländern und Payer folgte Johann die große, fast unübersehbare Schar reiner Bergsteiger, Variierer der Gipfelanstiege über die verschiedenen Grate und Wände, vorerst als irgendwelche Erstersteiger: Specht noch 1864, Dr. Hecht, Prag, 1868, Harpprecht und Dechy, Budapest, 1869, Schüd, Wien, 1875, Dr. Oster, Raftatt, 1877, Meurer und Pallavicini, Wien, 1878, Jörg und Leob, Wien, und Minnigerode, Greifswald, 1880, Biezinger 1881, Bogliaghi, Mailand (der erste Italiener), 1882, die Brüder Ffigmondy, Geher und Prochaska, Wien (die ersten Führerlosen), Draßch, Salzburg, und Surek, Graz, 1886, Cavaleri 1887, Friedmann und Schmitt, Wien (auch Führerlose), 1889, Bonacossa, Mailand, und Wäckmann, St. Petersburg, 1890, der berühmte Alleingeher Lammer, Wien, 1893 usw., bis heran in unsere Zeit mit Ertl und Brehm, München, 1930, Ertl und Frz. Schmid, München, 1931, schließlich Richter, Nürnberg, 1937. Die vielen, denen im Laufe der Jahrzehnte ein Erfolg trotz Können durch widrige Umstände verfaßt geblieben war dort oder da, dann oder wann, z. B. im Winter, noch mehr solche, die den Erstlingen auf den nun eröffneten Anstiegen im weiten Ortlerbund als zweite oder dritte gefolgt sind, sowie Damen, aber auch die tödlich Verunglückten, alle diese müssen in dieser Darstellung leider ungenannt bleiben, denn der Raum ist zu eng. (Meine Vorgänger in ihr verflügten jeweils über 50 bis 100 Druckseiten.) Ich greife also zur Tabellenform.

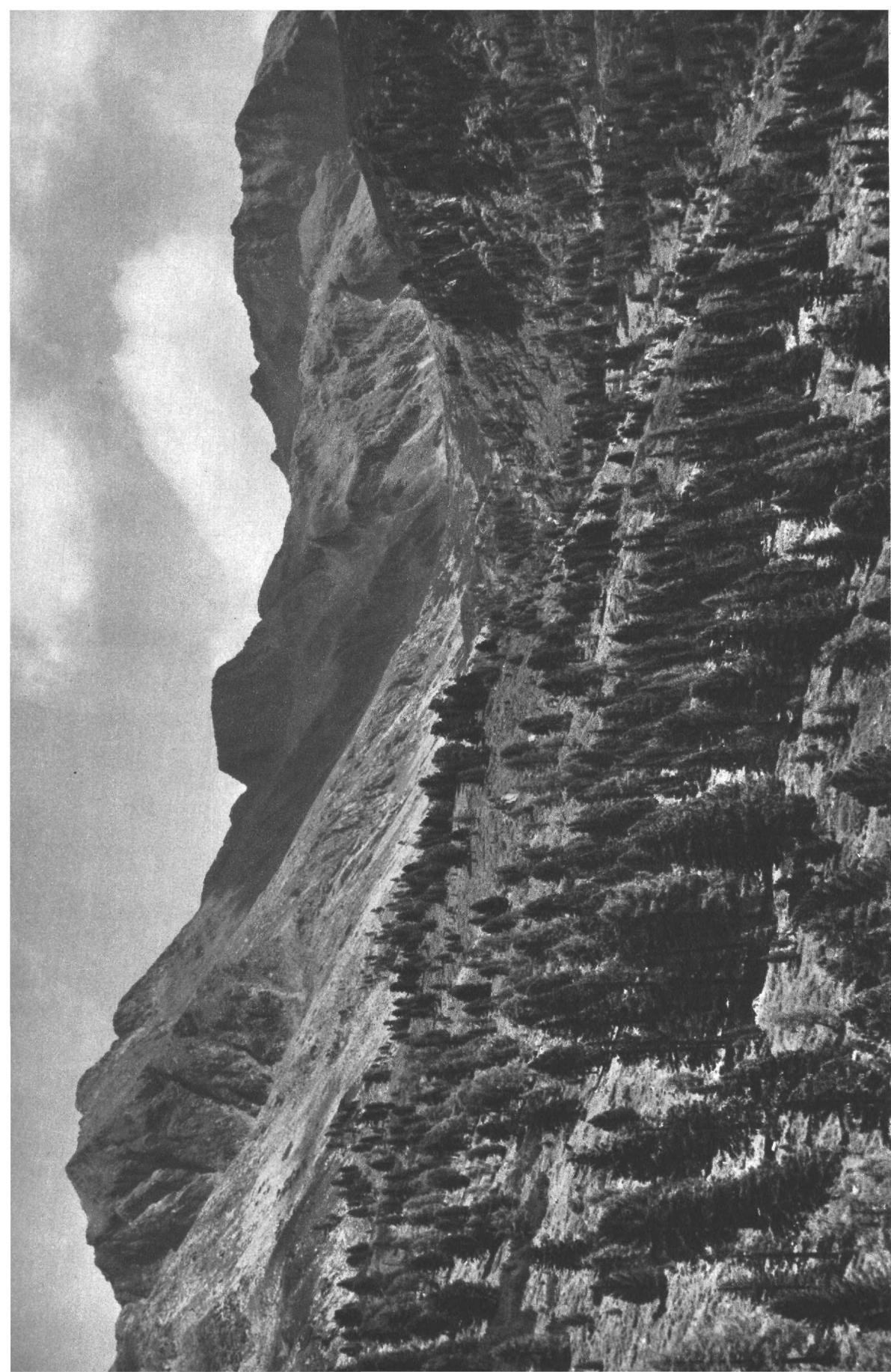
Zeittafel der Gipfel-Erst- und anderen wichtigen Erstleistungen

- 1804 Ortler über die Hinteren Wandlen, durch Pichler mit zwei Zillertalern, von Trafoi aus;
- 1805 Ortler über den Hintergrat, durch Pichler mit drei Begleitern, auch mit Dr. Gebhard, vom Suldenferner aus;
- 1826 Ortler über die Hinteren Wandlen, durch Pichler mit Schebella, Wien;
- 1834 Ortler über die Hinteren Wandlen, durch Pichler mit Thurwieser, Kramsach-Tirol;
- 1854 Königspitze durch Steinberger, vom Stillsferjoch an der Südseite des Ortler-Hauptkammes vorbei und über die Südseite (?);
- 1864 Ortler durch die Hohe Eisrinne, durch Luckett-Burton mit den Schweizer Führern Michel und Wiener, von Trafoi aus;
Ortler, durch das Tabarettatal, über den kleinen Tabarettaferner, sodann wie die Vorigen durch Headlam, ebenfalls von Trafoi;
Ortler von Sulden aus über die Tabarettascharte, durch Mojsifovics, Wien, mit den Suldenener Führern Johann Pinggera und B. Reinstadler; auf dem im allgemeinen heute noch gültigen Normalweg;
Königspitze über den SO-Firnhang, durch Luckett-Burton mit Michel und Wiener;
Königspitze über den Ostgrat, durch Specht mit Böll, Paznaun;
Zufallspitze über die NW-Flanke, irrig anstatt zum Cebedale, durch Mojsifovics mit dem Kaniger aus Martell;
Eisseeπαß durch die soeben genannten;
- 1865 Ortler über den Tabarettakamm, durch Bayer mit S. Pinggera;
Königspitze über den SO-Gang und die Firnschneide des Ostgrates, durch Bayer mit Pinggera;
Cebedale über die NW-Flanke, durch Bayer mit Pinggera und S. Reinstadler;
Punta San Matteo über den SW-Grat, durch Luckett-Freshfield u. a., mit Devouassoud und Michel;
Pizzo Trejero über den SO- und SW-Grat, durch Luckett-Freshfield u. a. mit den obgenannten Führern;
Vertainspizze durch Rosjmtal und über den SO-Gang, durch Bayer mit Pinggera;
Ortlerπαß durch Lucket und Gefährten;
- 1866 Monte Zebro vom Hochjoch aus über den SW-Gang, durch Bayer mit Pinggera;
Cebedale von Süden, d. h. durchs Val Rosjole usw., durch Luckett und Brown, mit Ulmer u. Andermatten;
Punta Taviela über den NO-Grat, durch Luckett und Brown mit Ulmer, Andermatten und Beneri;
Hochjoch-Überschreitung durch Bayer und Pinggera;
- 1867 Zufallspitze=Cebedale, Gratüberschreitung, durch Luckett mit Anderegg;
Balon della Mare aus dem Val della Mare, durch Bayer mit Pinggera;
Monte Bioz von Peio, durch Bayer mit Pinggera;
- 1868 Hoher Angelus aus dem Zajtal über die Westflanke, durch Dr. Secht, Prag, mit S. Pinggera;
Zufallspitze-SO-Grat, über den Färteleferner, durch Bayer-Pinggera;
Zufrittspitze von Zufritt aus über den Ost- und Südgrat, durch Bayer mit Pinggera. Letzte Bergfahrt der beiden auf den Ortlerbergen (Marie beendet und neue Staatsgrenze geprüft);
- 1869 Thurwieserspizze vom Thurwieserjoch aus, durch Harpprecht mit Schnell;
- 1872 Ortler über die Stidle Pleiß;
a) ab durch Harpprecht mit Peter Dangi, Sulden;
b) auf durch Dechy mit S. Pinggera;

- Trafoier Eiswand-Südwand, durch Dechy mit Mojs und F. Pinggera;
 Trafoier Eiswand-Nordwand durch Harpprecht mit Peter Dangl;
 Suldenjoch-Überschreitung durch Dechy, Budapest und Surel, Graz;
 1873 Ortler vom Suldenferner durch die Harpprechtinnee-Hochjochgrat, durch
 Harpprecht mit Peter Dangl;
 1875 Ortler-Hochjochgrat, durch Schlägl mit F. Dangl und F. Pinggera;
 1877 Ortler über das Bleikhorn, durch Dr. Oster mit Mazagg, Trafoi;
 1878 Königspitze über den Mitscher und Suldengrat, durch Meurer und Pal-
 labicini mit F. Dangl und F. Pinggera;
 1879 Ortler vom Endderrwelt-Ferner durch die Schürkinnee, durch Schlägl mit
 Dangl und Reinstadler;
 1880 Königspitze-Suldengrat, durch Jörg und Lehy mit Kederbacher und E.
 Reinstadler;
 Ortler führerlos auf dem Normalweg durch Geher-Bullmann, Graz;
 Königspitze-Normalweg erstmals führerlos durch Bullmann u. Geher, Graz;
 Zebbru-SO-Grat, durch Winnigerode mit Pinggera;
 1881 Ortler durch die Winnigeroderinne, durch Winnigerode mit Mojs und F. Ping-
 gera;
 Ortler-Hochjochgrat führerlos durch Gebr. Zsigmondh;
 Ortler-Hochjochgrat im Alleingang durch Suchanek-Wien;
 Königspitze-SW-Flanke, durch Mlezinger mit Reinstadler;
 Königspitze-NO-„Königs“-Wand, durch Winnigerode mit F. u. A. Pinggera;
 1882 Ortler v. d. Bayerhütte im Alleingang Geher, Graz;
 1883 Thurwieserspizze über die Südflanke und den östlichen Bäckmanngrat, durch
 die Führerlosen Gebrüder Zsigmondh, Geher u. Prochaska, Wien;
 1886 Königspitze-Ostgrat durch die Führerlosen Trašch und Surel;
 1887 Cebedale über den Pasquale und den Westgrat, durch Cavaleri mit Confortola
 und Cola;
 1889 Ortler-Hintergrat, führerlos allein, Krafft, München;
 Ortler-Marligrat, durch die Führerlosen Friedmann und Schmitt, Wien;
 Ortler-Hochjochgrat, führerlos Fischer und Schmitt, Wien;
 1890 Zebbru über die Südflanke durch Bonacossa mit Confortola und Pietrogiovanna;
 Bäckmanngrat: Eiswand-Thurwieser, durch Bäckmann mit Kuntner und
 Pinggera;
 1893 Thurwieser-Nordwand, durch den Alleingänger Eugen Lammer;
 1895 Thurwieser über die SO-Wand, durch Zanoletti mit Bonetti und Cola;
 1898 Zebbru-NO-Wand, durch Miš Tomasson mit Pinggera und Reinstadler;
 1904 Ortler über den Rothböck-Marligrat, durch Rothböck mit Pinggera und
 Franz Angerer;
 Bäckmanngrat in seiner ganzen Länge, von der Eiswand ausgehend, die Brüder
 Weizenböck, Wien;
 1913 Zebbru über die SW-Wand, durch Bonacossa und Protownit;
 1930 Königspitze direkter Nordwand-Anstieg, durch Ertl und Brehm;
 1931 Ortler-Nordwand, durch Ertl und Franz Schmid;
 1937 Zebbru-Nordwand zum Nordgipfel, durch Richter mit H. S. Pinggera d. S.;
 Ortler-SW-Wand (Hintere Wandlen) auf neuem Weg, mit zwei Bivaks,
 durch G. Pirovani und G. Soldà;
 1938 Geisterpizze-Südwand, durch A. Calegari und B. Fiorelli;
 1940 Thurwieser-Ostwand, durch G. Pirovani und G. Bucher.

Die wichtigsten Gipfel und deren Erstersteiger

- Ortler, 3900 m, durch Pichler 1804 und 1805;
 Königspitze, 3856 m, durch Steinberger 1854 und Tudek 1864;



Niedere Tauern: Rudolf-Edhöfer-Hütte (1650 m) gegen Edhöbertogel (2502 m), Sauwenfenpige (2405 m) und Süßleitel (2509 m)

Aufn.: Gebirgsab Martin, Wien



Aufn.: G. v. Trojer

Königspitze, 3856 m, von der Schaubachhütte aus gesehen: Links das Königsjoch mit dem Königsmandl, rechts der Mitscherkopf. Vom Königsjoch zum Gipfel der Südost- oder Normalanstieg, dem Beschauer zu der Ostgrat. Rechts davon die Nordostwand, 1181 m, und abermals rechts davon die direkte Nordwandroute, 1930 ersterstiegen. — Vom Gipfel nach rechts der Sulbengrat zum Sulden- oder Payerjoch. — Im Vordergrund der Suldenferner. — Links oben, außerhalb des Bildrandes, sind der Eisseepeß, die Casati-hütte und der Cebedale zu denken



Aufn.: G. v. Trojer

Monte Zebbru, 3710 und 3735 m, zwischen Königs Spitze und Ortler, mit dem Sulden- oder Payerjoch links und dem Ortler-Hochjoch rechts. Hat zwei Gipfel, durch eine Gratschneide verbunden. Links — im Vordergrund — der Süd-, rechts der Nordgipfel. Über den hinteren Teil der Wand der Erstanstieg zum Nordgipfel 1937.

Ortler, 3900 m, über dem Westteil des Suldenferners, mit dem Hochjochgrat links und dem Hintergrat im Vordergrund, der ganz rechts am Bildrand zur Hintergrathütte absinkt. (Reizvoll die gerade Linie des Felsens vom Ferner zum Gipfel, links vom Hintergrat.) — Zwischen Ortler-Hochjochgrat und Monte Zebbru das Ortler-Hochjoch, 3536 m, unsichtbar. Südlich davon das Rifugio Quinto Alpini (ehemals Mailänder Hütte) am Zebbruferner



Aufn. Osterr. Ischo Dhu-Expedition

Der Ischo Dhu vom Handels- und Pilgerweg aus, der über den Rangpa La führt. Rechts auf der Seitenmoräne stand das Hauptlager

Zebbru, 3740 m, durch Bayer 1866;
 Thurwieser, 3644 m, durch Harpprecht 1869;
 Trafoier Eiswand, 3555 m, durch Dechy 1872;
 Cebedale, 3778 m, durch Bayer 1865;
 Zufallspitze, 3764 m, durch Mojsifovics 1864;
 Balon della Mare, 3705 m, durch Bayer 1867;
 Monte Bioz, 3644 m, durch Bayer 1867;
 Punta Laviela, 3621 m, durch Tuckett und Brown 1866;
 Punta Giunella, 3599 m, durch Bayer 1867;
 Punta San Matteo, 3692 m, durch Tuckett und Gefährten 1865;
 Pizzo Tresero, 3602 m, durch Tuckett und Gefährten 1865;
 Bertainspizze, 3544 m, durch Bayer 1865;
 Hoher Angelus, 3536 m, durch Bayer 1868;
 Zufrittspitze, 3452 m, durch Bayer 1868.

In dieser Aufstellung erscheint also Bayer achtmal, Tuckett viermal und Pichler zweimal; zu letzterem kann man auch Mojsifovics zählen wegen des Ersterstiegs der Zufallspitze und des im Wesen zum Normalweg gewordenen Ortler-Zustieges über die Tabarettafcharte. (In der Zeittafel erscheint Bayer neunmal, Tuckett siebenmal und Mojsifovics dreimal.) Beide Aufstellungen zeigen nur ungefähr verhältnismäßig, wie wichtig die Genannten für die Erschließung des Ortlergebietes als solchem geworden sind.

Mojsifovics, Tuckett und Bayer nennt Friedmann in seiner Geschichte der Erschließung der Ortlergruppe (1895) als die Erschließer. Mojsifovics habe in der Folge die Alpenfreunde erstmals auf dieses Gebiet aufmerksam gemacht, sei literarisch unermüdlich tätig gewesen, in die verworrene Nomenclatur des Gebietes eingebracht und habe auf die Wege des kühnen Tuckett hingewiesen, dessen Berichte er übersezt und damit den deutschen Bergsteigern zugänglich gemacht. Tuckett hingegen habe durch seine Streifzüge eine gewisse Methode gewiesen, durch die er und durch seine meisterhaften Skizzen rasch viel Licht in dieses dunkle Gebiet gebracht. Gekrönt hat die Arbeit der beiden der einmalige Bayer, vor allem durch seine Karten, nicht minder durch seine Schriften. „Diese wurden durch nichts überholt und blieben die besten, soviel auch seit ihm über die Ortlerberge gelesen werden konnte.“ Im Jahre 1864, in dem Mojsifovics und Tuckett erstmals im Ortlergebiet waren und dort ihre Ersterstiegen gemacht, werkte der 23jährige Leutnant auf den Adamellobergen, grundlegend dadurch, daß er die erste brauchbare Spezialkarte schuf, in seiner Urlaubszeit und auf eigene Kosten.

Hier war also die Vorreitung dahin tätig gewesen, zeitgerecht ein erstklassiges Trifolium zu einer großen Aufgabe einzusetzen; das Trifolium hat sie musterfüllig erfüllt. Auf den Schultern dieser drei Männer sind sodann die Nachfolger zur Detailarbeit über die restlichen Grate und Wände aufgestiegen.

Erstieigungsgeschichte der wichtigsten Gipfel

1. des Ortlers:

1804 über die Hinteren Wandlen, durch Pichler;
 1805 über den Hintergrat, durch Pichler;
 1864 durch die Hohe Eisrinne, durch Tuckett und Burton;
 durch das Tabarettatal und vom Kleinen Tabarettaferner aus, durch Seadlam;
 1865 über die Tabarettawände, durch Mojsifovics (auch durch Bayer);
 1872 über die Ställe Pleiß im Abstieg, durch Harpprecht;
 über die Ställe Pleiß im Aufstieg, durch Dechy;
 1873 durch die Harpprechtinne (Hochjochgrat), durch Harpprecht;
 1875 über den Hochjochgrat, durch Schüd;
 1877 über das Pleißhorn, durch Oster;
 1879 durch die Schüdkrinne in der Ortler-Nordwand, durch Schüd;

- 1881 durch die Minnigeroderinne (Hintergrat), durch Minnigerode,
 1889 über den Marktgrat, durch Friedmann, Schmitt und Gefährten (führerlos);
 1894 neben der Minnigeroderinne (westl. Felsbau), durch Varner;
 1904 über den Rothböckgrat (und Marktgrat), durch Rothböck;
 1931 über die Nordwand, durch Ertl und Franz Schmid.

2. der Königspitze:

- 1854 die Südseite, durch Steinberger;
 1864 die Südostseite, durch Luckelt-Burton;
 1865 die Südostseite, und Ostgrat-Firnflanke, durch Bayer;
 1878 der Mittcher- mit dem Suldengrat, durch Meurer und Pallavicini;
 1880 der ganze Suldengrat, durch Börg und Levh;
 1881 die Südwestflanke, durch Blezinger;
 die Nordostwand, durch Minnigerode;
 1886 der Ostgrat, durch Drasch und Zurek;
 1930 die Nordwand direkt, durch Ertl und Brehm;

3. des Zebru

- 1866 vom Hochjoch, durch Bayer;
 1880 über den Südostgrat, durch Minnigerode;
 1890 über die Südflanke, durch Bonacossa;
 1898 über die Nordostwand, durch Miß Tomasson;
 1937 durch die Nordwand zum Nordgipfel, durch Kurt Richter.

4. des Thurwiesers, des schwierigsten Gipfels im Normalaufstieg; durch Mojšičovic benannt, obwohl Thurwieser selbst nie oben gewesen:

- 1869 über den Ostgrat durch Harpprecht;
 1883 von Süden zur tiefsten Senke des Bäckmanngrates, sodann über dessen Südseite, durch die Führerlosen Pfigmondh, Geher und Prochaska;
 1890 über den Bäckmanngrat (Eiswand-Thurwieser) mit Ausweichungen, durch Bäckmann;
 1893 über die Nordwand, durch den Alleingehrer E. G. Lammer;
 1895 über die Südostwand, durch Janoletti;
 1904 über den Bäckmanngrat ohne ausweichen, durch die Brüder Weigenböck;
 1940 über die Ostwand, durch Pirovani und Bucher.

5. der Trafoier Eiswand:

- 1872 über die Südwand, durch Dechy;
 durch die Nordwand, durch Harpprecht;
 über den Ostgrat, durch Bäckmann;
 1898 über den Westgrat, durch Kaup, Gent, Lorenz;
 1906 über den Südgrat, durch Hammer und Rutschera.

Überschreitungen

lang oder schwierig oder beides oder führerlos, alle an einem Tag:

- 1872 Ortler-Hintergrat-Stiöle Pleiß, durch Dechy mit B. Pinggera;
 1881 Dosegugrat Trejero-Matteo, durch Cavaleri mit Confortola, Pedranzini;
 1883 Eiscepaf-Suldenpitze—Kreißpitze—Königspitze, durch den führerlosen Alleingehrer Pfurttscheller;
 1886 Schaubachhütte—Königspitze—Cebedale, ab nach Sulden, auf zum Ortler, ab nach Gomagoi, in 23 Stunden, d. h. von 4 Uhr früh bis 3 Uhr früh, durch Artmann, Wien, mit Pichler, Gomagoi;

- 1888 Zeburu und Thurwieser, durch Artmann mit Pichler;
 1891 Königspitze—Sulden Spitze—Eisseeplatz, durch Dr. Christomannos u. Gefährten;
 Cevedale—Taviela—Punta San Matteo, (20 km); durch Dr. Christomannos,
 Meran, Krafft, München, und Schmidt, Wien;
 1892 Marktgrat—Hintergrat, durch Dr. Christomannos und Swaine mit drei Berg-
 führern und zwei Anwärtern;
 Hochhochgrat—Hintergrat, durch Swaine, Straßburg, mit A. Kuntner;
 1893 Königspitze—Zeburu—Ortler, durch Friedmann und Krafft;
 Trefero—Cevedale, also die ganze Südliche, durch Christomannos, Krafft
 und Friedmann;
 1903 Ortler—Zeburu—Königspitze, durch Langsteiner und Stumme;
 1906 Marktgrat—Hochhochgrat—Zeburu—Königspitze, durch Smith mit Fischg;

Die letzten Probleme fielen nach dem ersten Krieg:

Die Laaser Wand 1918, über den Nordgrat, durch G. v. Dührenfurth, vor Kriegs-
 schluß, u. zw. mit Kasseroler und Melegky. („Hochtourist“ 1930, Seite 136/II.):

die Fennwand der Laaser- oder Orgelspitze, Route a) 1921 durch Rainer und
 Huber, Meran, Route b) 1924 durch Lingl, Laas und Monauri, Innsbruck („Hoch-
 tourist“ 1930, Seite 139/I.);

die Hochofenwand-Ostwand 1924, durch Köppler und Lingl, Laas („Hochtourist“
 1930, Seite 135/II.);

die Königspitze-Nordwand direkt 1930, durch Hans Erfl und Hans Strehm,
 München. („Bergsteiger“ 1930 und AB-Jahrbuch 1932);

die Ortler-Nordwand 1931 (22. Juni), durch Hans Erfl und Franz Schmid,
 München („Bergsteiger“ 1931 und das AB-Jahrbuch 1932);

die Punta San Matteo-Nordwand 1933, durch Kurt Richter, Nürnberg, mit
 dem Führer Hanssepp Pinggera d. S. (Routenbeschreibung verloren gegangen, Richter
 gestorben);

der Bertainspitze-Hängegleitersch 1933 im Abstieg, durch Richter mit Hanssepp
 Pinggera d. S.;

der Monte Zeburu über die Nordwand zum Nordgipfel 1937 (6. August),
 durch Richter mit Hanssepp Pinggera d. S. (Anstiegsbeschreibung mit Bild, siehe unten);

die Ortler-SW-Wand (Hintere Wandlen) auf neuem Weg (mit zwei Hiwaks)
 im September 1937 durch G. Pirovani und G. Soldà (insgesamt sind nun fünf Wege
 durch die Hintere Wandlen angelegt worden: 1804, 1881, 1888, 1891 und 1937);

die Geisterpiz-Südwand 1938, von der Zeburualm, durch A. Calegari und B.
 Giorelli (s. „Rivista Mensile“ 1938/39, S. 361 ff.);

die Thurwieser-Ostwand direkt, 1940, durch G. Pirovani und G. Bucher, siehe
 „Rivista Centro N“ 1941, 42, S. 69, Bild, S. 96.

Offen wäre noch u. a. die Erststeigung des Hängegleiterschers an der Nordseite
 der Bertainspitze und an der des Hohen Angelus! (Weide an der nördlichen Ortler- oder
 Laaser-Gruppe).

Über die Nordwand auf den Zeburu-Nordgipfel, 3740 m

Erststeigung am 6. August 1937 durch Hanssepp Pinggera, Bergführer im Ober-
 thurnhof in Außerfuden, mit Kurt Richter, Nürnberg.

Wandhöhe 750 m, ab dem Bergschlund 11 Stunden Aufstiegzeit.

Wegbeschreibung nach Richter †

Von der Hintergrathütte auf dem gewöhnlichen Weg, später über den oberen, westlichen Arm des Suldenferners — sich immer rechts haltend — bis auf die Höhe von etwa 2918 m — der italienischen Karte —. Dann nach links den Ferner überqueren zum Fuß der Wand.

Den Bergschrund an geeigneter Stelle überschreiten und sofort eine der von oben herabziehenden Eisrippen gewinnen. (Diese Eisrippen sind im allgemeinen auch im August noch mit genügend Firnaufgabe versehen, um verhältnismäßig rasch und leicht über die ersten 100 m der Wand hochzukommen.)

Die Eisrippen schließen oben an einen querlaufenden, etwa drei Meter hohen Felsriegel an, der schwierig von vorn überwunden wird.

Von der oberen Kante des Riegels gerade über Firn, Fels bzw. Eis leicht empor zum rechten Ausläufer des zweiten großen, von links heranziehenden Felsriegels. Dieser bildet in seiner Mitte den Hauptdurchlaß für den Steinschlag.

Die Ausläufer dieses Riegels rechts umgehen, darauf links steil, aber unschwierig an der Kante des Riegels empor zu einer ausgeprägten Felsrippe.

Diese Rippe unschwierig bis fast zu dem Punkt verfolgen, wo sie an die — schon von unten deutlich erkennbare — Felswand anschließt. Sie sperrt anscheinend den Weiterweg. Über deren oberen Rand läuft eine große Eistrinne aus. Hier — obwohl scheinbar leichter — unter keinen Umständen nach rechts ausweichen, vielmehr die Fortsetzung der großen Eistrinne am Fuße der senkrechten Wand nach links schwierig queren.

Das Queren jenseits der Wand solange fortsetzen bis an eine kleine Verschneidung. (Diese läuft ebenfalls in eine überhängende Eistrinne aus.)

Den die Verschneidung links begrenzenden Turm nach sehr schwierigem und ausge-setztem Queren ersteigen. Sicherungsmöglichkeit — selbst mit Mauerhaken — gering. Der obere Teil des Turmes setzt sich in einer gerade emporziehenden Felsrippe fort, die zu verfolgen ist, bis sie am Fuß einer zweiten Wandstufe endet.

Hier ausge-setzte, sehr schwierige Quering steil nach links empor und zwischen zwei — schon von unten sichtbaren — nach rechts überhängenden großen Felsen hindurch. Anschließend vermittelt eine etwas weniger steile Schneerinne den Weg zu einer kleinen steilen Firnwand, die auf der erwähnten Wandstufe aufliegt und rechts einen Firngrat bildet. Links davon ausge-setzt empor bis zum Beginn der vom Gipfelgrat herabziehenden Firnwand. Über diese hinauf auf den Gipfelgrat, rechts vom Nordgipfel.

Abgestiegen über das Ortler-Hochjoch.

Die Bergführer

An einheimischen Bergführern (Trägern) scheinen ab dem Jahre 1864 bis um die Jahrhundertwende auf (nach Luis Friedmann in der „Erschließung der Ostalpen, Band 2):

Angerer Josef, ab 1864

Angerer Franz, ab 1900

Dangl Peter, ab 1872

Runtner Moiss, ab 1890

Mazagg Johann, ab 1870

Ortler Anton

Pichler Georg } ab?

Pichler Josef }

Pinggera Johann, ab 1865, Führer Bayerns

Pinggera Moiss, ab 1870

Pinggera Hansjosep d. Ae., ab 1898, später Schaubachhüttenwirt und Bergführer-Obmann

Pinggera Friedrich, ab?

Pinggera Hansjosep d. S. Außerfulden, ab 1910 bis 1940

Reinstadler Vinzenz, ab 1865

Reinstadler Josef, ab 1865

Reinstadler Peter, ab 1879

Reinstadler S., ab 1880

Reinstadler Friedrich, ab 1898

Spechtbauer Gabriel, ab ?

Thöny Franz, ab ?

Zischg J., ab 1889

Zischg Johann, ab ?



Anstiegstzge zum Bebru

An auswärtigen Führern erschienen in den sechziger Jahren im Gebiet, u. zw. mit den Engländern um Ludek die Schweizer Führer Almer, Anderegg, Andermatten, Biener, Devouassoud und Michel, — weiters ein Köll aus Paznaun, der Grill-Kederbacher aus Ramsau und der Kangerterner aus Kals.

Von den Einheimischen, zahlen- und wertmäßig überwiegend aus Sulden, stechen die Pinggera und die Reinstabler hervor. Die Pinggera scheinen bereits mit ihrem ersten, dem Johann, dem Begleiter Bayerns und anderer, vor allen auch durch die Qualität auf, bis zu den beiden Hansjepps herauf; und der Pinggera Moiss reiht sich ihnen gut an. — Die Reinstabler waren im Wert unterschiedlich; ich nenne von ihnen nur den Friedrich, den vorletzten Wirt der Düsselborfer Hütte, während sein Sohn Otto nicht nur Hüttenwirt sondern nun auch Bergführer-Obmann ist. — Von den anderen, vor allem Suldenener Bergführern, sticht am stärksten der Dangl Peter hervor, ähnlich tun es der Kuntner und der Fischg.

II

Der Skilauf auf den Ortlerbergen

Die Ortlergruppe ist zwar nicht das größte, wohl aber das höchste Gebiet der Ostalpen. Dennoch war es anfangs der Dreißigerjahre das einzige bedeutende, das für den Skilauf noch nicht beschrieben war. Bald darauf aber wurde dieses Loch verstopft, vor allem in den „Mitteilungen“ des DÖW u. zw. in den Jahren 1933—1935; siehe „Als Skiläufer im Martell“ vom März 1933, „Suldenener Winterberge“ vom Jänner 1934, „Die Südtlichen Ortlerberge als Skigebiet“ vom April 1934 und „Von Cevedalepaß zum Stülfferjoch, die Ortler-Hauptkette im Winter“ vom Jänner 1935. Die Schriebe (von mir) waren zwar nur in der Skiführer-Kurzform abgefaßt; jedoch bis zum Erscheinen des ersten Skiführers — 1937 — haben sie bereits tausende von Skifahrern angezogen und geführt. Der Casati-Hüttenwirt Luana erklärte einmal inmitten einer Suldenener Bergführer-Versammlung: „Habe viele Prospekte drucken lassen, haben viel Geld gekostet; aber alles kommt auf Auffäße Köll, alles hat Auffaß Köll in Tasche“. Auch die „Skifahrtenpläne für das Ortlergebiet“ im „Bergsteiger I/1937“ seien hier genannt. Und seitdem bin ich der vielgefragte und vielgeplagte „Ortler-“ oder „Cevedale-Köll“.

Die Geschichte des Skilaufes auf den Ortlerbergen ist in drei Teile zerlegbar: 1. in die vor dem Ersten Weltkrieg, 2. in die im Krieg und 3. in den Aufbruch nach diesem.

1. Vor dem Ersten Weltkrieg.

Am 4. November 1901 erstieg Dr. Georg Löwenbach, Wien, als erster mit Skiern den Cevedale, von Sulden aus über den Eiseepaß; zwei Suldenener begleiteten ihn auf Schneereifen. (Siehe „Destert. Touristenzeitung“ vom Jänner 1904.) Das war der erste Ortler Skiberg, überhaupt der höchste Punkt, der bis zu dieser Zeit in den Ostalpen auf Skiern erstiegen worden ist. (In den Westalpen waren im Jänner 1897 an der Jungfrau 3780 m, im Jänner 1898 am Monte Rosa 4200 m, also erstmals die 4000 m erreicht worden, und zwei Monate später der Monte Rosa selbst, 4638 m, der zweithöchste Alpengipfel überhaupt.)

Dem Dr. Löwenbach folgten zum Cevedale in den nächsten Jahren, nun aber meist durchs Martell, mehrere Südtiroler aus Brigen, Bozen, Meran. 1903 wurde das Schrötterhorn, 3380 m, nahe dem Langenfernerjoch, und der Monte Zebbru, 3740 m, zwischen Ortler und Königspitze, von Mühlstädt und Kühne mit den Führern Dangl und Pinggera, Sulden, auf den Skiern erstiegen, der Zebbru auf den letzten hundert Metern zu Fuß.

1907 kam der erste Alleingänger auf Skiern über Sulden und den Eiseepaß zum Cevedale: Leutnant Rabitsch von der Straßensperre Gomagoi. Im selben Jahr erreichte dieser mit vier Soldaten über Trafoi und die Bayerhütte das Tschirfed, 3350 m, am Ortler. Ungefähr gleich lebendig wie der Cevedale wurde die Geißler Spitze, 3465 m, vom Stülfferjoch, 2760 m, erreicht.

Die nächsten verbürgten Nachrichten über den ersten Teil unserer Skilaufgeschichte der Ortlerberge besagen: Im März 1910 überschritt Oblt. Bilgeri, der nachmalige Organisator des militäralpinen Skilaufes an der Südtiroler Front, mit zwei Gefährten von Sulden aus den Cebedale, dazu den 3705 m hohen Palon della Mare und fuhr zur Tonalestraße ab. Dies war der erste Einbruch in die Südliche Ortlergruppe. Vorher hatten sie auch noch den Venezialamm, östlich des Cebedale, besucht.

Im Frühjahr 1911 umfuhren drei Schweizer von Sulden aus über den Eiseepaß und das Langenfernerjoch — wie der Cebedalepaß bis zum Ersten Weltkrieg hieß* — die Ortler-Hauptkette, an deren Südseite vorbei, zum Stülferjoch als erste, bestiegen dabei die Königspitze und überfuhren fünf Böcher.

Im Juli 1912 kamen Paul Mahr, die zwei Brüder Miene und N. Rohr aus Bozen von der Tonalestraße herauf zur Biozhütte, 3535 m. Von dieser überschritten sie den Monte Bioz, 3644 m, den Palon della Mare, den Cebedale und dessen Trabanten. Am dritten Tag gingen sie von der Halle'schen Hütte aus auf ungefähr demselben Weg wie die vorhin erwähnten Schweizer vor ihnen, und bestiegen dabei den Ortlerpaß, die Bayer- und die Geister Spitze. Das war die erste Ski-Gesamtüberschreitung vom Bioz zum Stülferjoch. Vor allem war es die erste Sommer-Skifahrt auf den Ortlerbergen.

Auch noch vor dem ersten Krieg machten einige Italiener, voran Aldo Bonacossa, mehrere Skifahrten und Winter-Erftbesteigungen im Ortlergebiet, fast alle vom Süden aus. Die Italiener kamen auf den Venezialamm, natürlich auch auf den Cebedale, zudem auf die Umrahmung des Fornoferners, wobei besonders der Trefeto, 3602 m, und der Matteo, 3692 m, ihre Fahrtenziele waren.

Den Italienern liegt zum Frühjahrs- und Sommer-Skilauf überaus günstig das Stülferjoch, wohin sie leicht über Bormio gelangen können. Das nützen sie schon früh aus, hier und auf dem Langenfernerjoch.

2. Im Weltkrieg 1915—1918.

In diesem geschah die zeitlich verschiedene, doch allmählich ganzjährige Besetzung der ganzen Grenz- und Frontlinie vom Stülferjoch über die Ortler-Hauptkette zum Langenfernerjoch und von diesem weiter über den Cebedale und über den Bioz bis zur Punta San Matteo durch die Österreicher. Nur auf der Trafoier Eiswand, dem Wächmanngrat zum Thurwieser und auf diesem, saßen die Italiener, aber niedergehalten von den Österreichern auf dem Ortler. Außerdem hielten die Italiener auch das Thurwieserjoch, den Großen Eistogl und den Ortlerpaß, dies alles zwischen Thurwieser und Ortler.

Daß auf allen diesen Höhen, auch auf denen der Laaser Gruppe, sowie auf dem Hintergrund des Martells — in der Zufallshütte war das Cebedale-Abschnitts-Kommando —, wie Venezia- und Madritschkamm und so fort, mit zum Teil fast ganzjährigem Schneebelag, in und außer Dienst überwiegend auf Skiern gegangen oder gefahren wurde, versteht sich von selbst, ist also für die Erschließung und Skibesteigung der winterlichen Ortlerberge — auch ohne daß Berichte vorliegen — geschichtlich wesentlich. Dagegen kommen alle Nachkriegsfahrten kaum auf, wenn man diese auch genauer registrieren konnte.

* Das Langenfernerjoch hat seinen alten Namen vom Beginn des nach dem Osten, ins Martell abfließenden Langen Ferners; zudem liegt es auf Marteller Gemeinde- und Steuergrund (für die Cafahütte, 3270 m), damit also auch im deutschen Sprachgebiet. Dies zum einen. Und zum anderen wurden allgemein die Gipfel nach dem darunter liegenden Gelände benannt, nicht umgekehrt. (Nur der Ortler z. B. bekam den Namen aus sich selbst.) Den Namen Cebedalepaß erhielt das Langenfernerjoch vermutlich vom Alpinreferenten des Cebedale-Abschnittes des Rahons I. „Ortler“, Prof. v. Dyhrenfurth-Büring, im Ersten Weltkrieg. Dyhrenfurth hat ja auch den Abschnitt III „Ortlergruppe“ im „Hochtourist“, Band VI, von 1930 bearbeitet.

3. Der friedliche Aufbruch auf breiterer Grundlage zum Massenbesuch.

In der Nachkriegszeit erschwerte das Fehlen benötigbarer Unterkünfte viele Jahre lang den Besuch der Ortlerberge überhaupt, zumindest solcher, die für den Skilauf geeignet sind. Dennoch geschahen alljährlich, vorläufig nur etliche, Tevedalesfahrten und dergleichen, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen. Vor allem durch Meraner, Bozner, Innsbrucker. Auch die Südtiroler Berufsfotografen Amann, Baehrendt, Fränzl und March, der letzte als erster, ja schon vor dem Krieg, warfen sich allmählich auch auf Winteraufnahmen in diesem Gebiet, die ja nun viel rentabler wurden als die aus dem Sommer.

1927 wurde die Zufallshütte im Martell wieder hergestellt, 1929 von den Wirtseuten Hasela-Mortier in Nacht genommen, blieb jedoch mangels jeder Werbung auch in den nächstfolgenden Jahren ziemlich schwach besucht. Bis endlich meine im Eingang genannten Aufsätze, gemeinsam mit der 1000-Mark-Sperre Deutschlands gegen Österreich 1933—1936 den Bann vollends brachen. Die Reichsdeutschen hatten — als Ersatz für die österreichischen Skigebiete — ein glänzendes „Ausweichlager“ vorgeführt bekommen.

Die unmittelbare Folge dieser beiden Ursachen, Aufsätze und Sperre, war, in Zahlen ausgedrückt: Es nächtigten im März-April 1933 in der Zufallshütte rund 200 Besucher zusammen rund 1500mal. 1934 bis 1936, bis zum Aufheben der 1000-Mark-Sperre, waren in dieser Hütte alljährlich 500 bis 1000 Besucher mit ein- bis dreiwöchigem Aufenthalt und deshalb 5000 bis 12000 Verpflegstagen. Es herrschte wochenlang eine beängstigende Besucherfülle. In solchen Zeiten schliefen mehr Leute auf den Tischen und Bänken und auf dem Boden als in den Betten. Solche waren 40 vorhanden, Besucher aber hundert. Im Jahre 1936 erstand im hintersten Martell auf 2160 m, 100 m tiefer als die Zufallshütte, das Hotel „Paradiso“, nachdem kurz nach dem Aufheben der 1000-Mark-Sperre die Autostraße bis zum Hotel verlängert worden war.

Verhältnismäßig hohe Besucher- und Verpflegszahlen hatten ab 1934 auch die Casatihütte im Langenfernerjoch und die Schaubachhütte am Suldenferner, die Düsseldorfser Hütte im Zaytal ob Sulden, geringere die anderen Hütten. Und Sulden selbst nahm einen ungeahnten Aufschwung, mit seinen mehr als 1000 Winter-Fremdenbetten in den vielen, mit Heizanlagen neu versehenen Hotels, Gasthöfen, Pensionen und Privathäusern, sowie Skifurjen auf breiterer Grundlage.

Das Endurteil über alle die Veröffentlichungen in den Druckschriften des Alpenvereins und der Skiverbände, sowie auch durch die Lichtbilder-Vorträge im ganzen deutschen Sprachgebiet, schließlich über deren Wirkung, gab im Zäuner 1938 im „Bergsteiger“ Dr. Gunther Langes, Bozen, mit den Worten: „Die Erschließung der winterlichen Ortlerberge, nunmehr einer der berühmtesten Gletschergruppen für den Skilauf, war eine Entdeckung und Verwirklichung, wie sie in der Geschichte der Skitouristik einzigartig ist.“

In den Seealpen

Von Karl Prall

Wer jemals im August mit der Bahn durch die Poebene gefahren ist, der greift sich unwillkürlich an den Kragen, wenn man ihn daran erinnert. Immerhin gelang es uns, diese Reise unter Anwendung raffinierter Lüftungsmethoden — zum Beispiel wird der Fenstervorhang als Windfänger in direkte Verbindung zum offenen Hemd gebracht — einigermaßen erträglich zu gestalten. Trotzdem stehen wir am Abend leicht erschöpft am Bahnhofplatz in Cuneo. Nach einigen Verhandlungen haben wir so viel heraus, daß es zugleich das Billigste und Bequemste ist, mit einem Taxi in das uns empfohlene Cavallino-bianco zu fahren. Wir sind ein wenig erstaunt, wie weit der Weg von der Station in die Mitte der kleinen Provinzstadt ist und freuen uns gleichzeitig, wie sauber und gepflegt ihre Straßen sind. Freundlich werden wir im Gasthaus aufgenommen und nach einer kräftigen, guten Mahlzeit und eintigen Flaschen des tiefvioletten, prickelnden Weines dieser Gegend schaut die Zukunft gleich hoffnungsvoll aus. Wir müssen natürlich noch eiligst feststellen, wann und wo der Autobus nach Entraque, unserem nächsten Ziel, abfährt und wir machen dabei einen kleinen Rundgang durch die Stadt. Mag es regnen oder heiß die Sonne scheinen, beides kann den müßigen Schlenkerer nichts anhaben, denn man wandert in allen Hauptstraßen unter Lauben. Noch ein Espresso und es ist für heute geschafft.

Wieder ein Rundgang am nächsten Morgen zeigt uns die einzigartige Lage der Stadt. Auf einer Anhöhe gelegen, durch das tiefe Tal von der fruchtbaren Ebene getrennt, beherrscht sie das weite Land. Weit, weit hinaus, schweift der Blick über fruchtbare Gärten und Felder bis zu den Bergen, die wie Schatten im Sonnendunst fast unförperlich erscheinen. Eine frohe Stimmung überkommt uns, wie wir in den Autobus steigen, der bald zum Bersten voll, unserem Ziel in rascher Fahrt entgegenrollt. Noch ist die Ebene da und schon, ohne daß wir es gemerkt hätten, sind wir im Gebirge. Steile, grasige Hänge, nein, schon treten darüber die helleren Felsen heraus und man glaubt, schon recht ansehnliche Höhen vor sich zu haben. Ein Blick auf die Karte aber zeigt, daß sie noch lange nicht 2000 m erreichen. Dicke Staubwolken wirbeln hinter uns auf, obwohl nun die Fahrt bedeutend langsamer wird, denn die Straße beginnt erheblich zu steigen. Mit welcher Lebhaftigkeit begriffen jetzt die zahlreichen Anfasseln die gleißend weißen Gipfel, die zwischen Wolkenballen emporstreben! Wohl die Argenterra? Nein, es ist die Gruppe der Gelas, die einzige, die einige Vergletscherung in den Seealpen aufweist. Die ungeheuren Schneemassen des letzten Winters, die bis ins Tal herab an die zehn Meter Höhe erreicht haben sollen, täuschen eine mächtige Vergletscherung vor und damit auch den gewohnten Anblick heimattlicher Berge. Hinter Balbieri windet sich die Straße den südseitigen Hang empor, wir verlassen damit das tiefer eingeschnittene Tal des Gesso, und sind nach einigen Kehren in Entraque, einer freundlichen Sommerfrische der hizegeplagten Großstädter der Poebene. Über den Ort ist nicht viel zu sagen. Er sieht genau so aus, wie all die hundert Dörfer am Alpenrand. Wir wundern uns nur, wie man sich hier von der Hitze erholen kann, so erbarmungslos heiß brennt die Sonne auf uns herab. In einer kleinen Wirtschaft bestellen wir eine bescheidene Mahlzeit, die an einem Tisch an der Straße, im Schatten des Hauses, gerne eingenommen wird. Dann suchen wir Signor Castellano, den Hüthenwart des Rifugio Genova, um von ihm den Schlüssel zu erbitten. Ein Burche führt ihn zu uns. Wir lernen einen gefälligen, freundlichen Mann, einen ausgeübten Bergführer kennen, der mit Stolz von seinen vielen Fahrten in allen Teilen der Alpen mit Herrn aller Länder

erzählt und nun gewissenhaft seines Amtes maltet. Wir zahlen gleich die Hüttengebühr voraus und ziehen dann, mit Wünschen und Ratschlägen dieses wackeren Mannes versehen, die staubige Landstraße talein. Es sind wirklich dreiviertel Stunden bis zur Talgabelung, wo wir dann vor der Brücke das Sträßlein verlassen und nun endlich aufwärts steigen. Im Talgrund zur Linken sehen wir wieder die Berge der Gelasgruppe fast noch im Winterkleid. Dorthinein könnte man noch ein gutes Stück mit dem Wagen fahren. Ungeheuer steil sind nun die Hänge, die links und rechts unseren Weg begleiten. Ein wenig erinnert mich die Landschaft an die Schobergruppe. Wir stapfen wohl etwas träge und doch von jener Spannung erfüllt, die uns Bergsteiger immer erfasst, wenn wir uns unbekanntes Bergland betreten, aufwärts. Dann und wann ist am Weg ein Etwas, was eine blühtige Alphütte vorstellen soll. Nun zeigen sich schon im Hintergrund des Tales die ersten Gipfel, die freilich keinen großen Eindruck auf uns machen. Wo aber zur Rechten und Linken droben auf den Graten mächtige Türme reiten, da schaut es schon recht hochalpin aus.

Endlich kommen wir in eine Talmulde, die vom großen Robina-See ausgefüllt wird, der einsam und ruhig vor uns die Berge wieder spiegelt. Ein wenig hilflos schauen wir nach dem Weiterweg. Mit einer engen, ungangbaren Schlucht, durch welche die Robina mit einem mächtigen Wasserfall niederbraust, scheint das Tal zu enden. Etwa vierhundert Meter höher muß wieder ein Talboden sein, aber rechts sind nackte Felsen, links ein mit dichtestem Buschwerk bewachsener, schrofiger Steilhang. Eine Weile tasten wir und freuen uns schon jetzt auf die Hütte. Dann aber führt uns der Weg rund um den See und nun geht es doch hinein in den Busch. Wer hätte den wunderschönen Weg dort drinnen vermutet? So ziehen wir unbeforgt dahin, schauen hinüber zu den stürzenden, brausenden Wassern, die den Abend mit ihrem Getöse erfüllen und hinauf zu den wilden Graten in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne. In schönen Lehren geht es hinan, endlich haben wir den Anstieg unter uns, und jetzt steht hoch oben zur Rechten unser Ziel, die Argenterra. Aber einer gewaltigen Steilstufe, die jetzt ihren Durchstieg nicht erkennen läßt, liegen sanfte Böden und darüber das breite, vielgipfelige Felsgerüst. Nun, so winterlich, wie man es uns im Tale geschildert hatte, schaut es ja gerade nicht aus, aber der ganze Berg stellt an sich schon ein gewaltiges Massiv vor. Daran aber schließen sich im Halbkreis mächtige Felsgestalten und es tut einem die Wahl weh, wenn man Pläne machen will. Da wir auf einem Miegel stehen, der vom Bach tief durchschnitten ist, müssen wir zum Talboden, in welchem die Hütte stehen soll, hinuntersteigen. Und richtig, auf einem Felskopf, der aus der tiefen Mulde hervorragt, können wir sie entdecken. Rasch eilen wir hinab, kläffend springen uns die Hunde von der benachbarten „Alm“ entgegen und fleischen die Zähne, eiligst überschreiten wir den Bach und werfen endlich erleichtert die Rucksäcke ab. Aus der Hütte tritt ein Mann, der uns freundlich begrüßt. Er ist ein Italiener, der uns gleich erzählt, daß er mit seiner Frau hier heroben nun schon eine Woche haust, um Bergfahrten zu machen. Die Ausstattung für einen ganzen Haushalt scheint er mitgenommen zu haben. Wie wir bald merken, ist er ein guter Kenner dieses Gebirges und scheinbar auch ein recht guter Bergsteiger. In der Hütte drinnen bereitet seine Gattin das Abendbrot und deckt dazu sauber den Tisch, das weiße Tischtuch und die Servietten dürfen dabei nicht fehlen. Er zeigt uns noch unseren morgigen Weg, erzählt von den Bergen ringsum und wir erfahren, daß er für den anderen Tag einen Träger bestellt hat, der den ganzen Haushalt ins Nachbartal übersiedeln soll, wo er wiederum bleiben will. Das alles erzählt er, bevor wir noch richtig eingetreten sind. Die Hütte ist zwar klein, aber alles ist blühsauber und was man wirklich braucht, reichlich vorhanden. Ja, es paßt alles genau zu dem Bild, das wir uns von Signor Castellano gemacht haben. Auch wir bereiten unser Abendessen, wobei wir freilich vom Deden der Tafel Abstand nehmen und bald ist es recht behaglich im kleinen Raum. Dann legen wir uns aufs Lager neben der Küche. Noch lange packt das Ehepaar zusammen, aber fast geräuschlos, um uns ja nicht zu stören.

Der andere Tag sieht uns schon früh auf, aber unsere Hüttengenossen sind schon beim Aufbruch und erwarten den Träger. Das Wetter scheint nicht gerade unfreundlich, aber

doch lange nicht so eindeutig, wie wir es gewünscht hätten. Es ist schon heller Tag, wie wir losziehen. Einige Zeit folgen wir dem Serpentinweg, der zum Col del Chiapaus führt. Er ist wohl ausgebaut und man merkt gleich, daß es sich um einen alten Militärweg handelt, sind wir doch im engsten Grenzgebiet. Dann wenden wir uns auf Steigspuren nach links, dem Steilabsturz zu, über welchem die Böden unter unserem Gipfel liegen. Wir sind ehrlich gespannt, wie wir da hinauf kommen sollen. Und wieder werden wir auf das Angenehmste überrascht. Nur noch wenige Schritte über eine steile, felsige Wasserinne hinweg muß man noch von Steigspuren sprechen, dann beginnt ein Pfad, von dem man meinen möchte, er sei in den Berg gesprengt. Da gibt es nun lustige Ecken und Bänder, und ich glaube es gerne, daß die junge Frau, die nun wohl schon hoch am jenseitigen Berghang aufsteigt, davon stark beeindruckt war und sich ans Seil nehmen ließ. Aber unser Steiglein führt nun unfehlbar und sicher über die Abgründe empor. Erst dort, wo wieder die Nasenböden, da und dort von Schrofen durchzogen, in mäßiger Steigung höherleiten, verliert es sich allmählich. Aber wehe dem, der etwa im Nebel abwärts steigend, seinen Anfang nicht finden könnte. Da sich die Berge im Umkreis Nebelhausen überstülpen, setzen wir vorsichtshalber zwischen den schon bestehenden, neue Steinbauben. Unser Berg ist aber noch frei und so gelangt es, uns zurechtzufinden. Lange wandern wir schon aufwärts und kommen auf eine Terrasse, auf welcher wir das *Bivacco Cors* vermuten. Aber alles Umschauen ist umsonst. Weiter steigen wir über einen steilen Hang gegen links zu einen Gratrücken und etwas untermittelt stehen wir bei der winzigen Hütte. Wer bis da herauf die im Führer angegebene Zeit von fünfviertel Stunden braucht, der muß bessere Zungen haben als wir. Behaglich ist das Häuschen gerade nicht; wie eine größere Hundehütte sieht es aus, etliche Heueste liegen am Boden, aber mit einem Schlaffack läßt sich dort die Nacht sicherlich gut verbringen. Eine Weile rasten wir und sehen mit Unbehagen, daß auch die nächsten Berge von den ziehenden Nebeln gestreift werden. Wir wenden uns weiter links hinter den Grat, der vom höchsten Gipfel vor uns niederzieht und hier liegt auch noch Schnee. Aber er ist heute gutartig und nicht so vereist, wie ihn uns der Italiener beschrieben hatte, denn die Nacht war nicht allzu kalt. Es geht durch eine steile Mulde, die oben in glatte Platten übergeht und nach rechts querend erreichen wir den Gratrücken, an dessen unterem Ende das Hüttchen steht. Gegen uns zu ist er wenig ausgeprägt, auf der anderen Seite aber bricht er mit mächtigen Steilwänden ab. Der Felskamm ist keineswegs schwer, aber recht plattig, Hubert kann mit seinen Nagelschuhen kaum einen Halt finden und muß recht vorsichtig gehen. Man bleibt nun nur so lange auf diesem Rücken, bis man wieder nach links in die oberste Mulde queren kann. Diese ist vollkommen von Schnee erfüllt, der steil bis in die ringsum emporstehenden Wände hineinzieht. Er ist hier auch heute noch ziemlich hart, so daß wir Stufen schlagen müssen. Da sehen wir vom Gipfel herab eine ganze Reihe von Bergsteigern kommen, die sich in der steilen Wand verblüffend rasch abwärts bewegen. Bald sehen wir sie, bald verschwinden sie auf fast unerklärliche Weise und wandern dann offenbar auf einem Band ganz gegen links hinaus, wo die Wand am niedrigsten ist und der Schnee am weitesten hinaufreicht, wohin auch wir gerade unsere Stufenleiter bauen. Über einige Felsen steigen wir zum Sattel unter dem Westgrat unseres Berges. Dieser strebt im kühnen Schwung mit gelben Wänden empor. Da sehen wir nun auch, wie sich das Band, gegen Osten stetig steigend, wie ein tief eingesprengter Weg emporzieht. Nur dann und wann ist es unterbrochen. Es ist ein fast einzigartiger Weg, der da hinaufleitet, nicht zu versehen, denn drüber und drunter sind glatte Steilwände. Mittlerweile hat sich das Wetter verschlechtert, auch die Argentera hüllt sich in eilig ziehende Nebel und bald beginnt es zu regnen. Unter einem Überhang, geschützt gegen Steinschlag, schlüpfen wir in den Zeltack und warten einmal. Wie nach einer Weile der Regen aufgehört, gehen wir weiter, immer schräg aufwärts und sind gerade unter einem schönen Dach, wie es wieder zu plätschern beginnt. Fast genau bis zu uns reicht der Nebel und gespenstisch steigt die gelbrote Steilwand mit mächtigen Pfeilern in ihn hinein. Das ist nun eine wunderliche Raft geworden. Wir sind schon höher als alle Gipfel ringsum und blicken durch einen graublauen Dunst weit auf die Berge rundum und hinaus ins Land. Vom Meer

her aber kommen die Nebel geflogen. Nicht langsam und träge, sondern in rasender Jagd. Man glaubt, sie müßten bald vorüber sein, aber immer wieder kommen neue Schwaden gezogen, immer wieder neue, endlose Wogen, endlos wie das Meer. Und der Sturm, der sie treibt, orgelt wild in den Wänden, bricht sich fast wie Donner dort oben über uns. So oft ich auch im bösesten Sturm gestanden bin, nie habe ich ihn so lärmend, brausend und brüllend die Felsen umtosen gehört wie damals. Dabei wurden wir selbst vom Wind kaum getroffen, was aber über uns war, schien das Inferno. Ich fürchte sehr, daß wir heute den Gipfel nicht zu erreichen vermögen, daß uns der Sturm hinausschleudern würde, sollten wir es wagen, sein Reich zu betreten. Und ohne Ende jagen die Wolkensäcke von Südwesten über uns weg gegen Nordosten. Allmählich aber hebt sich der Nebel ein wenig, streift nur mehr den Grat über uns und es ist so, als ob der Wind allein das Draußen nicht hätte verursachen können, denn jetzt ist es fast still geworden über uns, obwohl wir keinen Unterschied in der Geschwindigkeit der jagenden Wolkensäcke feststellen können. Da ist nun die Zeit für unseren Weiterweg gekommen. Jetzt wird aus dem Band eine Rinne, die steil aufwärts zieht. Auch sie bietet keine Schwierigkeiten. Sie macht einen rechten Winkel gegen den Gipfel zu. Jetzt nahen wir uns dem Grat, jetzt faßt uns der Wind, aber er ist nicht anders, wie schon viel hundertmal zuvor. Noch einige Schotzen und wir stehen oben, das Ziel ist erreicht.

Freilich, wir könnten gerade so gut auf einem Heimatgipfel stehen, denn Nebel schaut in den Seealpen nicht anders aus wie im Karwendel. Aber hin und wieder öffnet sich doch ein Spalt im grauen Gewoge und dann sind es fremde Berge, die wir erschauen, dann sind es fremde Höhenzüge, die wohl gegen das Meer zu streichen. Einmal glauben wir sogar, daß die Sonne durchbringt, und denken an und Blizgefahr und Gewitter. Wie aber der Nebel wieder dichter wird, steigen wir ab. Die Rinne hinunter, das Band entlang, über das Schneefeld hinab, über den plattigen Gratflächen auch. Wie wir gegen das Bivacco kommen, öffnet der Himmel vollends seine Schleusen und nun sind wir herzlich froh über den Unterstand.

Als wir dann nach dem letzten Abstieg zur Hütte kommen, ist es ringsum grau. Zwei Franzosen aus Marokko sind nun angekommen, die am Herd hantieren. Das Wasser haben sie verbraucht, ohne daran zu denken, neues zu holen, überall liegen ihre Sachen herum, sogar von unserem Lager haben sie die Decken weggenommen und unsere zurückgelassenen Sachen müssen wir erst suchen. Obwohl es Leute sind, die offenbar viel wandern, gehören sie keinesfalls zu jener Sorte, die man gerne als Hüttengefährten begrüßt. Aber auch dieser Abend vergeht. Am anderen Morgen sind sie schon früh am Weg, obwohl der Regen gleichmäßig niederrieselt.

Am Vormittag wird es etwas heller und wir beschließen, wenigstens einen Vorstoß zu unternehmen. Leider findet sich Huberts Windsacke nirgends mehr, wir stellen die ganze Hütte auf den Kopf, aber es ist umsonst. Er nimmt es verhältnismäßig gelassen hin, ich aber habe einen richtigen Groll. Ein verpaßter Hüttenabend, dieser unerfreuliche — sagen wir Verlust und Sauwetter obendrein, das geht zu weit! Trotzdem ziehen wir endlich los und steigen einmal hinauf zum Lago di Brocan. Er ist ein wunderbarer, blauer Bergsee, in einer gewaltigen, ernsten Landschaft. Steil streben ringsum Grate und Wände empor und wiederum täte uns die Wahl weh, wenn . . . ja wenn ein besseres Wetter wäre. So aber sind wir ganz bescheiden und erwählen uns den leichtesten von allen Bergen ringsum. Es ist die Cima di Ghilie, die noch dazu den Vorteil hat, ein Knotenpunkt zu sein, wenn es etwa doch noch aufhellen sollte. Hinaufkommen aber würden wir dort auf jeden Fall.

Man merkt es auch hier, daß wir im Grenzgebiet sind. Ein einst wohl sauber eingehaltener, breiter Maultierweg führt von einem jetzt verfallenen Gebäude, das auf einem Hügel über dem See steht, talein und steigt in schönen Kehren am südseitigen Hang empor. Solange er geradeaus führt, folgen wir ihm, dann wenden wir uns rechts und weiter der großen Mulde unter unserem Berg zu. Die Nebel haben sich nun ein wenig gehoben, ja, sogar ein Sonnenstrahl bricht durch. So wenden wir uns mehr gegen die Cima di

Brocan zu, um allenfalls bei wirklicher Wetterbesserung diesen Gipfel besteigen zu können. Uns zur Rechten steigt in gewaltigen Felswänden der Strebepfeiler des Baus empor. Fast könnte er uns locken, aber er macht einen so abweisenden Eindruck, daß wir das Liebegeln bald lassen. Die Berge zur Linken sind ebenfalls düstere Gefellen mit steilen Wänden und scharfen Graten und Kanten, meist formschöne Gestalten. Dort klettern zu dürfen wäre verlockend, aber wir sind eben schon zwei bescheidene, alte Herren, die froh sind, wenigstens irgendwo sicher hinaufzukommen. Auf und ab heben und senken sich die Nebel, man sieht gar nicht recht in die Talmulde zwischen Brocan und Baus hinein, weit vor uns aber erkennen wir über den Schneefeldern eine steile aber sicher harmlose Bergflanke und der Grat wie auch der runde Gipfellopf der Ghike ist durch den Nebel eben noch auszunehmen. Also doch dem schon einmal gewählten Ziele zu, das ist uns sicher. Wir wundern uns nur, wie lange wir aufwärts steigen müssen über Rasen, Geröll und Schnee bis wir an der letzten Flanke sind. Die hat nun freilich von Weitem auch viel besser ausgesehen, wie sie nun wirklich ist. Man muß sich den Durchstieg schon richtig festlegen, will man nicht ins Gedränge kommen. Trotzdem ist dann aber das letzte Stück hinauf zum Grat nicht nur überaus steil, sondern auch derart morsch, daß man bisweilen fürchtet, mit mächtigen Brocken in einer Steinlawine talwärts zu fahren. Doch auch das ist endlich geschafft und nun sind wir verwundert nicht auf einem scharfen Grat, sondern auf einer breiten Hochfläche zu stehen. Manchmal erhaschen wir einen Blick auf den Baus oder den Brocan, ja selbst die Argentera können wir manchmal durch die wallenden Schleier erkennen. Ein scharfer Wind pfeift hier heroben, so daß die erwünschte Rast bald abgebrochen wird. Der Hang zum Gipfel hinauf ist eigenartig. Anderswo würde man einen Schotterhaufen annehmen. Hier sind es aufgetürmte, aufgeschichtete und wieder durcheinandergeworfene Felsplatten, meist halb so groß wie eine Tischplatte, die ihn bedecken. Da wir aber hinanstiegen, kommen wir schon in die dichte Nebelschicht, die jetzt fast unbeweglich auf den Gipfeln sitzt. Von oben aus erkennen wir, daß ein scheinbar furchtbar zerzackter, wilder Felsgrat gegen den Brocan zu streicht. Freilich wissen wir nicht, was uns der Nebel verzerrt vorgaukelt. Doch daß gewaltige Wände gegen Westen ins Kar niederbrechen, vermag man mit Sicherheit zu erkennen. Wir sehen bald ein, daß wir hier oben nichts zu hoffen haben. Während Hubert zum Sattel zurückkehrt, quere ich ein wenig nach Westen zu einer Ecke hinaus in der Hoffnung, von dort mehr zu sehen. Viel war es ja nicht, dennoch scheint es mir, es habe sich gelohnt. Hin und wieder sehe ich den verlockenden Aufbau der Caire d'Ugnel, sehe die Wände des Brocan und einmal — es muß wohl so sein — weit draußen im Südwesten eine schillernde Meeressucht. Tiefer sinken wieder die Nebel, da scheide ich zurück zum Gefährten. Wir steigen den gleichen Weg hinab, den wir gekommen sind, wir sitzen am See und wandeln zur Hütte. Dort ist inzwischen eine ganze Gesellschaft junger Leute gekommen, die aus der nächsten Umgebung mit ganzen Buschen duftender Minzen einkehren. Als wir schlafen gegangen sind, hören wir sie noch ihr gemeinsames Abendgebet verrichten, dann legen sie sich zu uns aufs Lager. Spät in der Nacht kommen noch ein Bursch und ein Mädel. Lärmend kochen sie draußen, schauen in unseren Lagerraum, wo es ihnen aber offenbar nicht paßt und ziehen sich endlich in den kahlen Raum zurück, der über uns liegt. Wieder nimmt das Lärmen kein Ende. Fluchend fordere ich — leider auf Deutsch — Ruhe. Eine Zeit lang ist es still, dann beginnen sie broden irgendwelche Steine auf den Boden zu werfen, schütten sogar Wasser auf den Boden und ich höre den Burschen auf die „Germani“ schimpfen. Ist wohl Einer, der aus einem benachbarten Dorf stammt, das während der Besetzung einiges zu erdulden hatte. Ich möchte keine Auseinandersetzung und tue daher so, als ob ich nichts hörte. Da sie nach ihrem Reden anderen Tages auf die Argentera wollen, müssen sie wohl früh auf und dann will ich mit dem Burschen sprechen. Trotzdem kann ich die längste Zeit nicht einschlafen. Als es schon hell ist, erheben wir uns, um unseren See zu kochen. Mein die beiden Oberstockbewohner lassen sich nicht blicken. Wir müssen heute talaus und wollen noch als Abschluß auf die nahe Punta Ciamberline, welche der Seealpenführer des CAS besonders empfiehlt.

Während wir gegen den Passo Fenestrelle auf gutem Weg emporkriechen, trifft endlich die Sonne die Berge ringsum. Und jetzt erlebe ich ein Farbenschauspiel, das ich nie gesehen, nie erlebt habe. Tiefblau ist der Himmel, schon jetzt, am frühen Morgen, reingefegt von allen Wolken. Die steilen, turmgekrönten Wände der Argentera aber scheinen glühendes Eisen geworden zu sein. Ich weiß, wie oft dieser Vergleich gebraucht wird, aber diesmal scheint es Wirklichkeit, nicht mehr ein Vergleich zu sein. So rot, wie das Eisen im Feuer wird, daß man förmlich meint, es würde durchsichtig, so rot und so glühend steht nun die Felsmauer der Argentera vor dem blauen Himmel im Morgenlicht. So wirklich, so unheimlich wirklich. Nie werde ich dieses Bild vergessen, leuchtend blau, glühend rot, ohne Trübung rot wie glühendes Eisen. Nur langsam verliert es die heiße, die glühende Helle, wird wie das Morgenrot, das wir so oft bewundert haben und wird endlich der rote Fels im hellen Sonnenschein. Einmalig, unvergleichlich.

Jetzt verlassen wir den Steig, mühen uns über steiles Gras, harten Farn und Geröll aufwärts. Steil steht im Hintergrund der Karmulde die Punta Ciamberline. Ein wilder Grat zieht von ihr nach Süden, wirft noch einen letzten Gipfel auf und sinkt dann jäh herunter. Etwas mühselig erreichen wir die Scharte am Nordostgrat des Berges und dann steige ich über steile, rasendurchsetzte Platten empor. Überall blüht in ganzen Büscheln die Edelkraute. Mein Anstieg ist schlecht, ich quere zurück zum Grat und über ihn erreiche ich den Gipfel. In haltlosen Fluchten von mehr als tausend Metern stürzt er nieder zum blauen Rovinasee. Es ist ein gewaltiger Tiefblick da hinunter. Weit hinaus in die Poebene geht der Blick, darüber weg zum Wallis mit seinen lieben Bergen, dort drüben, das muß der Monte Bisio sein, der Montblanc, im weiten Bogen beschirmen die Großen die fruchtbare Ebene. Freilich gegen Nordwesten und Westen verdecken die höheren Berge der Seealpen die Sicht. Aber ihre stolzen Grate und Wände können wir bewundern und sehen auch offen ausgebreitet die schönen Gipfel des Südtalles unserer Gruppe. Wie schade, daß wir solches Wetter nicht an den vergangenen Tagen hatten. Nun müssen wir ja Abschied nehmen, denn uns ruft eine Vereinbarung nach Aosta, um dort schließlich unsere Urlaubsfahrt in Sturm und Regen zu beenden.

Beim Abstieg kann ich es mir nicht versagen, ein wenig die Felsen am Wegrand anzugreifen. Was ich da sehen muß, macht mir den Abschied doppelt schwer. Daß es nur überhaupt so ein Gestein geben kann! Rau und eisenseft ist jeder kleinste Griff in steiler Wand. Es lohnte sich, dort klettern zu gehen. Jetzt begreife ich auch den Italiener, der uns die *Caire d'Agnel* so empfohlen hatte. Es hilft nichts, wir müssen hinab, wir ziehen talaus, vorbei am See, an grünlich schillernden Badewannen im Rovinabach. Zahlreiche Menschen begegnen uns und fast alle tragen große Körbe voll Früchte, Salat und weiß Gott, was alles, um droben am See ein geruhjames Mahl halten zu können. Wir wundern uns nur, daß sie die schweren Lasten den langen Weg am Arm zu tragen vermögen. Ost blicken wir zurück und im Ausschnitt des Tales grüßt uns bis fast an sein Ende unser gestriges Ziel, die, ach so bescheidene *Cima di Ghille*. Endlich erreichen wir die Straße und wie wir so, stumpfsinnig schon, in der brütenden Mittagshize dahinwandern, fährt uns ein gedeckter Lieferwagen vor, bleibt stehen und wir werden eingeladen, bis *Entraque* mitzufahren. Das konnte uns wohl auch nur hier passieren und voll Dank steigen wir auf. Beim wackeren Hüttenwirt liefern wir dann den Schlüssel ab, erzählen ihm unser Erlebnis mit dem Burischen auf der Hütte und er ist darüber fast mehr ergrimmt als wir und verspricht sich den Mann auszuleihen, wenn er ihn ertwischen sollte. Eilig gehen wir dann zum Marktplatz, um ja noch den *Autobus* zu erreichen. Aber, o Jammer, er geht gar nicht um zwei Uhr, wie es im Fahrplan steht, heute gehe er erst am Abend, weil Sonntag sei. Wir lungern herum, trinken abwechselnd Wein und Kaffee und wissen schließlich schon wirklich nicht mehr, wie wir die Zeit totschlagen sollen. Es gibt nicht einmal ein schattiges Plätzchen zum Hinlegen und in der Sonne verbrennt man schier. Aber allen Fahrplänen zum Trotz kommt auf einmal doch so ein Behüsel, das in keinem Fahrplan steht, von dem niemand im ganzen Dorf etwas weiß und der Lenker teilt uns dazu noch mit, daß das ein ganz normaler Sonntagskurs sei. Man soll in diesen Gegenden nie die Hoffnung fahren lassen, es kommt immer

anders als — es geschrieben steht. Wieder schauen wir zurück zur Maladetta, hinauf zu den grünen, steilen Vorbergen, dann kommt die Ebene und Cuneo, die Stadt am Hügel über den fruchtschweren Gefilden.

Nicht viel haben wir von den Seealpen gesehen, aber doch so viel, daß wir wenigstens einen Begriff von ihrer Art haben und daß wir wissen, daß auch diese Berge sehr wohl bestehen können im weiten Alpenkranz. Bliebe mir noch Zeit, möchte ich sie gerne wiedersehen.

Anschrift des Verfassers: Dr. Karl Krall, Innsbruck, Karmelitergasse 12

Ischo Dyu 1954*

Einleitung

Herbert Lichy

Der Verlauf der österreichischen Ischo-Dyu-Expedition 1954 und die Besteigung des Gipfels werden hier von Dr. Helmut Heuberger und Ing. Sepp Föchler erzählt. Ich kann mich daher auf einige Erfahrungen und Gedanken beschränken, die dieser Expedition zugrunde liegen.

Der Plan, den 8153 m hohen Ischo Dyu zu „versuchen“, entstand im frühen Winter 1953 im westlichsten Nepal. Ich war damals, von nur vier Scherpas begleitet (darunter Pasang Lama, Abchiba und Ghessen, die mit uns auch zum Ischo Dyu gingen), vier Monate quer durch das westliche Nepal unterwegs. Wir legten eine Strecke von etwa 1000 km zurück und bestiegen erstmalig drei Sechstausender. Trotz der Kleinheit unserer Gruppe und der Sparsamkeit unserer Ausrüstung waren wir recht schlagkräftig.

Aus diesem Gefühl heraus hat Pasang an einem träumerischen Abend den Ischo Dyu als nächstes gemeinsames Ziel vorgeschlagen. In zwei oder drei Tagen würden wir die indische Grenze erreicht haben und die Monate der gemeinsamen Abenteuer und Gefahren würden zu Ende gehen. Wir waren alle recht traurig und wünschten, daß wir noch einmal so wie jetzt gemeinsam unterwegs sein könnten.

„Ich weiß einen hohen Berg“, sagte Pasang damals, „wir können ihn machen“.

Er meinte den Ischo Dyu und erst viel später las ich die bisher bekannten Einzelheiten dieses Achttausenders. Anscheinend hatte Pasang recht — es war ein Gipfel, den man vielleicht mit einer kleinen Gruppe bewältigen konnte.

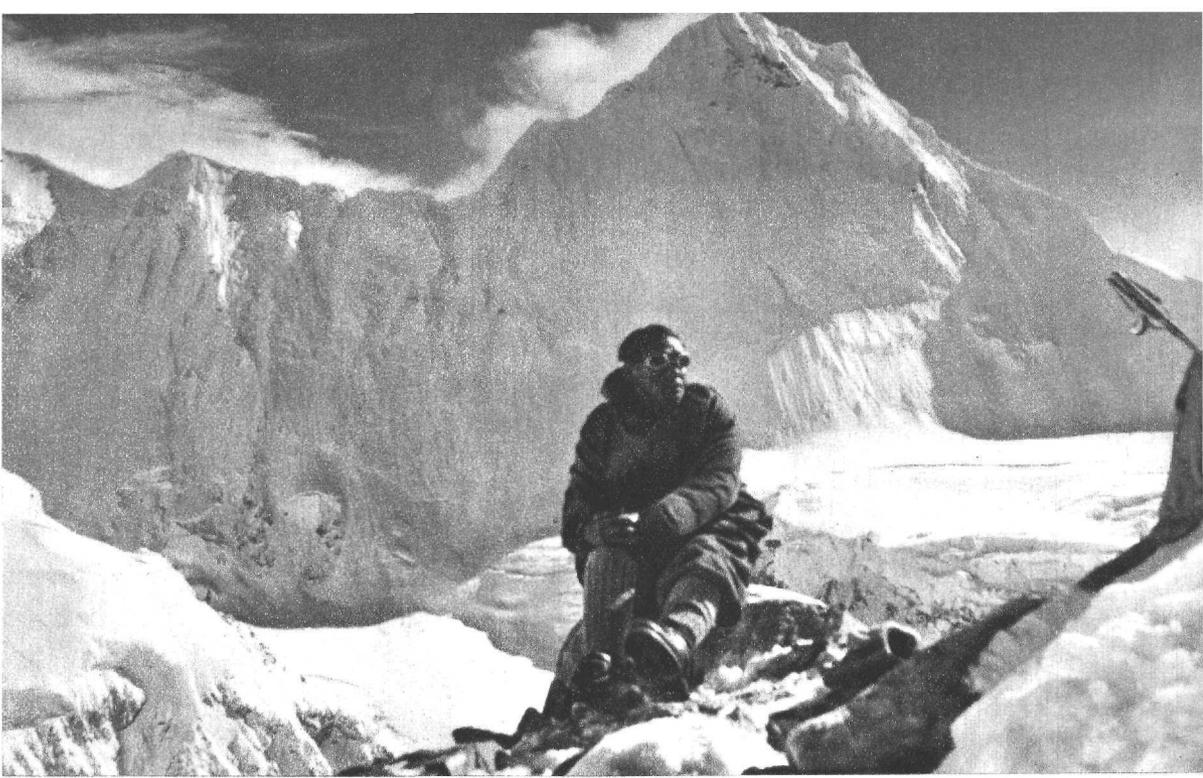
Das war mir wichtig. Mein Standpunkt dem Bergsteigen im Himalaya gegenüber war wahrscheinlich dem anderer Expeditionen sehr verschieden, und ich wollte meinen Standpunkt nicht gerne aufgeben. Der Ischo Dyu erschien mir eine Möglichkeit, ein hohes Ziel und geringe Mittel zu vereinen.

Kein Bergsteiger im strengen Sinn des Wortes maße ich mir nicht an, die Vorbereitungen und die Durchführungen anderer Expeditionen als übertrieben zu bezeichnen. Aber ich habe als Einzelgänger lange Zeiten im Himalaya verbracht; ich war monatelang nur mit eingeborenen Freunden unterwegs und habe mit ihrer Hilfe Höhen von mehr als 7000 m erreicht; wir hatten fast ausschließlich von den Nahrungsmitteln der seltenen Ortschaften gelebt — ich glaubte also, daß diese Art des Bergsteigens, vielleicht ein wenig abgemildert, auch für einen Achttausender anzuwenden sei.

Unsere Expedition wurde nach der Rückkehr von der Tagespresse als die „kleinste“ bezeichnet, die jemals einen Achttausender eroberte. Wir waren nur drei Europäer und hatten 926 kg Ausrüstung mit uns (das Holz der Kisten mitgerechnet). Wahrscheinlich waren wir die kleinste Expedition.

Vielleicht kann man unsere Ausrüstung so beschreiben. Wir hatten alles, was eine Notwendigkeit bedeutet; wir hatten nichts von dem, was einen Luxus darstellte. Nur während des eigentlichen Gipfelversuches lebten wir von Konserven, sonst meist ausschließlich „vom Lande“.

* Einen ausführlichen Bericht über die Expedition bringt das Buch: Herbert Lichy, Ischo Dyu — Gnade der Götter. Ullstein, Wien, 1955. — Die übliche englische Transkription der Namen wurde im folgenden so weit verändert, als es für eine richtige deutsche Aussprache nötig erschien. H. Heuberger.

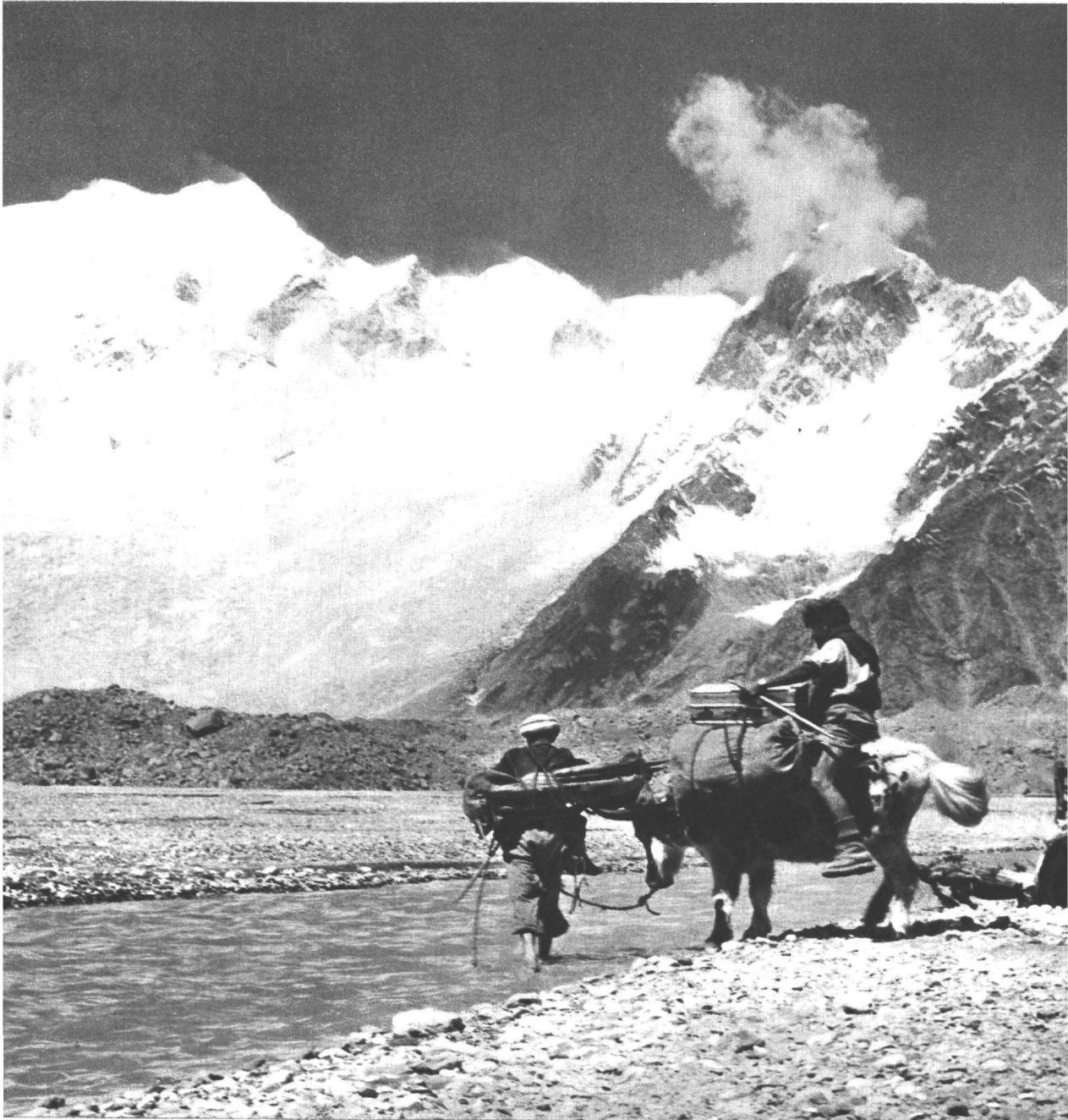


Ischo Dyu: P. 7200 südwestlich des Ischo Dyu. Pasang zwischen Hauptlager und Lager I Aufn. Österr. Ischo Dyu-Expedition



Aufn. Österr. Ischo Dyu-Expedition

Ischo Dyu: Abstieg vom Lager III über den Westgrat des Ischo Dyu. Blick nach NW über P. 6100, den Rhettrafgletscher und den umwölkten Ischo Rapfang auf die Laptschekang-Berge



Aufn.: Döhre

Karakorum: Die „Waturamauer“ mit den höchsten Spitzen. Im Bilde rechts der von uns erstiegene Hochgipfel

Diese Art des Lebens zwang uns zu einem engen Kontakt mit den Eingeborenen, aus dem sich eine gute Freundschaft entwickelte. Wir haben die Mitarbeit der Scherpa — und sie können sehr aufopfernd sein — wahrscheinlich in einem größeren Maß genossen als andere Expeditionen. Sie — besonders Pasang — leisteten mehr, als man für einen täglichen Trägerlohn erwarten durfte.

Wir bemühten uns, die technischen und organisatorischen alpinen Fähigkeiten des Europäers dem Himalaya nicht aufzuzwingen, sondern unsere Ambitionen und Pläne dem Rhythmus dieses Gebirges einzugliedern.

Wenn wir damit Erfolg hatten, glaube ich, daß es kein reines Glück war. Glück und Pech — wie immer man dieses Schicksal oder diesen Zufall nennen will — waren in unserem Fall etwa gleichmäßig verteilt.

Natürlich war der Gipfel unser Ziel. Aber auch ohne diesen Erfolg hätten wir drei — so hoffe ich — die Bekanntheit mit einer fernen Welt und die Erinnerung an eine harmonische Zeit nach Hause gebracht. Diese Erinnerung erschien mir wichtiger als der erreichte Gipfel eines Achttausenders, dessen Glanz durch Streit und Disharmonie verdunkelt wird. Da der „erste“, der „höchste“ und der „deutsche“ Achttausender bestiegen waren, blieb es nur eine Frage der Zeit, wann die anderen hohen Gipfel fallen würden. Sie waren keine Ziele mehr, die Extreme der Leidenschaft und der Ausrüstung herausfordern durften; sie waren nur mehr Prüfsteine, an denen man geringere — wenn man so sagen kann: bergsteigerische — Mittel anwenden sollte.

Falls uns das gelungen ist, sind weder die Scherpa noch ich dafür besonders verantwortlich, denn wir setzten nur ein Leben fort, das wir schon kannten. Föchler und Heuberger aber, die zum erstenmal im Himalaya waren, haben sich den unerwarteten Gegebenheiten einer solchen Expedition mit einer derartigen Selbstverständlichkeit unterworfen, daß der Erfolg unseres Unternehmens hauptsächlich ihnen zuzuschreiben ist.

Der Berg und der Verlauf der Expedition

Helmut Heuberger

Der Tschö Dhu ist der mächtige Nordwestpfeiler des Mahalangur Himal, der Mount-Everest-Gruppe. 28 km vom höchsten Berg der Erde entfernt schwingt sie sich hier noch einmal über 8000 m auf und senkt sich dann wenige Kilometer weiter westlich tief zum Rangpa La, einem Gletscherpaß (rund 5500 m), über den ein Handels- und Pilgerweg Nepal und Tibet verbindet. Dann biegt der Hauptkamm mit niedrigeren Gipfeln nach Süden und nimmt seine nordwestliche Hauptrichtung erst wieder im Kolwaling Himal auf, dem die herrlichen Siebentausender Menlungise und Gauri Sankar entragen.

Man weiß noch nicht sicher, was der Name „Tschö Dhu“ oder „Tschö Uho“¹ bedeutet. Gewiß stammt er von der Nordseite; hier beherrscht der Berg weithin das Blickfeld; gegen Süden hin versteckt er sich fast. G. D. Dyhrenfurth nahm an, daß es in Wirklichkeit „Tschomo Yu“ (Dyhrenfurth schreibt „Chomo Yu“) heiße². „Tschomo“ wäre mit „Göttin“, „Yu“ mit „Türkis“ zu übersetzen, „Tschomo Yu“ also mit „Göttin des Türkis“. „Tschomo“ hörten wir aber nie heraus, eher dagegen „Tschö Yu“. So ist Dyhrenfurth jetzt für die Deutung „Gott des Türkis“³. Die gleiche Form „Tschöyu“ vernahm auch P. Vittoz⁴, ein guter Kenner der tibetischen und der Scherpa-Namen (Vittoz schreibt: „Ch'oyü“).

¹ Die Form „Tschö Uho“ findet sich im Bericht der Mt.-Everest-Erkundungsexpedition 1921, die sich dem Berg von Tibet her näherte, woher der Name wohl stammt. Siehe E. R. Howard-Bury, Mount Everest. Die Erkundungsfahrt 1921. Deutsch von W. Rüdmer-Rüdmer. Verlag B. Schwabe & Co., Basel, 1922.

² G. D. Dyhrenfurth, Die Göttin des Türkis. Neue Zürcher Zeitung, 13. 11. 1954.

³ Laut freundlicher brieflicher Mitteilung.

⁴ P. Vittoz, Noms de lieux dans la région de l'Everest. Journal (Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen) I/4, 1955, S. 243—248.

„Ch'o“ heiße wahrscheinlich „Religion“ und „hü“ hänge möglicherweise mit dem Scherpa-Wort „hü-ma“ zusammen, dessen Sinn wohl „stützen, verteidigen, stärken“ sei. So empfiehlt Bittoz mit allem Vorbehalt die Deutung „Güter der Religion“. H. Harrer, der mit dem Tibetischen wohl am besten vertraut ist, glaubt auch eher an die Form Tschoyu bzw. Tschö-i-U (Tschö-Gott, U-Haupt, i hält er für eine Umdeutung des Genetivus) und übersetzt „Haupt des Gottes“¹. Damit stimmt im wesentlichen die Deutung der Scherpa überein, wonach Tschö Dhu „Mächtiges Haupt“ heißt. Tschö hat ja auch gleichzeitig diese Bedeutung. Pasang Lama, den ich während seines Europa-Besuches nochmals danach fragte, legte den Kopf wie zum Schlafen in die Hand und sagte „God“.

Auch über die Höhe des Tschö Dhu herrscht noch Unsicherheit. G. D. Dyhrenfurth² entnahm erst dem Werk Burrards und Haydens³ als offizielle Note 26750 ft. = 8153 m. Neuerdings⁴ zieht er die von E. Shipton angegebene Zahl 26867 ft. = 8189 m vor, die auch auf der amtlichen Karte zu lesen ist. Erst eine moderne Neuvermessung wird endgültig klären, ob der Tschö Dhu der sechs- oder der siebenthöchste Berg der Welt ist. Dann wird man auch die Höhe des Rangpa La wissen. Bisher schwankten alle Zahlenangaben um 5800 m. Nach unseren Höhenmessern kann der Paß aber kaum viel höher als 5500 m sein⁵.

Entgegen den Erwartungen⁶ hat es sich gezeigt, daß der Tschö Dhu im wesentlichen aus den kristallinen Schiefen besteht, die auch die Hauptmasse des Mt. Everest bilden. Sie werden von vielen und z. T. mächtigen granitischen Ufern durchschwärmt, die von keiner gebirgsbildenden Bewegung mehr wesentlich deformiert wurden und wohl kaum älter als tertiär sind. Auch jene auffallende Wandstufe, welche die ganze Nordwestflanke in ihrem obersten Teil durchsetzt, scheint noch dazugegehört. Erst die höchste Gipfelhaube baut sich offenbar aus den untersten Gliedern der Mount-Everest-Kalkferien auf. Die Schichten neigen sich leicht gegen Norden.

Nach Süden, Osten und Norden fällt der Tschö Dhu mit hohen Steilflanken ab. Nur an der Nordwestseite ist das nicht der Fall. Ein wenig spielt dabei wohl die Schichtneigung mit. Entscheidend aber ist die geringere relative Höhe dieser Seite. Das Tal des Khetrak-Gletschers, des längsten Gletschers an der Nordseite der Everestgruppe (rund 20 km), ist hier an seinem jetzigen Ursprung am weitesten von der Erosionsbasis entfernt. Die breite Paßfurche des Rangpa La legt außerdem den Schluß nahe, daß das Khetraktal hier einst weiter reichte und von Süden her angezapft wurde⁷. Verlust an Einzugsgebiet bedeutet Schwächung der Erosion. Und weil das Tal vom Tschö Dhu her nahe der Gießscheide wie ein Seitental in die Paßfurche mündet, ist es also in doppelter Weise vor Tiefenerosion geschützt: erstens durch die große Entfernung von der Erosionsbasis und zweitens durch die Verminderung der Erosion im einstufigen Haupttal. Diese Annahmen setzen voraus, daß auch hier wie in den Alpen die Täler zur Hauptsache durch die Flüsse und nicht durch die Gletscher geformt wurden.

¹ Mündl. Mitteilung an Tichy. Siehe dessen Buch „Chö Dhu - Gnade der Götter“, Ullstein, Wien, 1955, S. 10.

² G. D. Dyhrenfurth, Zum dritten Pol. Die Achttausender der Erde. Nymphenburger Verlagshandlung, München, 1952, S. 154.

³ S. G. Burrard and H. H. Hayden, A Sketch of the Geograpy and Geology of the Himalaya Mountains and Tibet. Revised by S. Burrard and A. M. Heron. Delhi, Manager of Publications, 1933.

⁴ G. D. Dyhrenfurth über die Himalajapajson 1954. Der Bergsteiger, 22/6, März 1955, S. 205.

⁵ Wir hatten kleine, bis 8000 m kompenzierte Höhenmesser der Firma Lufft. Im Bereich der Siedlungen verhielten sie sich stets im Sinne der bekannten Werte. Am Tschö Dhu zeigten sie rund 100 m weniger an als die der gleichzeitig anwesenden Schweizer (Firma Thommen). Bis zum Gipfel blieben die Werte unserer Instrumente um 300 m hinter den bekannten zurück. Solche Abweichungen treten erfahrungsgemäß erst in großen Höhen auf. Auf dem Rangpa La lasen wir 5400 m ab. Mehr als 100 m wird man hier noch kaum dazugeben dürfen; dieser Wert leuchtete uns auch ein. Für Lager II nehmen wir einen Fehler von 150 m an, der sich dann nach oben zu, wie angegeben, erst langsam, dann immer schneller steigert (bei Lager IV 200—250 m).

⁶ G. D. Dyhrenfurth, Zum dritten Pol. Siehe Anm. 1.

⁷ Was nicht ausschließt, daß in noch früherer Zeit vielleicht das ganze Khetraktal einmal nach Süden entwässerte.

Den Tschu Dyu kennt man in Europa seit der ersten Mount-Everest-Erkundung im Jahre 1921. Damals erreichte Major D. G. Wheeler Mitte Juli von Tibet her den Mangpa La¹, den zwei Wochen früher schon Oberstleutnant C. R. Howard-Bury, der Leiter der Expedition betreten hatte²; Wheeler nahm vom Westhang des Berges, den wir auf unserer Skizze (S. 91) als 6100 m hoch bezeichneten, also von Nordwesten her das bisher schönste und übersichtlichste Bild des Tschu Dyu auf (siehe Anstiegs-Skizze). Eigentlich hat Wheeler damit bereits den Schlüssel zu diesem Berg geliefert.

In der Folgezeit kamen nur britische Expeditionen an diese Gebirgsgruppe heran. Sie waren ausschließlich auf den Mount Everest eingestellt, und so geriet der Tschu Dyu fast in Vergessenheit. Nach dem zweiten Weltkrieg kam Tibet unter chinesische Herrschaft und verschloß sich gegen die westliche Welt. Dagegen öffnete das bisher für Europäer gesperrte Nepal seine Grenzen. Die Engländer mußten daher einen Weg von Süden her auf den Everest suchen. E. Shipton fand ihn 1951. Er spannte aber das Netz seiner Erkundungen weiter und befaßte sich auch mit dem Tschu Dyu. Eine Gruppe seiner Expedition sah dessen unangreifbare Südostseite. W. H. Murray und E. D. Bourdillon stießen Anfang November von Süden her über den Mangpa La vor, den im Mai des gleichen Jahres der Däne R. B. Parfen auf einer abenteuerlichen Fahrt von beiden Seiten her überschritten hatte³. Der Tschu Dyu zeigte sich nun auch ihnen von der Nordwestseite. „Diese Nordwestseite ist die meistversprechende, die ich je an einem großen Himalayagipfel gesehen habe“, erklärte Murray⁴. Auch einen Nordanstieg hielt er für möglich (richtiger wohl NNW).

Die erste Tschu-Dyu-Expedition entstand aus einer Verlegenheit. Die Briten wollten 1952 den Mount Everest auf dem neuen Weg versuchen. Aber die Schweizer kamen ihnen zuvor. So führte Shipton eine Expedition zum Tschu Dyu. Dazu gehörten E. Secord, A. Gregory, E. D. Bourdillon, R. Colledge, R. E. Evans, G. Pugh (Physiologe) und die Neuseeländer E. B. Hillary, G. Lowe und S. E. Riddiford. Sechs davon nahmen im folgenden Jahr an der siegreichen Everest-Expedition teil.

Für alle Fälle wurde diesmal auch die Südseite des Tschu Dyu erkundet und als ungangbar befunden. Über den Mangpa La läuft die tibetische Grenze. Ungern entschloß man sich, sie zu überschreiten. Das Hauptlager blieb in Dschasamba, dem letzten Rastplatz der Karawanen südlich des Passes.

Der Vorstoß über den Nordwestgrat des Tschu Dyu erfolgte auf dem gleichen Weg, den später wir gingen. Unser Lager I und II deckten sich ungefähr mit Lagern dieser Expedition. Am 10. Mai, dem fünften Tag des Angriffs, wurde der Eisbruch am Ende des Nordwestgrates erreicht. Shipton rechnete für dessen Überwindung und die Anlage eines Trägersteiges zwei Wochen. Er wagte aber nicht, auf tibetischem Boden einen entsprechend starken Nachschubverkehr einzurichten. Es fehlte auch an Material zur Befestigung fester Seile. Und dabei lag viel mehr Schnee als während unserer Expedition, so viel, daß die Lawinengefahr weiter oben vermutlich ein entscheidendes Hindernis gewesen wäre. Außerdem fühlten sich nur Lowe und Hillary wohl. So gab man den Tschu Dyu für diesmal auf. Es ging ja weniger um diesen Berg als um die Vorbereitung auf die folgende und entscheidende Everest-Expedition. — Hillary und Lowe bestiegen anschließend zwei Gipfel nordnordwestlich des Tschu Dyu, die auf unserer Skizze (S. 91) mit 6900 m und 6500 m angegeben sind⁵.

¹ Howard-Bury, siehe S. 81, Anm. 1, S. 268—270.

² Ebenda, S. 66—68.

³ M. Kurz, Mount Everest. Ein Jahrhundert Geschichte. Berge der Welt, 1953, S. 33—34.

⁴ W. H. Murray, The Reconnaissance of Mount Everest. Alpine Journal, November 1952, S. 450. Gute Zusammenfassung über diese Expedition und weitere Literatur: M. Kurz, Himalaya 1951—1952. Berge der Welt 1954, S. 190—199.

⁵ Über diese Expedition: E. Shipton, The Expedition to Cho Oyu. Geographical Journal, 119, 1953, S. 129—137, Diskussion 137—139. — R. E. Evans, The Cho Oyu Expedition, 1952. Alpine Journal, Mai 1953, S. 9—18. — E. P. Hillary and G. Lowe, Exploration and Adventure in the Himalaya, 1952. New Zealand Alpine Journal, 1953, S. 4—37. — Ausführliche Zusammenfassung bei M. Kurz, Himalaya 1951—1952. Berge der Welt 1954, S. 199—203.

Man kannte Dr. Herbert Tichy aus Wien. Vor allem kannte man seine Bücher über Asien, das er durchfahren und durchwandert hat wie kaum ein anderer. Jahrelang lebte er in Indien, jahrelang in China. Und immer wieder hat es ihn nach Zentralasien gezogen, ins Reich der höchsten Berge. Aber obwohl er 1936 an der Guria Mandhata (7728 m) in Südwesttibet mit nur einem Scherpa bis auf 7200 m Höhe vorgedrungen war, obwohl er z. B. 1953 in Westnepal drei stattliche Sechstausender bestiegen hatte, galt er weniger als Bergsteiger, vielmehr als ein einsamer Wanderer, der sich höchstens von einzelnen Eingeborenen begleiten ließ und so anspruchslos lebte wie diese.

So war man doch etwas erstaunt, als bekannt wurde, Tichy wolle den Ticho Dyu besteigen. Noch dazu wählte er aufgrund seiner Erfahrungen in Westnepal die Nachmonsunzeit. Zwar hat dies auch P. Bauer am Kangschendzönga zweimal und ebenso die Schweizer Expedition bei ihrem zweiten Versuch am Mt. Everest, aber sonst bevorzugte man bisher die Vormonsunzeit. In den letzten Jahren gab es mehrfach Auseinandersetzungen über diese Frage. Für die Nachmonsunzeit sprach das beständige Schönwetter, dafür aber fürchtete man Kälte und Sturm im Herbst. Andererseits war jede Frühjahrs-Expedition ein gefährlicher Wettlauf mit dem Monsun. Über die Schnee-Verhältnisse vor und nach dem Monsun gingen die Meinungen auseinander.

Tichy stellte zwar zum erstenmal eine richtige Expedition zusammen, aber die kleinste, die bisher ernsthaft gegen einen Achttausender zog. Als weitere Europäer kamen nur zwei Tiroler dazu: Bauingenieur Sepp Föchler und ich. Föchler kannte man als einen der besten Bergsteiger; er hatte die Eiger-Nordwand und die Matterhorn-Nordwand unter mühslichsten Verhältnissen bezwungen und war der einzige von uns Dreien, der in den Augen der Zünftigen zählte. Ich arbeitete am Geographischen Institut der Universität Innsbruck und war ein leidenschaftlicher, aber nicht extremer Bergsteiger.

Dazu kamen sechs ausgewählte Scherpas, denen Pasang Darwa Lama als Sirdar vorstand, einer der berühmtesten und erfolgreichsten Scherpas. Er hat 1937 mit F. Spencer Chapman den Tschomolhari (7315 m) an der Grenze Bhutan-Tibet bestiegen, und beinahe wäre es ihm und F. Wiehner 1939 geglückt, den Gipfel des N 2 zu erobern. Pasang befand sich mit seinen Leuten eben am Dhaulagiri und erreichte wiederum fast 8000 m. Die Freundschaft zwischen Tichy und Pasang war eine Grundlage des Planes. Dazu kam der alte Himalaja-Kämpfer Abschiba, ein Bruder des Nanga-Parbat-Mannes Ang Tsering. Als Maurice Herzog, der Annapurna-Stieger mit schweren Erfrierungen hinabgetragen werden mußte, tat sich Abschiba besonders hervor. Ferner brachte Pasang seinen Bruder Ang Nyima, seine Söhne Kami Lama und Burbu Ghelsen und seine späteren Schwäger Ghelsen und Pemba Bhutar mit. Tichy sah in den Scherpas von Anfang an mehr als nur Hochträger.

Pasang zählte 43 Jahre, Tichy 42. Biemlich knapp folgten Ang Nyima und Abschiba. Föchler und ich waren 31, die übrigen vier Scherpas Anfang 20.

Noch bevor dies alles feststand und die Vorbereitungen begannen, besaß Tichy bereits die Einreisegenehmigung der Regierung von Nepal — eine entscheidende Voraussetzung. Die nötigen Geldmittel, rund 250.000 Schilling brachte Tichy zu einem guten Teil durch private Spenden, Zeitungsverträge und seine gesamten Wädhereinnahmen selbst auf. Dazu kamen großzügige Sach- und Geldspenden zahlreicher österreichischer Firmen und Gesellschaften und Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln. Auch der Österreichische Alpenverein hat uns mit Geld und Empfehlungen unterstützt, wofür ihm an dieser Stelle besonders gedankt sei.

Herbert Tichy hat eingangs bereits den Grundsatz für unsere Ausrüstung gekennzeichnet. Mit größter Sorgfalt und nach modernen Gesichtspunkten wurden alpine Geräte und Bekleidung ausgewählt, wobei uns der Nanga-Parbat-Mann Runo Rainer wertvoll beriet. — Auf den Einsatz von Sauerstoffgeräten verzichteten wir von vornherein und nahmen nur einen Notvorrat für medizinische Zwecke mit. Bei einem so „niedrigen“ Achttausender erlaubte das die Erfahrung. Die nötige Zahl von Sauerstoff-Flaschen hätte unsere kleine Expedition sehr belastet. — Da kein Arzt mitging, ließen wir uns eine gute

und umfangreiche Apotheke zusammenstellen. — Viel Geld und Gewicht ersparte uns die nur geringe Menge haltbarer Lebensmittel.

Herberts Wohnung glich einem Heerlager. Generalstabschef in der gesamten Vorbereitungschlacht war Frau Inge v. Zimmer-Dehmann. Ohne sie wären wir verloren gewesen. Schließlich standen die 17 Holzkisten gepackt auf der Waage, und obwohl 16 davon für den Schiffstransport noch in zwei schweren Überkisten steckten, wog alles zusammen nicht einmal eine Tonne.

An alles dachte Herbert. Er spürte sogar eine Versicherung auf, die sich auf das zweifelhafte Wagnis mit uns einließ. Man war dort freilich wenig erbaut davon, daß Sepp an Schias litt und ich elf Jahre vorher mit Lungendurchschuß und Rückenmarkstreifschuß gelähmt in Rußland gelegen hatte.

*

Endlich setzten wir uns in Bewegung. Nach 14-tägiger Schiffsreise von Genua aus trafen Sepp und ich am 13. August in Bombay mit Herbert zusammen, der vorausgeflogen war, um uns die Wege zu ebnen. In Delhi stieß Basang zu uns und half uns einkaufen.

In Razaul, der indischen Grenzstation südwestlich von Katmandu, erwarteten uns die übrigen Scherpas. Sie kamen aus Darbschiling, wo in den letzten Jahrzehnten eine ganze Scherpa-Kolonie entstanden ist, denn Darbschiling war früher der Ausgangspunkt vieler Himalaya-Expeditionen, vor allem der Everest-Expeditionen. Die Scherpas sind dort Städte geworden und haben meist irgendwelche Nebenbeschäftigungen angenommen.

Außer unserer ausgewählten Scherpa-Mannschaft gesellten sich hier auch einige Scherpas zu uns, die noch in Solo Rhumbu lebten, der eigentlichen Heimat der Scherpas an der Südseite der Everest-Gruppe. Sie hatten wie auch die meisten andern die argentinische Dhaulagiri-Expedition begleitet und wollten sich auf dem Heimweg als Träger etwas verdienen. Wir nahmen sie gerne als „Scherpa-Kulis“ in Dienst, denn wie auch unsere ausgewählten Leute, plakten sie schier vor Eifer und Unternehmungslust. Damit hatten wir ein erstklassiges „Unteroffiziers-Korps“ unter den Trägern, die wir später in Katmandu anwarben. — Als Kleinsten von uns Europäern überragte ich mit meinen 1,75 m alle Scherpas beträchtlich. Manche waren so klein, daß wir es kaum begriffen, wie mühelos sie mit unseren Kisten umsprangen. — Nur ein einziger hatte noch den langen Zopf um den Kopf gewunden und trug die Halskette aus Halbedelsteinen, das Amulett an einer Schnur um den Hals und die roten tibetischen Luchstiefel mit Ledersohlen; alle anderen waren kurzgeschoren und staken in europäischen Kleidern, meist in kurzen Hosen, welche ihre haarlosen, ungewöhnlich stämmigen Beine freiließen. — Die meisten hielten sich sehr sauber — im Gegensatz zu ihren Stammesbrüdern in Solo Rhumbu.

Etwas mühsam und armselig war die Verständigung. Basangs Englisch klang zunächst für mich mehr nach Chinesisch, kam mir aber bald geradezu perfekt vor im Vergleich zu den wenigen Brocken, mit denen die meisten übrigen aufwarteten. Untereinander redeten die Scherpas gewöhnlich nicht ihre eigene Sprache, die ein tibetischer Dialekt ist, sondern Nepali, die Sprache der Gurkhas, die dem Hindustani nahesteht. Das haben sie sich in Darbschiling derart angewöhnt, daß z. B. Kami seine eigentliche Muttersprache gar nicht verstand.

Der schwierige Landweg von Razaul nach Katmandu war durch außergewöhnlich starke Monjunüberschwemmungen mehrfach unterbrochen, ja selbst die Flugfelder standen unter Wasser. In Birgendsch, der ersten „Stadt“ jenseits der Grenze, saßen die Vertreter der beiden indischen Fluggesellschaften. Dort lag die Entscheidung über unser Weiterkommen. Während der langwierigen Zollverhandlungen fuhr uns der einzige Zug des Tages nach Birgendsch davon. So zogen wir mit drei Ochsenkarren im Königreich Nepal ein. Niemand hinderte uns daran — im Gegenteil, es war schwierig, einen Beamten aufzutreiben, der uns ohne höhere Weisung bestätigte, daß wir die Grenze überschritten hatten.

Obwohl sich am Flugplatz Simra zahlreiche Fluggäste stauten, gelang es uns wie durch ein Wunder, bereits am ersten Flugtag mitzukommen. In 20 Minuten übersprangen wir den natürlichen Festungsgürtel Nepals: die urwaldüberzogenen Schotterflächen des Terai und die zerfurchteten, waldigen Sivalikberge. Und dann kreuzten wir über der Hauptstadt Katmandu, deren verstreute, locker zusammengefügte Teile sich in einem weiten, mit Reisfeldern überzogenen Becken verlieren. Dahinter verbargen mächtige Wolkentürme den Himalaya.

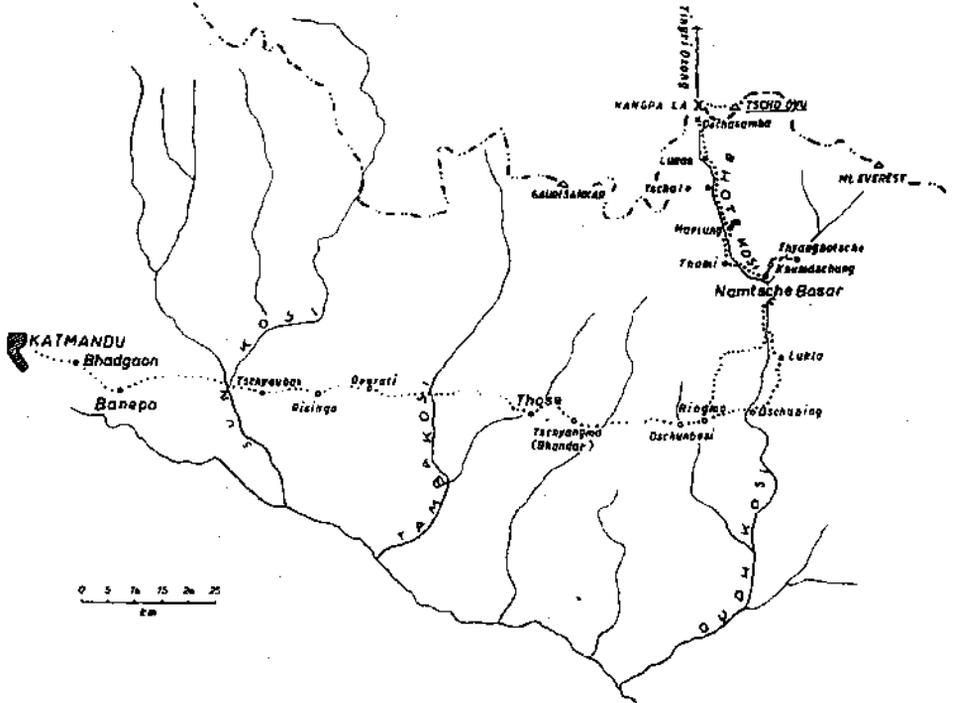


Abb. 1: Der Anmarschweg durch Ostnepal

Nach offiziellen Besuchen, Umpacken, letzten Einkäufen, Anwerbung von Trägern und Geldwechselln brachen wir am 2. September nach Solo Khumbu auf. Wir nützten noch das nepalische Straßennetz bis zum Endpunkt aus und fuhrten mit zwei Lastwagen¹ etwa 12 km weit bis Bhadgaon, einer der alten Fürstenstädte Nepals. Was die Kerwas, die den Tibetern verwandten Stammbewohner des nepalischen Kernlandes, hier an Kunst geschaffen haben, muß jeden Europäer überwältigen. Alles Holz an den stattlichen Backsteinhäusern — Türen, Fenster, Pfosten usw. — ist prachtvolles Schnitzwerk. Nur das Militärager vor Bhadgaon wies auf die Gurkhas hin, die Spartaner Nepals, die seit zwei Jahrhunderten das Land beherrschen. Sie kamen aus den Bergen westlich von Katmandu und sind den zahlreicheren Kerwas kriegerisch ebenso überlegen, wie sie ihnen kulturell unterlegen sind. — Friedlich stehen hinduistische neben buddhistischen Tempeln, weithin kenntlich an den vielstöckigen Pagodendächern. Die Grenze zwischen den beiden Religionen ist hier undeutlich geworden².

¹ Es gibt noch keine Straßenverbindung von Indien nach Katmandu. Bevor die Fluglinien entstanden (1951/52), wurden die Autos von Trägern über die Sivalikberge hierhergeschleppt.

² Die Gurkhas sind strenge Hinduisten, während bei den ursprünglich buddhistischen Kerwas das gleichberechtigte Nebeneinander der beiden Religionen infolge der Zuwanderung aus Indien schon viele Jahrhunderte alt ist.

In Bhadgaon erwarteten uns 40 Träger aus Katmandu. Manche hatten Körbe, wie sie die Bergbauern Ostnepals ebenso wie die unrigen auf dem Rücken tragen, nur nicht mit Schulterriemen, sondern Stirnriemen. Gemeinsam war allen Trägern: der Lenden-schurz, die Matte aus Blättern und Bambusgeflecht als Liegestatt und Regenschuh, der Krückstock, auf den sie im Stehen ihre Last stützten, und der Gestank.

Unser Zug zählte mit den zwölf Scherpa-Kulis, unseren sechs Scherpas, Pasang und uns Europäern 62 Mann. Nicht weniger als acht Leute trugen unsere Silberrupien, die in den abgelegenen Gebieten die einzig anerkannte Währung sind.

Wider Erwarten blieb das Wetter vorerst schön, nur nachts gab es Gewitter. Wir litten sehr unter der feuchten Hitze. Katmandu liegt zwar 1300 m hoch, dafür aber auf der geographischen Breite der nördlichen Sahara. Noch schlimmer wurde es, als wir die fruchtbaren Becken von Katmandu und Banepa hinter uns hatten und 600 m tief ins Tal des Sun Kosi absteigen mußten. Besonders an den unbebauten roten Lehmbhängen, die nur schütteres Gestrüpp und Kakteen trugen, bedeutete jeder schattige Rastplatz eine Erlösung. Meist war es das ungeheure Blätterdach eines uralten bengalischen Feigenbaumes, aus dem die Luftwurzeln niederhingen. Darunter stand gewöhnlich eine gestufte Mauer zum Sitzen und Abstellen der Lasten. Auf dieser Hauptstrecke durch Ostnepal gibt es nur Fußverkehr; nicht einmal Tragtiere sahen wir. Die Wege sind oft sehr steil und in der feuchten Jahreszeit verflucht glitschig. Der Ackerbau hat den Vorrang; auf sanften Hängen tieferer Lagen fanden wir daher nicht immer leicht den Weg durch das nasse Labyrinth der terrassierten Reisfelder. Während der Monsunregen war der Weg stellenweise weggerutscht. Wenn dann gerade senkrecht darunter ein reißender, kaffeebrauner Fluß dahinschäumte, sahen wir den Trägern mit ihren ungesügten Lasten doch etwas besorgt zu.

Eine weitere Bereicherung waren die Landblutegel, die sich von Sträuchern und Bäumen auf uns fallen ließen und auch auf dem Boden dahergekrochen kamen, wo wir standen und saßen. Sie meldeten sich am vierten Tag bei Tschuhaubas und blieben uns bis Solo Rhumbu treu. Streckenweise blutete jeder im Zug an den Beinen. Uns zermürbte vor allem, daß wir fast ständig darauf achten mußten. Vergaß man das, so konnte man sicher sein, daß zwischen den Zehen wieder einer am Werk war; die Tiere verstecken sich nämlich sofort in Schuhen und Kleidern. Ich mußte es z. B. aufgeben, meiner Wissenschaft zuliebe vom Wege abzuweichen und durchs Buschwerk zu streifen. — Auf dem Rückmarsch durch die trockene Herbstlandschaft blieben wir von den Tieren völlig verschont.

Auf unserem langen Weg nach Osten querten wir nun nacheinander alle die Täler, die von Norden her die Schmelzwasser des Himalaya dem Sun Kosi zuführen und damit schließlich dem Ganges. Es war ein ständiges Auf und Ab, mühsam oft, aber immer abwechslungsreich. Auf dieser Strecke gibt es selten breite Talgründe; oft überschritten wir waldbige Schluchten auf etwas zweifelhaften Kettenbrücken.

Das Gehänge war manchmal von unten bis oben eine einzige Riesentreppe von Ackerterrassen. Bis in 1600 m Höhe überwog das leuchtende Grün der Reisfelder, weiter oben herrschte das gelbgrüne Gewoge der Mais- und Fingerhirseäcker; dazu kam Brotgetreide. Auf dem Rückmarsch sahen wir über den Stoppeln der Maisfelder oder auf gesonderten Aekern roten Buchweizen und gelben Raps. Dichte Hecken aus Agaven, Aloen und Euphorbien schützten die Kulturen gegen das Vieh. Da waren immer noch das arbeitende Zeburind und der milchspendende Wasserbüffel, Schafe, Ziegen und in tieferen Lagen Schweine, die unserem Schwarzwild glichen. — Die malerischen, weiß, gelb und rot getünchten Hütten aus Lehmziegeln, mit Stroh oder Riedgras gedeckt, lagen weit über die Hänge hingestreut, oft halb versteckt zwischen Obstbäumen, Bananen- und Bambusbüschen; nur ab und zu sammelten sie sich zu lockeren Ortschaften.

In dieser reichen Kulturlandschaft litten wir keine Not. Immer wieder steckten uns die Scherpas unterwegs etwas zu, bald eine Banane, bald eine Mandarine oder Zitrone, bald eine Gurke und dann wieder geröstete Maistolben. Auch sonst lebten wir nicht

schlecht. Fast täglich bekamen wir Gühner, allerdings mit so scharf gewürztem Gemüse, daß wir manchmal glaubten, Flammen speien zu können. Dann war die gesüßte saure Milch oder der milde Milchreis eine willkommene Feuerwehr.

Wir „Sahibs“ schliefen meist in unseren Zelten, ebenso Pasang; die anderen verteilten sich auf die umliegenden Häuser oder legten sich ins Freie. Stets hatten wir einen Schwarm neugieriger Kinder um uns, für die mein schnurrender Luftfeuchtigkeitsmesser ein Hauptanziehungspunkt war. Auch die Erwachsenen näherten sich gerne. Die Frauen trugen viel Schmuck um den Hals, um Hand- und Fußgelenke, in Ohren und Nase. Die Kleidung der Männer beschränkte sich meist auf Lendenschurz, Hemd und das Küppchen der Nepalesen. — Man war sehr auf einen Blick durch unsere Ferngläser erpicht, und vor allem kamen die Leute mit allen ihren Leiden daher, die oft nicht leicht zu ergründen waren. Mir fiel dabei immer mehr die Rolle des Expeditionsarztes zu; ich tat es gerne, wenn auch nicht mit mehr Kenntnissen als meine Freunde. — Im allgemeinen aber leben die Leute hier gesund und zufrieden in ihrer Anspruchslosigkeit, unbelästigt durch Nahrungsorgen und die zentrale Obrigkeit.

Täglich hatten wir große Höhenunterschiede zu bewältigen. 1000 m auf und 1000 m ab waren gar nichts Besonderes. Oben, wenn wir weit über die sanften Bergrücken hinwegblicken konnten, geschah es immer wieder, daß hoch über der Wolkenwand im Norden — näher dem Himmel als der Erde — ein weißer Gipfel von unbegreiflicher Schönheit auftauchte oder eine ganze Kette. Trotz der Ferne waren es gewaltige Er-scheinungen; das 3000—4000 m hohe Vorgebirge, das wir durchwanderten, lag ihnen wie eine Tiefebene zu Füßen. Im Nordosten Gauri Sankar und Menlungtse mit ungeheuren Fels- und Firnwänden, ganz fern im Nordwesten Manaslu und Himatschuli, einsam und riesenhaft, und dazwischen eine Unzahl prachtvoller, namenloser Berggestalten. Gewöhnlich gab es nur früh am Morgen solch ein Schauspiel, dann zogen sich die Wolkenvorhänge davor, die auch uns täglich mehr einhüllten und mit Regen übergossen, je weiter wir nach Osten kamen, denn von Übergang zu Übergang stiegen wir höher. Die sanften Berg-rücken um uns machten allmählich felsigen Graten mit über 4000 m Höhe Platz, die dem Monsun viel Feuchtigkeit abnahmen. Da das Wetter aber gewöhnlich erst nachmittags schlecht wurde, hatten wir meist schon unser Tagesziel erreicht und blieben trocken. Wir brachen ja schon um 6 Uhr morgens auf, und die Stappen, die nicht wir, sondern die Träger und die Überlieferung bestimmten, waren nie allzu lang.

Zunächst blieben Feuer- und Siedlungsbild gleich. In diesem Gebiet hatten sich vor allem Indier hoher Hinduasten niedergelassen, die im Spätmittelalter vor dem Islam fliehen mußten. In Nifingo dagegen befanden wir uns mitten unter den Tamangs, die den Tibetern verwandt sind. Hier standen wir auf einmal vor einem buddhistischen Tempel, nachdem wir an Tschorten und Gebetsmauern vorbeigegangen waren und die ersten Gebetsfahnen wehen gesehen hatten. Aber ein viel stärkerer Wechsel fiel uns auf, als wir am folgenden Tag einen Waldgürtel durchschritten und nach Deorali kamen (2300 m). Reis, Kakteen und Büffel waren verschwunden, die Ackerterrassen viel unordentlicher — und vor allem, die Häuser wurden statlicher und trugen Schindeldächer. Im Abstieg führte der Weg wieder durch Wald und darunter kehrte das Bild der letzten Tage wieder. Diesen Wechsel erlebten wir von nun an täglich. Die Zone um 2000 m Meereshöhe erwies sich regelmäßig als eine Grenze zwischen zwei verschiedenen Stadien der Kulturlandschaft. Noch deutlicher wurde dieser Gegensatz, als wir in Tschhangma oder Bhandar in das Gebiet der Scherpas eintraten, die ja eingewanderte Tibeter sind¹. Die schindelgedeckten doppeltstöckigen Steinhäuser mit Blumenstöcken vor den geschnitzten Fenstern heimelten uns geradezu an, weniger hingegen die Bewohner: Männer und Frauen mit runden Gesichtern, langen Böpfen, Haarketten und roten Tuchstiefeln, die Männer mit langen Hosen, die Frauen mit schönen, bunt gestreiften Wollschürzen.

¹ Streng genommen sind nur die Bewohner von Khumbu Scherpas. Die Tibeter von Solu und dem westlich angrenzenden Gebiet gehören nicht zum gleichen Stamm, werden aber von den Scherpas vielfach als Scherpas bezeichnet und haben sich mit diesen wohl schon stark vermischt.

Der Unterschied fiel uns besonders auf, da wir zuvor gerade durch Those gekommen waren, einen reinen Hindu-Ort oder eigentlich zwei Orte: ein Schmiededorf, das sich auf einen alten Bergbau stützt, und jenseits des Baches eine enge Marktsiedlung.

In Tschangma, wo die Träger wegen des Regens einen Rasttag einlegten, durften wir sogar im Tempel schlafen, der gerade neu hergerichtet wurde. — Beim Paßübergang zum Bezirk Solo begegneten uns die ersten Yaks. Weideflächen überzogen die steilen Berghänge.

In Dschumbesi (tibetisch Tschung), wo wir ungewöhnlich reiche und stattliche Scherpa-häuser sahen, erkrankte unser Träger-Obmann und kehrte mit acht Kulis um. Sie ahnten wohl, daß die Dudh-Kosi-Brücke bei Dschubing derzeit unbrauchbar war und daß wir daher wie die Schweizer im Herbst 1952 von Kingmo aus nordostwärts zwei Tage lang durch unbesiedeltes Gebiet und über drei Pässe ziehen mußten, von denen der höchste 4300 m hoch war. Dafür sprangen einige Scherpas und Bhotias¹ ein, z. B. Frauen und Kinder, was im Scherpagebiet durchaus üblich ist. — Um die Mädchen war immer fröhlicher Lärm, und da sich unsere neuen Hilfsvölker auch meisterhaft aufs Masten verstanden, kamen sie viel langsamer vorwärts als unsere Kulis aus Katmandu, die durch die Angst vor der langen, unwirklichen Strecke und unsere Scherpas angetrieben wurden. Vielem Glück und Pasangs Ansicht war es zu verdanken, daß wir nach aufregenden Abenteuern dieses verächtliche Wegstück ohne Verluste hinter uns brachten.

Im Bereich des höchsten Passes wurde das Bild ganz alpin: Verwitterte, flechtenüberzogene Grate, blauerfüllte Kare mit Seen und eisgeschliffenem Fels, moränenverkleidete Stufentäler mit schütterem Graswuchs. Zwei Griesen beherrschten den Hintergrund: Numbur und Karholung. Und dann gaben die Wolken die weiße Kette von Rhumbu frei: Rangtega, Thamsferu und wie sie alle hießen, jeder einzelne ein Schaustück für sich. Unsere Scherpas wußten nicht einen einzigen Namen; nur die ganze Gruppe nannten sie Kusum Kangru. Ganz hinten, unscheinbar und halb verdeckt — nein, Sepp täuschte sich nicht: es war der Mt. Everest!

Raum betraten wir das Tal des Milchflusses, des Dudh Kosi, so begegneten uns auf Schritt und Tritt Verwandte und Freunde unserer Scherpas. Unter der Wirkung der allabendlichen Wiedersehensfeste lockerte sich das Gefüge unseres Zuges. Gerade die, welche bisher ohne unser Zutun die Ordnung so trefflich gehütet hatten, bedurften jetzt einiger Nachsicht. Tschang und Rakschi² flossen in Strömen, und bald begannen wir vor der erbarmungslosen Gastfreundschaft der Scherpas zu zittern.

Wo die Schluchten des Dudh Kosi und des Bhoti Kosi zusammentreffen, überschritten wir den reißenden Milchfluß auf einem behauenen Baumstamm; gerne spannten wir ein Seilgeländer. Dann stiegen wir den steilen Talsporn empor und erreichten am 18. Tage unseres Marsches Namtsche Basar, den Hauptort der Scherpas, der sich in 3350 m Meereshöhe in einer großen Quellschlucht sammelt.

Kein Bürgermeister empfing uns; der letzte war vor sechs Monaten gestorben und niemand fand eine Neuwahl nötig. Dafür landeten wir gleich in der Militärpolizeikommandantur. Die paar Offiziere waren Indier und glücklich, hier am Ende der Welt, mit der sie nur ein Funkgerät verband, wieder einmal Ansprache zu finden. In Wassergläsern stand der Rum vor uns. Dieser Tag weist eine Lücke in meinen Wetterbeobachtungen auf. . .

Nach hier gab es weder Geschäfte, obwohl der Tibethandel eine große Rolle spielt, noch Gasthäuser, obgleich man gerne trinkt und feiert. In allen Häusern gelangt man durch den ebenerdigen Speicher und Stall über eine steile Holztreppe in den großen Wohnraum empor, in dem sich um das offene Herdfeuer das ganze Familienleben abspielt. Nur eine kleine Kammer ist davon abgetrennt, die oft einen Haustempel birgt. Ein solches Haus war unsere Herberge, allerdings wir Sahibs schliefen daneben in unseren Zelten. Nicht weit von uns entsprang die Dorfquelle und bewegte Gebetsmühle um Gebetsmühle; über den

¹ Bhotia-Libeter. Erst in der dritten Generation darf sich eine zugewanderte Bhotia-Familie Scherpa nennen.

² Rakschi-Schnaps. Tschang-Bier, aus Mais, Reis oder Hirse gegoren.

Dächern die flatternden Gebetswimpel-Girlanden, tief unten die Schlucht des Rhote Kosi, aus dem jenseits die mächtige Felsmauer des Kongde aufstieg, im Osten die beiden schneidigen Firngipfel des Thamsertu — herrlich, einfach herrlich!

Es war mühsam, im allgemeinen Festrummel weiterzukommen. Die Träger aus Katmandu wurden entlohnt und neue angeworben. Sepp überprüfte die Ausrüstung. Einen Teil unserer Vorräte hinterlegten wir hier. Blieben wir länger als vier Wochen im Bereich des Tschö Dyu, so konnten wir leicht durch einen Boten eine Trägergruppe anfordern.

Am 23. September machten wir uns nordwestwärts auf den Weg zum Rangpa La. Wir hatten 27 Träger und Trägerinnen mit, was gar nicht so leicht festzustellen war, denn manche wurden von ihren ganzen Familien begleitet und unterstützt. Der Zug bewegte sich sehr langsam. Aus den Seitentälern wölbten sich mächtige Endmoränenhögen sperrend ins Rhote-Kosi-Tal vor, die malerische Dörfer umschlossen. Von weitem schon erkannten wir die Muster der Steinmauern um Kartoffel- und Buchweizenfelder. Nach Thami blieben in 3800 m Höhe die letzten Bäume¹ zurück, das Tal weitete sich, und bis weit hinauf an den Hängen sahen wir die Yaks, Ziegen und Schafe grasen. Die Zeit der Sommerweide war noch nicht um. Den Häusern fehlte nun das zweite Stockwerk, Steinplatten ersetzten die Schindeln, und immer mehr fühlten wir uns an Almhütten erinnert.

Von Marlung eilten Herbert, Sepp, Ghelsen und ein Träger voraus zum Rangpa La, um einen günstigen Lagerplatz zu erkunden. — Da wir nun Brennholz mitschleppen mußten, verstärkten 10 Yaks und Dzos² unseren Zug. — Nahe Tschule, der letzten Siedlung (4200 m), erhob sich am Weg der letzte Gebetstein — über und über mit Schriftzeichen bedeckt, davor ein Häufchen von Steinopfern. Schon sahen wir das schuttberhüllte Ende unseres Talgletschers. Er füllte noch nicht das Tal in seiner ganzen Breite aus; so konnten wir seinem Ufer mühelos folgen. Nur einmal mußten wir einen hohen Seitengletscher überschreiten. Die steilen Schutteisränder waren nicht ungefährlich und ich staunte, wie sicher und leicht sich die Yaks hier bewegten. — „Lunak“ stand groß auf der Karte, aber es waren nur ein paar rasenbedeckte, holzgestützte Steinhütten in 4800 m Höhe für durchziehende Karawanen, die meisten verfallen.

Das Haupttal kam mir zu lang vor. „Geht es dort zum Rangpa La, Pasang?“ „Yes, Sir“. Aber siehe da, der Weg bog scharf nach rechts in ein Seitental, an dessen Ende ich einen breiten Gletscherpaß erkannte. „Ist das der Rangpa La, Pasang?“ „Yes, Sir“.

Kingsum erhoben sich wilde, steile Firngipfel, jeder eine einzigartige Persönlichkeit. Dagegen waren die Täler und Kare eher breit, und es gab hohe Verebnungen, wenn auch nicht so ausgeprägt wie bei uns.

Von einer mächtigen alten Ufermoräne mußten wir schließlich auf den schuttbedeckten Gletscher hinabsteigen. Der mühsame, trostlose Weg hügelab, hügelab, immer auf locherem, feuchten Blockwerk, war nur durch Yakkosungen kennlich. An kleinen Eiswänden mußten Stufen geschlagen werden — für uns und die Yaks.

Mittags holte uns wie üblich der Nebel aus dem Tal ein, und es begann zu schneien. Sept spürte ich deutlich die Höhe. Mein Atem ging immer schwerer, und gerne nahm ich an den häufigen Kasten teil. Die Scherpas leuchten auch, aber sie schäkerten noch mit den Mädchen, und diese sangen sogar, während ich ihnen mit meinem viel leichteren Rucksack kaum nachkam.

Weißer Eispyramiden ragten aus dem Schutt, die ersten Boten des unbedeckten Gletschers, der unter dem Rangpa La noch einen breiten Bruch bildete und sich dann rasch auflöste. Die Zungen der großen Talgletscher weichen hier kaum zurück, aber sie sinken zusammen und ersticken im Schutt.

Der Weg wollte kein Ende nehmen. Endlich erreichten wir am Fuße des Eisbruches „Dschasamba“; hier gab es nicht einmal Steinhütten, wohl aber die Zelte Herberts und Sepps. Die Erkundung war gut ausgefallen.

¹ *Juniperus recurva*, weiter oben als Krummholz.

² Kreuzung zwischen Yak und Hund.

Am 27. September umgingen wir bei strahlendem Wetter den Bruch und erreichten die weite Paßtalung des Nangpa La. Wunder schön geformte, unglaublich steile Fünf- und Sechstausender umragten uns. Den ganzen Ausschnitt einer tiefen Scharte zur Rechten füllte eine breite, ungeheure Eiskuppe: Der Tschö Dyu!

Wir hätten den Scheitel des Passes kaum bemerkt, wäre nicht eine einsame Stange dagestanden, an der unzählige Gebetsfahnen befestigt waren. Eine breite Lücke gab den Blick nach Tibet frei: unendliche rotbraune Hügelzüge, die sich fern im Dunst verloren, hoch darüber kleine, dichtgescharte Cumuluswolken.

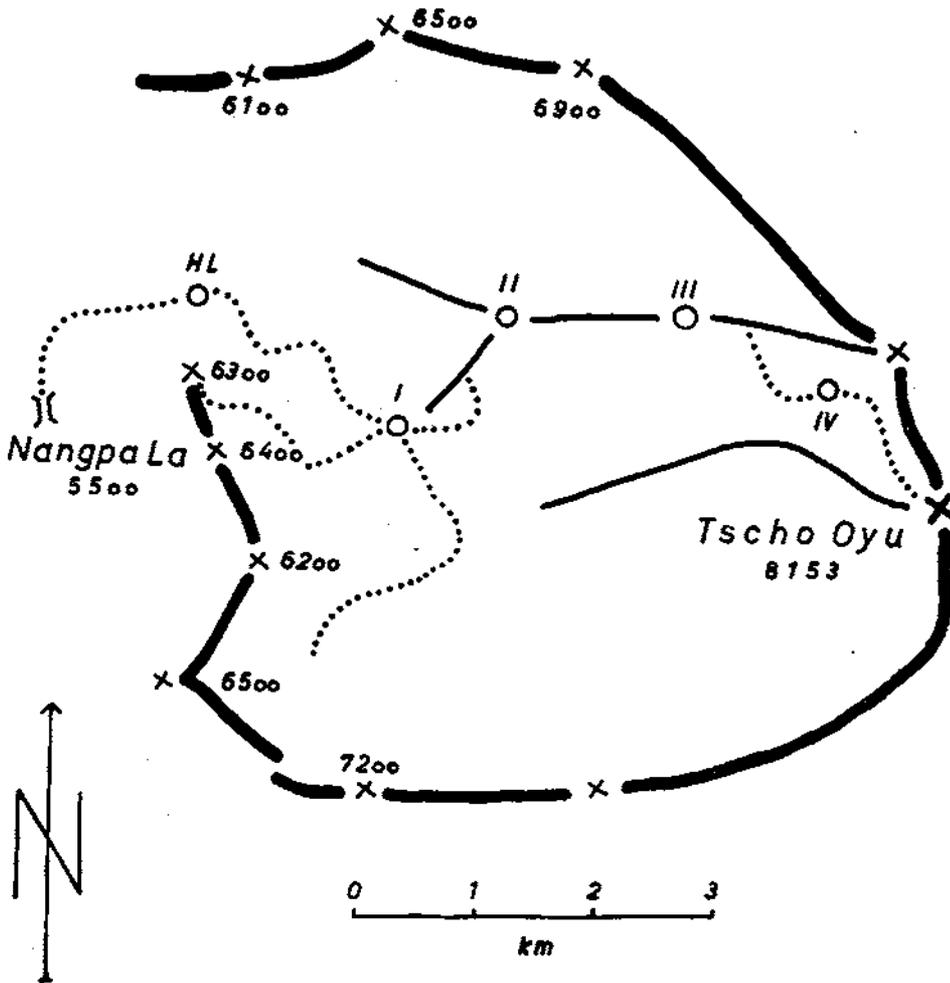


Abb. 2: Die Wege der Expedition im Bereich des Tschö Dyu.

Die Daks mußten umkehren, denn sie begannen in die Firnbede einzubrechen. — Jenwärts führte ein kurzer sanfter Abstieg zur Mündung eines östlichen Seitentales. Und dort rückte nun in seiner ganzen majestätischen Größe der Tschö Dyu hervor. Stumm blickten wir empor. Und schon begannen die Augen nach einem Weg zu suchen. Steiler und abweisender kam er uns vor als auf den Bildern, aber auch schöner. Der Firnkopf am Beginn des Nordwestgrates schien von hier gesehen dicht vor dem Bruch zu liegen, an dem die britische Expedition umgekehrt war. Aber wie kamen wir bis dorthin? Das

konnte nur ein Vorstoß ins Tal hinein zeigen. Dort, wo es sich teilte, errichteten wir auf der linken Seitenmoräne in rund 5550 m Höhe unser Hauptlager. Nur einen Teil der Lasten konnten wir an diesem Tag bis dorthin bringen. — Die Träger wurden ausgezählt. Nun waren wir allein. Nur ein paar Scherpa-Kulis blieben noch.

Obwohl es Sepp und mir, den Neulingen in solcher Höhe, an diesem Tage ganz gut gegangen war, wollten wir nun ein paar Klast- und Gewöhnungstage einschalten. Am nächsten Morgen aber, als wir die Füße in die beinhart gefrorenen Schuhe gezwängt hatten, trieb uns doch die Neugier hinaus. Herbert, Sepp und ich stiegen einen kurzen, nein, einen quälend langen Steilhang zum Talek empor und bogen ein Stück in das Tal ein, das den Tsho Dhu im Südwesten und Westen umfaßt.

Nun sahen wir ihn ganz und erkannten, daß ein ziemlich flacher schuttbedeckter Sporn der nur unten steiler abbrach, zum Firnsvulst emporführte, zum Beginn des eigentlichen Nordwestgrates. Um an den Fuß des Sporns zu gelangen, mußten wir den Gletscher queren. Schon ein kurzer Versuch zeigte, daß dies viel Zeit und Mühe kosten mußte. Die Eisoberfläche war tief zerklüftet — nicht durch Spalten, sondern durch Abschmelzvorgänge, die hier infolge des hohen Sonnenstandes schließlich zur Auflösung des reinen Eises in einzelne Pyramiden führen, während der übrigbleibende Schutt der Oberfläche und aus dem Innern sich zu einer schützenden Decke sammelt.

Ich hatte in der Nacht zuvor schlecht geschlafen und nun raubte mir dieser kurze Ausflug die letzten Kräfte. Während alle für den Aufbruch am nächsten Tag packten und vorbereiteten, lag ich elend, stumpf und mit dröhnendem Schädel in meinem Zelt.

Herbert ging ruhelos umher, sah die Ausrüstung durch, sorgte und überlegte. Nie gab er Befehle, immer fragte er: „Pasang, was geschieht morgen?“ Pasang hatte auch immer schon seinen Plan. Aber Herbert sah noch weiter. Alles ergab sich irgendwie von selbst, aus Gesprächen, aus Vorschlägen, aus stillschweigender Übereinstimmung. Aber wir spürten es in jedem Augenblick, und jetzt mehr denn je, wie sehr Herbert der Kopf und die Seele der Expedition war.

Am Morgen des 29. September entstand große Bewegung im Lager. Gut, daß wir noch vier Scherpa-Kulis da hatten. Ohne sie wäre es kaum möglich gewesen, vorzustoßen und gleichzeitig den Lastenverkehr von hier zum Fuß des Berges aufrechtzuerhalten. Gerne blieb ich zurück, um mich dem Nachschub zu widmen; im Augenblick konnte ich gar nicht anders. Erholte ich mich rasch, so war eine weitere Aufgabe für mich die Erkundung der Nordseite unseres Berges. Aber dazu kam es nicht.

Ein kurzer Händedruck, dann nahmen alle ihre Rucksäcke auf — die Scherpas bis zu 25 kg — und langsam verschwand der Zug. — Ich lag allein. Bei jedem Umdrehen schnappte ich nach Luft; mein Atem rasselte, und es stach in der Brust. Zungenentzündung . . . ? Entzündet waren jedenfalls meine Mandeln; würgte ich an dem Knollen, so spuckte ich Blut. (Das blieb bis zur Rückkehr nach Thami.) Und im linken Auge tobte ein feiner Splitter.

Abends kam ein Zettel: Lager I stand am Fuße des Sporns in 5750 m Höhe auf der rechten Seitenmoräne des überschrittenen Talgletschers. Dort hatte sich auch eine Konservenbüchse der Shipton-Expedition gefunden.

Am folgenden Abend kam Thakpa bereits aus Lager II, das sich in 6200 m Höhe am Beginn des Nordwestgrates erhob. Der Angriff rollte. Das gute Wetter hielt jetzt tagsüber, nur am Gipfel des Tsho Dhu zeigten sich zuweilen Schneefahnen und unheimliche Sturmwolken.

Am 1. Oktober erreichte die Spitzengruppe die Schlüsselfstelle, wo der leichte Firngrat endigt und der Bruch die ganze Nordwestflanke sperrt. Herbert und Pasang waren in guter Form. Sepp aber mußte nun zurück ins Lager I. Trotz starker Höhenkrankheit hatte er den Weg über den Gletscher zu Lager I gebahnt und sich beim Aufstieg zu Lager II stets vorne gehalten. Jetzt aber war er so fertig, daß ihn nicht einmal der Abstieg erleichterte.

Ich hatte mich soweit erholt, daß ich nachrücken konnte. Am 2. Oktober querte ich mit drei Scherpas ziemlich schwer bepackt in mühsamem Zickzack und Auf und Ab den Gletscher.

— Im Lager I saß Sepp halbtot auf einem Stein; eben war er von oben gekommen. Wir legten ihn ins Zelt und versuchten ihn zu stärken.

Lager I war nun das eigentliche Hauptlager. Im alten Hauptlager hatten wir aber noch viel Notwendiges liegen. Daher blieb ich am folgenden Tag noch bei Sepp herunten und ließ durch die unermüdblichen Scherpas möglichst viel herüberbringen. — Das Wetter war klar, aber oben hörten wir den Südweststurm orgeln, der Wolkenfetzen über die Grate jagte und dem Gipfel des Tsho Dyu mächtige Schneefahnen entriß. Ab und zu drang er als Föhn bis zu uns herab und schüttelte die Zelte. Von der Spitzengruppe hörten wir nichts.

Am 4. Oktober morgens riß ein Windstoß das Rütchenzelt nieder. Die Scherpas lachten sich darüber halb tot. Während wir es neu verankerten, machte sich Sepp auf, um Anschluß an die Spitzengruppe zu gewinnen. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück und schleppte sich stumm ins Zelt. — Nun brach ich mit allen Scherpas auf, um die Verbindung nach oben wieder herzustellen. Den untersten Steilabfall des Sporns umgingen wir, indem wir erst zum Gletscher des Westfars emporstiegen. Der lose Moränenschutt gab bei jedem Schritt nach; fast verzweifelte ich, ging es doch ohnedies schon mühsam genug in dieser Höhe.

Lager II war leer. Es stürmte so, daß es die Scherpas nicht wagten, auf dem Grat die Zelte aufzurichten. Also den ganzen Weg zurück! Sie versprachen aber, am nächsten Tag auf jeden Fall die Lasten bis Lager III zu bringen. — Von oben kam Da Korbu mit einem Brief Herberts. Sie hatten tags zuvor unter dem Bruch Lager III (6500 m) aufgeschlagen und unter Pasangs Führung binnen einer Stunde die Schlüsselstelle des Bruches überwunden. Nun aber lagen sie unbeweglich im Sturm, der die Zelte geknickt hatte.

Zu acht schliefen wir im Biermann-Rütchenzelt, denn die kleineren Zelte hatten wir oben bei Lager II liegen gelassen. Sepp brachte in diesem Durcheinander von Armen, Beinen und zusammengerohten Leibern kein Auge zu. Trotzdem gelang es ihm tags darauf, in einem Zug bis Lager III aufzusteigen. Oben konnte ja täglich die Entscheidung fallen; den Gedanken, nicht dabei sein zu können, hielt Sepp einfach nicht aus. Der Sturm blies ihn fast vom Grat. Die andern waren schon zu Lager IV aufgestiegen. Sepp verbrachte die Nacht zusammen mit Pemba Bhutar in einer kleinen Höhle, die sich die Scherpas gegraben hatten. Ghelsen legte sich — in Zeltbahnen eingewickelt — ins Freie. . . Am nächsten Tag ließ der Sturm Sepp nicht über die Schlüsselstelle hinauf, obwohl da ein Seil befestigt war. Einmal wurde er gehoben und 40 m weit davongezerrt; ein Glück, daß der Grat hier am Ende so breit wurde; ein paar Meter weiter, und es wäre aus gewesen.

Mir war es am 5. Oktober genau so ergangen wie Sepp tags zuvor: Ich hatte gleich umkehren müssen. Am 6. aber stieg ich mit allen Scherpas auf. Immer noch dröhnte der Sturm um den Berg; die quälende Sorge um die andern trieb mich an. Plötzlich blieb Da Ghelsen stehen und zeigte auf den Bruch. Dort bewegten sich vier Punkte abwärts. Sie lebten! Später sahen wir sie alle von Lager III absteigen.

In Lager II trafen wir zusammen. Knapp davor sank Pasang nieder; sein Sohn Kami stürzte ihm mit einer Feldflasche entgegen. — Herberts lange Gestalt nahte wie ein Geist. Über dem vereisten Bart und den eiternden Rippen hing die braune Haut in Fetzen. „Ich werde dein dankbarster Patient sein“, krächzte er fast unhörbar. Was war los mit ihm? Behutsam streifte er die Handschuhe ab. „Mein Gott!“ entfuhr es mir beim Anblick der rotblau aufgequollenen Hände. „Oh jag' doch bitte nicht „Mein Gott“! Ist es denn wirklich . . .?“ —

Herbert verlangte eine kreislaufbelebende Spritze — die erste Injektion, die ich in meinem Leben gab, in 6200 m Höhe bei eisigem Wind. Herbert, der das zum Glück konnte, gab mir selbst die Anweisungen. Dann salbte ich die Hände und verband sie.

Zuletzt traf Sepp völlig erschöpft ein. Seinerzeit in der Eigerwand war ihm der Fuß schwarzgefroren. Das hatte noch viel schlimmer ausgesehen „ . . . und schau“, Herbert, jetzt ist wieder alles in Ordnung“. Er blieb über Nacht in Lager II bei Herbert, der ohne Hände ja sehr hilflos war, dazu noch Ghelsen und Pemba Bhutar. Zum Glück hatte der Sturm etwas nachgelassen.

Unten in Lager I ging die Ordination weiter. Wer Erfrierungen an Fingern und Zehen hatte, bekam eine Spritze. Angstvoll und ergeben hielten sie ihre Arme hin: Ang Nyima, Abschiba, Kami. Nach den Erfahrungen am Dhaulagiri war Pasang sehr dafür; er selbst kam mit Pillen und Salbe davon.

Am 7. Oktober Vormittag stieg Herbert mit den andern zu uns herunter. Nachts hatte er fürchterliche Mengen von Pillen verschlungen; ein Wunder, daß er noch lebte. An seinen Händen waren große Blasen entstanden. Wir stachen sie auf, um den Fingern die Beweglichkeit zu erhalten. Hier heroben war die Infektionsgefahr gering.

Kläglich, schief und formlos standen die paar behelfsmäßig aufgestellten Zelte da. Wir waren ein geschlagener Haufen. Was hatte sich zugetragen?

Am 5. Oktober überwandten sie den Bruch und errichteten darüber auf einer geräumigen Ebene in 7000 m Höhe Lager IV. Dort blieben Herbert, Pasang, Ang Nyima und Abschiba, während Ghelsen und Pemba Bhutar abstiegen. Es stürmte etwas, aber Herbert und Pasang hofften am nächsten Tag zum Gipfel vorstoßen zu können. — Über Nacht brach der Südweststurm erneut los, gewaltiger als je zuvor. Er riß die Zelte nieder und aus ihren Beranterungen. Ohne es zu merken, streifte Herbert die Handschuhe ab, als er heraustroch. Pasang hatte noch nie einen solchen Sturm erlebt auf seinen vielen Himalayafahrten. Während die Bier berieten, drohte plötzlich das Scherpazelt davonzustiegen. Herbert warf sich darauf und geriet mit den bloßen Händen in den Schnee; sofort wurden sie weiß und schwellen an. Pasang und Ang Nyima wärmten sie an ihren Körpern und Abschiba brachte die Handschuhe, aber es war zu spät; die wenigen Minuten hatten genügt. — Da flohen die Bier hinab.

Und nun? Sollen wir alles aufgeben? Das wollte nicht einmal Herbert. Oder sollte nicht wenigstens er mit einem Scherpa nach Katmandu zurückkehren? Das hätte mehr Gefahr für seine Hände bedeutet, als wenn er hier heroben bei uns blieb, die wir ihm mit guten Mitteln helfen konnten. Pasang erbot sich, mit einigen Scherpas nach Namtsche und Lufka abzustiegen, um unsere übrigen Vorräte und frische Lebensmittel zu bringen. In zehn Tagen konnten Sepp und ich so weit höhenfest sein, daß ein neuer Angriff in Betracht kam. Bis dahin wußten wir wohl auch schon mehr über Herberts Hände. So geschah es. Am 8. Oktober früh ging Pasang mit seinen Leuten. Ich begleitete ihn mit weiteren Scherpa bis zum Hauptlager, um einiges zu holen.

Am 10. Oktober erkundeten Sepp und ich die Südwestseite des Ticho Dyu und überhaupt den Ursprung unseres Tales. Wie immer schien die Sonne aus wolkenlosem Himmel, der sanfte Talaufland setzte sich durch, nur oben tobte noch der Sturm. Wir stiegen gegen die Südwestecke des Tales an. Hier über der Schneegrenze war der Talgleitscher eine harmlose Ebene. Schade, daß wir so spät dran waren und Steigeisen und Seil zurückgelassen hatten; der Gipfel 6500 tat es uns sehr an. Zum erstenmal fühlten wir Beide uns richtig wohl in dieser Höhe, genossen die ungewöhnliche Pracht der firnübergossenen Berge und fühlten, daß wir allmählich wieder etwas wert waren. Nur die Seestörungen Sepps, die ihn seit Tagen plagten, wollten nicht vergehen. — Wie erwartet war diese Seite unseres Berges eine unnahbare eisdurchzogene Felsflanke. — Südlich über uns schlangen sich über einer ungeheuren Mauer steile Firngrate zu dem herrlich kühnen einzigen Siebentaufender der Munde auf.

Zags zuvor war Abschiba mit drei Scherpas zu Lager IV aufgestiegen, um die zurückgelassenen Zelte und andere Schätze zu bergen. Nun kehrten sie wohlbehalten zurück, die Traben. Der gute Kami holte am nächsten Tag ein Seil und meine Steigeisen aus Lager II. Wir warteten unterdessen herunter, flüchten an den Zelten und schmiedeten Pläne. Da sahen wir plötzlich zwei Menschen auf unserer Seitenmoräne heraufkommen. „Jetzt holen uns die Chinesen!“, war unser erster Gedanke. Gewehre hatte sie auch — Teufel! Aber es waren keine Gewehre, es waren Spießel, und bald schüttelten wir zwei guten Bekannten die Hände: Frau Claude Rogan und Denis Bertholet von der schweizerischen Gauri-Sankar-Expedition. Der gemeinsame Festabend in Katmandu stand wieder vor uns: „Viel Glück am Gauri Sankar!“ „Viel Glück am Ticho Dyu!“, die Gläser klangen.

Lambert gab mir noch seine Erfahrungen über den Weg nach Namtsche Basar mit. — Gauri Sankar und Menlungtse hatten die Schweizer abgewiesen, und jetzt waren sie da und wollten den Tschö Dhu auch besteigen. Sie hatten es nicht für möglich gehalten, daß wir paar Männlein dem Berg ernstlich zu Leibe rücken könnten. Bestenfalls ein bißchen erkunden. . . Aber was nun? „Laßt uns miteinander den Tschö Dhu versuchen“, schlugen die Beiden vor. Damit aber hätte unser Unternehmen seinen Sinn verloren. Wir wollten ja gerade als kleine Expedition mit geringen Mitteln unser Ziel erreichen, dem wir schon so nahe gewesen waren. „Gut, dann warten wir und versuchen nach euch eine zweite Besteigung.“ „Muß es denn der Tschö Dhu sein? Es gibt so viele und schöne andere

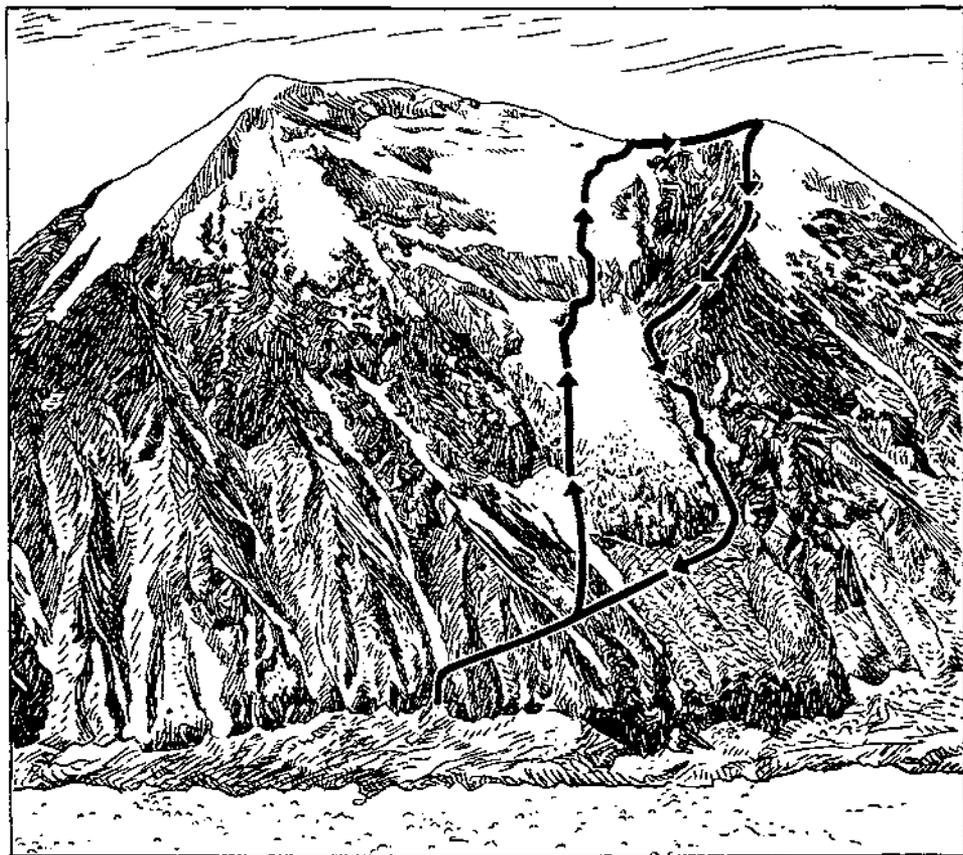


Abb. 3: P. 6400 und P. 6300 („Tiroler Köpfl“) westlich des Tschö Dhu, vom Lager I gesehen. Besteigung am 12. Oktober 1954 durch Föhler und Heuberger

Berge“. „Aber keinen so hohen und erfolgversprechenden, den wir zeitlich noch schaffen würden“. „Hier sind wir einander im Weg. Wir würden uns gedrängt und beengt fühlen. Geht doch vorläufig in die Gegend von Tschule oder noch weiter weg von uns. Sobald wir fertig sind, benachrichtigen wir euch“. „Das wird schwierig sein, denn morgen ist Lambert mit den übrigen schon hier. Aber wir wollen es ihm sagen“. Freundlich verabschiedeten sie sich. Wir blieben bestürzt zurück.

Die Felsflanke westlich gegenüber krönte ein Firngrat, den zwei Gipfel abschlossen, 6300 m und 6400 m. In der Mitte hing eine steile Gletscherzunge herab. Eine Granitader

in den Schiefeln erzeugte einen niedrigen, aber fast senkrechten Bruch darin. Der Fels daneben wäre leichter gewesen. Aber Sepp kam es gerade auf den Bruch an; ich war dabei. Am 12. Oktober morgens querten wir den Talgletscher auf einem Weg, den Sepp zwei Tage zuvor erkundet hatte. Über leichten, aber morschen Fels erreichten wir die Zunge. Eine Rinne mit griffigem Firn führte zum Bruch empor. Sepp war jetzt in guter Form und kam schneller vorwärts als ich. Nun legten wir das Seil an. Über uns gähnten nebeneinander mehrere Eiskamine. Den, an dessen Fuß wir uns gerade befanden, gab Sepp bald auf. Er querte nach rechts und verschwand im nächsten. Es war ein Vergnügen, seinen ruhigen, sicheren Bewegungen zu folgen und dabei sein bedächtiges Gesicht zu sehen. Kein Wort fiel. Ab und zu stürzten ein paar Eisbrocken aus dem Kamin herab; dann rückte das Seil. Die Sonne verschwand hinter dem Berg. Gerne hätte ich den Anorak über mein Hemd und die Fäustlinge über die Fingerhandschuhe gezogen. Die Fingerspitzen wurden weiß. Endlich durste ich mich rühren und nachkommen. Ich kam besser durch den weißen Schlund, als ich erwartet hatte. Herrlich, wieder einmal richtig zu klettern und zu kämpfen! Sepp stand besorgt auf einem hohlen Eisschild und eilte sofort weiter, als ich ihn erreichte. Später bemerkte er einmal, das sei eine seiner schwierigsten Seillängen im Eis gewesen. — Die Neigung ließ bald nach und wir konnten wieder zugleich steigen. Es ging bereits tief in den Nachmittag. Sepp, glänzend aufgelegt und eben ganz Sepp Föchler, stürmte empor, daß ich kaum zu folgen vermochte. Ich hing aber am Seil und so gab es kein Erbarmen. Selten nur querten wir Spalten, aber in eine hätte er mich bald hineingezerrt. Noch eine kurze Eiskletterei, dann standen wir plötzlich und unerwartet in der Sonne; wir hatten den Grat erreicht.

Für den höheren Südgipfel war es zu spät, aber nach wenigen Minuten reichten wir auf dem Nordgipfel einander die Hände. Für uns hieß er „Tiroler Köpfl“. Bald wehten der österreichische und der Kawendlerwimpel mit dem roten Adler und den Tiroler Farben an Sepps Pikel. Unser erster Sechstausender! Ein mildes Abendlicht lag über dem Gipfelmeer. Das waren Berge! Dieser Rundblick überbot noch den von Lager II. Dicht vor uns richtete sich der Tschu Dyu in seiner ungeheuren Größe auf. Weit draußen im goldenen Dunst das schmutzige Ende des Khetragletschers mit einem See. — Etwa zwei Kilometer unterhalb unseres Lager I standen auf der gleichen Moräne am Fuß des Nordwestsporns bereits die Zelte der Schweizer. Daß- und Trägerkolonnen bewegten sich als Punktreihen darauf zu.

Der Abend drängte und so eilten wir über Schutt, Firn und eisgeschliffenen Fels hinab. Im Dunkeln tasteten wir uns durch die Wildnis des Talgletschers zum Lager zurück. Die treuen Scherpas kamen uns mit Lichtern entgegen.

Als sich bis zum Nachmittag des 13. Oktobers die Schweizer immer noch nicht gemeldet hatten, stiegen wir Drei zu ihrem Lager ab. Eben war dort eine Gruppe unter Lamberts Führung aufgebrochen, um uns zu besuchen. In einem geräumigen Zelt mit Tischen und Stühlen wurden wir mit herrlichen Lederbissen bewirtet. Wie trostlos war dagegen unser Speisezettel der letzten Tage! Die faden Brotfladen (Tschäpatti) und die in dieser Höhe nie richtig gargekochte Suppe mit den dicken, selbstgemachten Nudeln hingen uns schon zum Hals heraus.

Die lange und erregte Auseinandersetzung ergab folgenden Kompromiß: Die Schweizer¹ wollten hierbleiben und den Berg nach uns versuchen, sobald wir den Gipfel erreicht oder ihn endgültig aufgegeben hätten. Um danach nicht wertvolle Tage mit Aufbauarbeit zu verlieren, wollten sie unabhängig von uns drei Lager errichten und dann im Hauptlager herunter den Ausgang unserer Unternehmung abwarten. Wir versprachen, unsere Vorbereitungen zu beschleunigen und die oberen Lager so weit herzurichten, daß wir mit dem zurückkehrenden Pasang gleich den entscheidenden Angriff führen konnten. — Dr. Voymatter sah sich Herberts Hände an. Gottlob drohten keine Verschlimmerungen.

¹ Es waren: Raymond Lambert, Frau Claude Rogan, Denis Bertholet, Jean Juge und Dr. Franz Voymatter. Der Botaniker Albert Zimmermann und sein Assistent Marc Stengel in durchstreiften inzwischen andere Gegenden von Solo Khumbu.

Nach einem Tag der Vorbereitung stiegen wir am 15. Oktober alle bis auf Da Ghelsen und den kieferkranken Ang Nyima zu Lager III auf. Herbert ging schon wieder schneller als ich, nur eben seine Hände konnte er nicht verwenden. Die Scherpas waren etwas gedrückt, aber sie fügten sich in unsere Pläne. Wenn nur Pasang bald kam! In diesem Tag stieg ich elend langsam. Und beim Aufbruch beschlich mich für Augenblicke eine tödliche Angst vor dem Berg, nicht vor seinen technischen Schwierigkeiten — die waren gering — aber vor seiner unberechenbaren Ur Gewalt, die wie ein dunkles Schicksal über uns lauerte.



Abb. 4: Der Aufstieg zum Ticho Dyu. Nach einem Lichtbild von D. E. Wheeler (siehe S. 83)

Mit Spaten und Pickel wurde die Höhle von Lager III erweitert, so daß wir alle darin Platz fanden. Das war gut, denn am nächsten Tag raste Sturm wieder und Sepp mußte den Versuch, mit Abschiba und Ghelsen nach Lager IV vorzudringen, abbrechen. Noch einen weiteren Tag wurden wir auf diese Weise in der Höhle festgehalten. Wir hausten da gar nicht übel, aber Mundvorrat und Benzin wurden allmählich knapp. Es beruhigte uns, daß in Lager IV noch einiges lag. Wann kam wohl Pasang?

Am 18. Oktober ließ der Sturm nach. Wir wollten nicht länger warten. Als wir uns eben zum Aufbruch nach Lager IV fertig machten, rief Abschiba: „Pasang kommt!“ Wir schossen aus der Höhle. Richtig, drei Gestalten stapften den Firngrat herauf. Aber die gehörten wohl zu den Schweizern... Nein, es war wirklich Pasang, gefolgt von Ang Nyima und Pemba Bhutar. Jubelnd begrüßten wir sie. Pemba Bhutar reichte uns frische Eier aus seinem Rucksack; das war ein Fest! Pasang bebte fast vor geballter Energie und seine Augen sprühten. In Marlung hatte er von den Plänen der Schweizer gehört. „Hätten sie vor mir den Gipfel erreicht, ich hätte mir die Gurgel durchgeschnitten!“

Wir glaubten es Pasang. Gestern war er mit Pemba Bhutar von Marlung den andern bis Lager I vorausgelaufen, von 4000 m auf 5750 m; dazwischen lagen 30 km Horizontalf Entfernung, und was für 30 Kilometer! Heute morgen war er bereits hier heraufgerannt, und nun wollte er gleich mit uns zum Lager IV aufsteigen, also bis 7000 m Höhe. „Wir können nicht alle auf den Gipfel. Welcher von Euch geht mit mir hinauf?“ Unsere Wahl fiel einstimmig auf Sepp. Pasang reichte ihm die Hand und sie blickten einander in die Augen. Wir fühlten, jetzt war Pasang Dawa Lama der entscheidende Mann. Herbert ließ ihn still gewähren wie so oft, und doch blieben die unsichtbaren Fäden in seiner Hand vereinigt.

Wir schnallten die Steigeisen an und banden uns an die Seile. Dann bewegte sich unser Zug an der Höhle der Schweizer vorbei zum Bruch hin. Der Sturm war immer noch lässig genug. Der unterste, gut zwei Seillängen hohe Eishang war das einzige ernste Hindernis. Stellenweise hatte er mehr als 60° Neigung. Neben unserem langen Firzeil hing ein dünnes Seil der Schweizer. Ihr Weg führte von der Nordseite her zum Grat herauf und vereinigte sich da mit dem unsern. Zwei ihrer Lager standen bereits, eins im Kar an der Nordflanke des Grates und eins nahe unserem Lager III. Zuge hatte bei einer Begegnung Sepp gegenüber bemerkt, sie wollten doch besser von ihrem höchsten Lager aus den Ablauf unserer Unternehmung beobachten. . .

Auch Herbert ging mit uns weiter, trotz seiner Hände. Am Eishang mußten ihm die Scherpas helfen. Dann, als wir die Seile wieder abnehmen konnten und der Weg zu Lager IV keine weiteren Schwierigkeiten mehr bot, war Herbert schon wieder etwas schneller als Sepp und ich. Wir bogten auf der weiten Fläche über dem Steilhang nach rechts aus und umgingen auf leichten Hängen die drohenden Brüche. Ein verblüffend einfacher Weg durch dieses Labyrinth! Wir alle Drei waren in guter Form und voll Auftrieb.

Etwas oberhalb des alten Lagers schlugen wir zwei Zelte auf, eins für Sepp, Pasang und Abschiba, das andere für Herbert, Ghelsen und mich. Die anderen stiegen wieder ab. Unsere weite Lagerfläche schloß den Bruch nach oben ab. Aus ihr wuchs der eigentliche Gipfelaufbau des Tschö Dhu, ein Berg für sich.

Pasang wollte morgen in einem Zug die Spitze erreichen. Unsere Höhenmesser zeigten 6750—6800 m Höhe an (siehe S. 82). Also waren vielleicht 1400 Höhenmeter zu überwinden — wie am Manga Parbat. Ein Lager V schien mir nicht überflüssig. Aber wo? Über uns führte ein mäßig steiler Firnhang in die Felsen; nach links trennte ihn eine Espitze von einer weiten spaltenreichen Firnmulde unter der großen Nordschulter des Tschö Dhu. Über dieser Mulde war die Granitstufe, welche die ganze Bergflanke sperrte, am leichtesten zu überwinden. Von dort konnte man auf einer Firnrampe zwischen den Felsen ansteigend wieder ganz nach rechts queren zu einer kleinen Plattform. Das war der Weg, und vielleicht bot die Plattform eine Möglichkeit für ein Lager V. Von dort war der Gipfel leicht zu erreichen.

Herbert lag still im Zelt und sann. Schließlich fragte ich ihn. Da kam sein Entschluß zutage, mit zum Gipfel aufzusteigen. Es war für ihn mehr als nur ein Gipfel. Und es würde gehen; die Hände brauchte er wohl nur für die Granitstufe. Für Sepp bedeutete Herbert eine Verstärkung. Hier herunten aber konnte er nur warten und im Notfall nicht einmal eingreifen ohne seine Hände. Ich war sprachlos. Erst sah ich nur das Wagnis, die Gefahr für die Hände und damit für Herbert, ja für alle. Aber mit der Zeit wurde mir immer mehr die Größe dieses Augenblickes deutlich. Ich fühlte einen unerhörten Höhepunkt nahen. Und Herbert war vorbereitet.

Sepp und Pasang freuten sich, als ihnen Herbert sein Vorhaben mitteilte. Lange berieten sie. Meine Aufgabe sollte es sein, zusammen mit Abschiba den Dreien ein Zelt und einiges an Ausrüstung und Verpflegung entgegenzubringen. War der Rückweg am gleichen Tag zu weit für sie, so konnten wir auf der Plattform über der Granitstufe ein Notlager V errichten. Stieß ihnen etwas zu, so war es nötig, daß noch ein Sahib da war, der den Hilfsersatz leiten konnte.

Die Erwartung und die Enge der beiden Zweierzelte für sechs dick verummte Männer ließen uns kaum schlafen.

Ein kalter und windiger, aber schöner Morgen brach an, der Morgen des 19. Oktober. Bis die Schuhe und Steigeisen an den Füssen saßen — wieviel Überwindung und Mühe kostete das allein schon in dieser Höhe! Endlich um 6 Uhr streckten die Drei mir zum Abschied ihre Hände ins Zelt herein. Viel Glück!

Ich sank in meinen Schlaffack zurück und döste weiter. Um 1/2 10 Uhr schreckte ich auf, daß noch etwas und machte mich mit Abschiba fertig. Gheslen sollte aus Lager III noch ein Zelt holen. Unsere Gipfelfürmer konnten wir im Felsgewirr nicht erkennen. Nur einmal, um 11 Uhr, sahen wir einen Punkt der Plattform aufstreben. Es wurde 1/2 12 Uhr, bis wir endlich aufbrachen.

Wie Sepp trug ich nur Handbeschlüge. Sie griffen gut im harten Firn des Hanges. Oft waren die Abdrücke der Steigeisenspitzen die einzigen Spuren. Beim ersten Angriff hatte Pasang noch mühsam in tiefem Schnee gespurt. Inzwischen hatte der Südweststurm die Hänge blankgefegt. Das kam uns jetzt zugute. Lawinen kannten wir hier kaum. — Der Rucksack mit dem vereisten Zelt war kein Vergnügen. Unendlich mühsam frettete ich mich weiter. Abschiba, an diese Höhe besser gewöhnt, tat sich wesentlich leichter. Ich half mir mit Zählen. Zwanzig Schritte — stehenbleiben, hundert Schritte — kurz hinsetzen. So ging es. Jeder Schritt kostete hier schon zwei Atemzüge. Weit flog der Blick nach Tibet hinaus und frei über die Gipfel nach Westen. Von den Nachbarn überragte uns nur noch der Siebentausender im Südwesten knapp. Unermesslich, das alles! Und dabei drückte es den Körper wie mit schweren Gewichten zu Boden.

Nun querten wir nach links über die Eiszrippe zur Mulde. Gegen die Granitstufe hin wurde es immer steiler. Jetzt mußte sich auch Abschiba plagen. Nahe unterhalb der Stufe zog er das Seil hervor. Ich sah zwar keine nennenswerten Schwierigkeiten, aber bitte. . . 7400 m hatten wir erreicht. Während wir uns anseilten, erscholl ein Ruf. Über der Granitwand stand Pasang in seiner roten Sturmkleidung und schwang den Pickel. Rasch war er bei uns. „Very lucky day, very lucky day!“ stieß er hervor und fiel weinend in meine Arme. Sie waren alle Drei oben gewesen! Nun stand eine lange hellblaue Gestalt oben: Herbert. Pasang eilte ihm mit seinem Seil entgegen, aber Herbert schob sich bereits geschickt über die Felsen herunter, vorsichtig die Hände auflegend. Dann kam er langsam auf mich zu. Es war eine unvergeßliche Begegnung. Allein dieser Augenblick überwog alle Mühe. — Zuletzt kam Sepp. Ich grub rasch einen Sitz; schwer ließ sich Sepp hineinfallen. Er hatte wohl am härtesten mit der Höhe ringen müssen. Dazu die gefühllosen Weine! Die wenigen Worte zwischen uns fielen nur ganz am Rand. Ich fütterte ihn mit einem Stück Schokolade. Dann stieg auch er weiter ab.

Es war bereits 1/2 5 Uhr Nachmittag. Langsam folgte ich den andern. Beim Abfahren stürzte ich, überflieg mich mehrmals und verstauchte mir den rechten Knöchel. So erreichte ich erst in der Dunkelheit humpelnd das Zelt. Gheslen war nicht mehr herausgekommen. Pasang und Abschiba stellten das Zelt, das ich brachte, gar nicht auf, sondern krochen so hinein. Herbert, Sepp und ich, hatten einander noch viel zu erzählen.

Am nächsten Morgen weckte uns ein Schneesturm. Wären wir jetzt noch in einem Lager V gewesen. . . Pasang eilte bereits in der Frühe nach Lager I hinab. Wir übrigen blieben in Lager III, in der Eishöhle. Dort erwartete uns die erste Post seit Katmandu. Uns war, als käme sie von einem anderen Planeten.

Im Abstieg trafen wir einige der Schweizer. Sie beglückwünschten uns herzlich. Noch stand ihr drittes Hochlager nicht. Am 23. Oktober setzte oben Westströmung ein und damit der gefährlichste Höhensturm, der bis ins Frühjahr anhält. Daran scheiterten die Schweizer — wie zwei Jahre vorher am Mt. Everest. Wir trafen sie noch in Ramtsche Basar und zuletzt in Delhi, wo wir in Freundschaft voneinander schieden.

Nach einem Ruhetag bei frischer Nahrung stiegen wir zum Rangpa La ab, am 24. nach Marlung und am 25. Oktober nach Thami. Nach fast einem Monat Eis, Fels und Minustemperatur war jedes Gras, jede Blume, jeder Baum, jedes Haus ein Erlebnis.

Herberts Hände erforderten eine rasche Rückkehr. Das war ein Schlag für seine weiteren Pläne und für meine wissenschaftliche Arbeit. Aber wir erlebten noch viel Schönes.

Die Bewohner der Scherpadorfer überhäufte uns mit Festen und Ehrungen, und Pasang heiratete eine 19jährige Schwester Ghelsens und Pemba Bhutarz, die er während der Expedition in Lulla kennengelernt hatte — ein reizendes happy end, für das Pasang selbst den Gipfelsieg zur Bedingung erhoben hatte. Den Auftakt zur Hochzeitsreise bildete ein kurzer Besuch im berühmten Kloster Thyangbotche und in Rhumbdchung; das waren letzte landschaftliche Höhepunkte. Und dann kam der Rückmarsch auf dem gleichen Weg, diesmal durch eine sonnige, milde und leuchtende Herbstlandschaft — ein wundervoller Ausklang. In Katmandu schieden wir von unseren treuen, unvergleichlichen Scherpas; es ging uns nahe.

Nur Pasang und seine junge Frau begleiteten uns bis Delhi. Sie war noch nie aus ihrem heimatlichen Tal hinausgekommen, und so erlebte sie in drei Wochen hundert Jahre: Auto, Eisenbahn, Flugzeug, Kino, Zirkus, elektrisches Licht. Zuletzt standen wir zusammen staunend vor dem Tadsch Mahal in Agra. Bezt liefen unsere Wege auseinander. Uns drei Europäer erwartete unser abendländisches Daheim im strahlenden Weihnachtslicht, Freund Pasang blieb im Morgenland, am Fuße des Himalaya. Im Abschied aber spürten wir, wie sehr uns ein langer Weg zu einem großen Ziel aneinandergekettet hatte: der Weg zum Tschu Dyu.

Der entscheidende Tag

Sepp Föchler

Es ist nicht das erstemal, daß ich vor einem großen Unternehmen stehe, das mich — wie immer — bis in das tiefste Innere ergriffen hält. Morgen soll nämlich die Entscheidung am Tschu Dyu fallen. Morgen sollte, so die Götter es wollen, zum fünftenmale erst einer Expedition gestattet sein, das Haupt eines Achttausenders zu betreten. Ich glaube fest an ein Gelingen, nur bin ich mir bewußt, daß der Einsatz diesmal ein weit größerer sein wird. Erfrorene Hände oder Füße wären das wenigste und billigste als Preis eines solchen Glückes. Durch die lange Zeit, die wir schon am Berg sind, und das ewige Darandenken an den Gipfel bin ich schon so weit, daß es mir für Augenblicke ganz gleichgültig ist, mein Leben für diesen Berg zu lassen. Nur auf dem Gipfel stehen und in einer anderen Welt sein zu dürfen. Der intensive Gedanke daran fördert die Angst, die mich erfasst hat. Ich zittere. Mit Sehnsucht wünsche ich mir den kommenden Tag herbei, der diesen Aufregungen ein Ende machen wird.

Ruhig und nachdenklich liege ich im Zelt, neben den beiden Scherpas Pasang und Abschiba. Der Raum ist eng und bedrückend. Keiner spricht. Draußen ist es stürmisch. Die beiden einsamen Zelte in ungefähr 7000 Meter (Lager IV) knattern und ächzen. Gegen Abend kommt Herbert (Tich), der mit Helmut (Heuberger) und dem Scherpa Ghelsen das andere Zelt innehat, zu uns herein gekrochen und sagt: „Ich habe es mir jetzt gut überlegt, ich gehe morgen mit euch!“ „Abscha!“ meint Pasang, rührt sich aber nicht. Mir macht diese entschlossene Zusage große Freude, denn immer habe ich mir schon gewünscht, daß ich mit Herbert, der mir dieses Erlebnis ermöglicht hat, den Gipfel erreiche, gemeinsam mit Pasang. Ich weiß, daß Herbert mit seinen erfrorenen Fingern nicht viel anfangen kann. Aber er hat den Mut, trotz dieses Mißgeschickes den schweren, gefährvollen Gang zu wagen. Mir käme gar nicht in den Sinn, ihm seinen Entschluß auszureden, so schade ich seine Tapferkeit. „Also morgen sind wir zu dritt“, sage ich, „dies ist fein!“ Bis zur Stunde war ausgemacht, daß Pasang und ich auf den Gipfel gehen sollten. Die Nacht will kein Ende nehmen. Nur die Scherpas schlafen, als lägen sie im bequemsten Lager. Pasang beschäftigt sich aber auch im Schlafe mit seinem Berg, denn ab und zu zuckt es durch seinen Körper und er redet dabei wirres Zeug. Abschiba jedoch, mein ganz spezieller Freund, stöhnt nur dauernd in seiner ihm angeborenen Art, als würde er schwerste Arbeit leisten.

Ich bin froh, daß die dritte Morgenstunde anbricht und wir uns für den Gipfelgang herrichten können. Pasang braucht über eine Stunde zum Schuhe-Anziehen. Abschiba, die treue Seele, hat bereits den Kocher in Brand gesetzt und kocht mit einer seltenen Gleichgültigkeit ein Hafermus. Endlich darf ich mich bewegen, aber ich bin gleich fertig. Ich bin nur so in meinem Schlassack gelegen, samt allen Kleidern und Schuhen, den Morgen abwartend. Die lange Nacht gab mir sehr viel Zeit, um über alles nachzudenken, und ich bin jetzt, obwohl ich keine Minute geschlafen habe, innerlich erleichtert und voller Zuversicht.

Es ist der 19. Oktober, 6 Uhr früh. Eine bittere Kälte, wie eine staßschwere Last, liegt über der zu Eis erstarrten Umgebung. Der Himmel färbt sich dunkelrot. Von Tibet her zieht ein gelber Schleier. Aus meiner Brust quält sich noch einmal die Bitte zum Himmel: Alle Götter, steht mit heute bei!

Ich nehme meinen Rucksack auf und verabschiede mich bei Helmut. In seinem Blick und seinen Worten liegen tausend aufrichtige Wünsche. Vom anderen Zelt schaut Abschiba heraus, genau wie ein Hund, der in Treue und Anhänglichkeit um seinen Herrn vor Traurigkeit schnuppert und wedelt. Ich muß hin zu ihm. Er hat, glaube ich, darauf gewartet. „Good luck, Sah'b“, kommt aus seinem verben Gesicht. Dann kramt er noch in seinen Taschen und steckt mir eine Hand voll Zuckerln in den Anorak. Diese einmalige Freundschaft stärkt mein Vertrauen ins Unermeßliche. Wenn solche Kameraden uns den Rückzug beden, kann die Sache nie schief gehen. Helmut und Abschiba haben den Auftrag, uns mit einem Zelt entgegen zu gehen, damit wir nicht im Freien bivakieren müßten, falls wir den Abstieg nicht mehr hinter uns bringen.

Wir Drei lassen nun die Zelte hinter uns. Im steilen, harten Firn stapfen wir aufwärts. Voran Pasang, der Unverwundliche, hinter ihm Herbert, der Tapfere und ich als letzter. Unbeschreiblich schwierig wird nun jeder Schritt in dieser sauerstoffarmen Luft, der Atem geht keuchend und der Puls schlägt wie wild. Man darf sich nur nicht verleiten lassen, zu rasten, sondern muß sich mit aller Willenskraft vornehmen, zu kämpfen. Jede Minute ist kostbar. Unser Weg ist weit. Wir haben 1200 Höhenmeter zu bewältigen und nur rund einen vollen Tag zur Verfügung.

Schon weit drunten liegen die kleinen, einsamen Zelte. Man merkt am Berg jedoch, daß das Höherkommen sehr, sehr langsam geht. Nach etwa zwei Stunden ist mir gerade so, als ob ich meine Füße nicht mehr spüren würde. Und immer schlechter wird dieser Zustand. Allmählich sind meine Beine bis zu den Knien herauf gefühllos. Herbert rät mir, ich solle umkehren und ins Lager zurückgehen. Ich bleibe stehen, damit niemand sieht, wie mir die Tränen kommen. Schon einmal hat mich der Berg zurückgeschlagen, sollte es heute, am letzten Tag, vor dem Gipfel, wieder passieren? Freilich sind mir die Füße jetzt lieber als der Achttausender, aber der Verzicht wäre mehr als schmerzlich. Ich versuche die Riemen meines Handbeschlages zu lockern, aber das scheitert an der Kälte, d. h. mit nackten Fingern dürfte ich es nicht wagen. Da kommt mir der Gedanke, blutkreislauffördernde Tabletten einzunehmen, und ich schlucke gleich eine Handvoll hinunter. Sodann mache ich mich wieder auf. Nachkommen ist jedoch nicht so einfach. Es braucht lange Zeit, bis ich die andern wieder eingeholt habe.

Ein festes Kletterstück, wo Pasang Herbert ans Seil nimmt, ist bereits hinter uns. Jetzt aber kommt ein sehr unangenehmes Stück, eine etwa 800 bis 900 Meter lange Querung hinüber bis zur sogenannten Schulter. Die Neigung ist teilweise so, daß man, ohne die Hände zu gebrauchen, nicht mehr gehen kann. Dazu ist das Eis sehr schlecht und das Gelände ausgesetzt. Mein Handbeschlag ist hier ganz fehl am Platze, aber daran bin ich selber schuld. Abschiba hat mich morgens gebeten, ihm die Steigeisen zu leihen, weil seine irrtümlich von einem Scherpa in eine Last verpackt wurden, die zu Tale ging. Und meinem Freunde wollte ich keine Witte abschlagen. Jetzt freilich gäbe ich viel Geld, hätte ich Steigeisen unter meinen Füßen. Fast drei Stunden brauchen wir für diese Querung. Pasang sitzt schon längst auf der Schulter und wartet auf uns. Wir zwei aber geben unser Bestes für dieses gefährliche Stück. Zur Auffrischung schüttet uns Pasang gebähnten Reis in den

Mund, ebenso einen Schluck Kaffee. Dann geht es wieder weiter. Wir haben schon die Höhe von 7800 Meter. Der Blick in die Umwelt wird immer freier und weiter. Alle Siebentausender, die dauernd wuchtig über unsern Lagern gestanden haben, sind nun in die Tiefe getaucht. Die Welt beginnt unter unseren Füßen zu versinken.

Aber eine neue ersteht vor mir. Sie ist so himmlisch und phantastisch. Bis jetzt habe ich mich an den Berg herangekämpft mit allem, was der Körper in sich hat, und nun wird es ein beschwingtes, träumerisches Schreiten. Es ist kein Bergsteigen mehr.

Meine Lieben zu Hause sind mir plötzlich so nahe, als könnte ich mit ihnen sprechen. Ich denke, sie stehen mir jetzt alle bei, sie wollen mir helfen. Mein Wunsch ist, sie könnten den heutigen Tag miterleben.

Aber nicht lange dauert dieses eigenartige Gefühl. Die Wirklichkeit kommt wieder zurück. Die Füße werden bleiern, der Körper krümmt sich vor Schmerz und Anstrengung, die Schritte werden unsicherer und zaghaft, für jeden Schritt brauche ich acht und mehr Atemzüge, und dann befällt mich ein heftiger Schmerz im Unterleib, daß es mich zusammenzieht. Herbert vor mir windet sich ebenso. An seiner Haltung erkenne ich, daß ihn nur mehr der Wille aufrecht erhält.

Man merkt schon deutlich, daß wir die 8000-Meter-Grenze überschritten haben. Die Sauerstoffknappheit lähmt den Geist und die Muskeln. Werde ich noch die Kraft haben, den Gipfel zu erreichen? Die Steilheit hat zwar schon merklich nachgelassen — es kann also nicht mehr weit sein. Da spüre ich, wie mich jemand am Rücken anschiebt. Ich weiß, es ist ein braver Engel, der mir behilflich ist, aber meine Dankesworte, die ich ihm zürüdrufe, verfliegen sich im Wind. Ich strecke meine Linke aus, weil mich jemand aufwärtsführen will, und ich bin wieder unendlich glücklich, daß es stärkere Mächte gibt, als der Mensch es ist.

Allmählich wird der Gipfelhang ganz flach. Im Hintergrund erhebt sich ein mächtiger Berg, der mächtigste und höchste der Erde. Es ist der Mount Everest. Deht kann das Ziel nur mehr ganz nahe sein. Pasang, den ich schon längst aus den Augen verloren habe, sitzt plötzlich vor uns. 50 Meter dahinter steckt sein Bidel auf der Spitze, an dem die Wimpel Nepals, Indiens und Osterreichs wehen. Wir Drei hängen uns ein und stapfen gemeinsam zum Ziel.

Der Gipfel ist erreicht, die unendlichen Strapazen sind zu Ende. Wer kann es ermessen, welch großer Stein jedem von uns vom Herzen fällt? Und welches Glücksgefühl sich eingeschlichen hat, inmitten tausender von Bergen zu stehen, erhaben — und doch so winzig klein? Es ist nur ein kleines Zeichen meines Dankes, wenn ich nun das Kreuzifix, das mir meine Mutter mitgab, in den Schnee stecke, während Pasang Reis und Schokolade vergräbt.

Ich will jetzt nicht niederschreiben, was ich damals auf dem Gipfel des Tschö Dhu empfunden habe. Es würde mich kein Mensch richtig verstehen. Haben sich diese neun Stunden ununterbrochenen Kämpfens mit dem Berg und sich selbst, der Aufenthalt in der Todeszone und der Einsatz des Lebens auch wirklich gelohnt? Ja, gewiß! Nicht des Ruhmes, sondern der inneren Befriedigung wegen: den Berg der Sehnsucht, den Tschö Dhu, als Freund angetroffen zu haben und dem Himmel so nahe gewesen zu sein!

Anschrift der Verfasser:

Dr. Herbert Tichy, Wien XVIII., Hodegasse 95. Dr. Helmut Heuberger, Innsbruck, Eugenstraße 9.
Ing. Sepp Föchler, Innsbruck, Nageletal 6.

Deutsch-Österreichische Himalaya-Karakorum-Expedition 1954

Von Mathias Rebitsch

Mitte April wuchs im Garten des Alpenvereinshauses in München eine kleine Zeltstadt empor — 32 Klepperzelte standen zur letzten Überprüfung und Parade vor der großen Fahrt bereit. Manche hoffnungslos scheinende Schwierigkeit und ein Berg an Kleinarbeit waren bis zu dieser Endstation der Vorbereitung zu überwinden gewesen.

Wir kauften uns aus kleinsten Anfängen hinauf. Die ersten tastenden und „offiziellen“ Schreiben liefen auf dem „geliehenen“ Papier und aus den Räumen der Deutschen Himalaya-Stiftung hinaus, sie stiftete uns die ersten Mittel und half uns, das arme Kind aus der Taufe zu heben.

Dazu fanden wir bald die uneingeschränkte ideelle und entscheidende materielle Förderung durch den Deutschen Alpenverein, durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Österreichischen Alpenverein und die letzten finanziellen Lücken schlossen Spenden aus den Reihen der Industrie, der Wirtschaft, staatlicher Stellen und zahlreicher Gönner.

Der Herr Bundesminister des Innern stand uns als Ehrenprotector voran und als wir am 28. April von München ausfuhren, begleitete uns mit den Glückwünschen „alter“ Himalaya-Fahrer und junger Bergfreunde eine Welle des Vertrauens, wie selten eine Expedition zuvor.

In der Planung konnten wir uns auf die gesamten Unterlagen der Deutschen Himalaya-Stiftung stützen, Erfahrungsberichte der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, der Englischen Everest- und der Amerikanischen K 2 Expedition, standen uns zur Verfügung. Die Gesamtleitung und die der Bergsteigergruppe war mir übertragen worden, Dr. Wolfgang Pillewizer — Gesamtstellvertreter — hatte die Wissenschaftlergruppe zusammengestellt und deren Führung übernommen. Sie setzte sich zusammen aus:

Dr. Pillewizer, Dipl.-Ing. Karl Hecker, Dr. Hans Vochen Schneider, Dr. Karl Heinz Paffen und Dr. Karl Wienert.

Der Aufbau der Gesamtorganisation und die Erstellung der allgemeinen Ausrüstung war von der Bergsteigergruppe übernommen worden. Sie bestand aus Rebitsch, Dr. Paul Bernett (Expeditionsarzt und Bergsteiger) Anderl Hedmair, Gert Klamert, Dolf Meyer, Maril Schöffler und Dipl.-Ing. Hans Reitter. Eugen Schumacher hatte die Aufgabe, in einem Agfa-Color-Farbfilm lebendigen Bildbericht von der Landschaft und den Menschen unseres künftigen Arbeitsgebietes heimzubringen. (Der von Schumacher aufgenommene und gestaltete Expeditionsfilm „Im Schatten des Karakorum“ wurde bei den Internationalen Filmfestwochen 1955 in Berlin als „Abendfüllender Kulturfilm“ mit dem Bundesfilmpreis prämiert — die höchste Auszeichnung, die dieses Forum zu vergeben hat.)

Das Ziel unserer „DÖAK 1954“ war die bergsteigerische Erkundung und die wissenschaftliche Erforschung eines zum Teil noch unerforschten Berggebietes im westlichsten Karakorum, durch das Zusammenwirken einer kombinierten „Bergsteiger- und Wissenschaftlergruppe“ gewesen. Dyhrenfurth, Bissler, Eilman, Kappeler und Gyr hatten auf ihren Pionierfahrten von einem eigenartig schönen, wilden Bergland mit zahlreichen „namenlosen Siebentausendern“ inmitten der großartigen Gebirgsverknötung von Karakorum, Himalaya und Hindukusch berichtet. Der Hunza-Fluß hat sich dort in einer

ungeheueren Durchbruchschlucht quer durch den himmelhohen Granitwall der Karakorum-Kette durchgestossen. Eine uralte Karawanenstraße führt durch diese Schlucht, über Pässe und Ferner, hinüber nach Chinesisch-Turkestan. Aus fernsten Bergwinkeln schieben sich lange Gletscherarme durch tiefe Schluchttäler über ein hizeverbranntes Land. Ihr Ursprung ist oft noch unbetreten, das Phänomen ihrer Entstehung nicht völlig erklärt. Keiner der mächtigen, eisüberzogenen Hochgipfel war erstiegen. Es mußte das ideale Arbeitsgebiet einer Rundfahrt sein! Aber im Nordwestzipfel Pakistans gelegen, ist dieser Erdenfleck, der so viele lockende Aufgaben für Bergsteiger und Wissenschaftler in sich birgt, von 3 argwöhnischen Nachbarstaaten umrandet: China und Afghanistan stoßen unmittelbar an die politisch empfindliche Dreiländerecke an und die Grenzen der Sowjetunion sind in nächste Nähe gerückt. Die früheren englischen Kolonialherren sahen es deshalb nicht gern, daß eine Expedition da umherstreifte und erlaubten selten den Zutritt. Es war für uns daher ein erlösender Freudentag, als uns Pakistan die Einreiseerlaubnis für den Distrikt von Gilgit erteilte.

Es lag nun nicht im Plane der Bergsteigergruppe, sich dort auf einen im voraus bestimmten Berg zu konzentrieren und vielleicht während der ganzen Dauer des Unternehmens einen Angriff nur auf ihn zu forcieren. Als vordringlich wurde von ihr die Erfundung betrachtet — allgemein Kunde zu bringen von den bergsteigerischen Möglichkeiten dieser Gebirgszüge. Als wünschenswerte „alpinistische“ Krönung des Unternehmens wurde die Besteigung eines Hochgipfels im Hauptarbeitsgebiet der Wissenschaftler betrachtet.

In gewissenhafter Vorarbeit war die zweckmäßigste Ausrüstung und Verpflegung ausgewählt worden. Monatslang hatte Martl in Stoffen und Garnen herumgewühlt und im Verein mit „AEMU“ schließlich eine textile Ausrüstung aus vorwiegend Perlongeweben ausgekügelt, die große Leichtigkeit, Reißfestigkeit und genügend Kälteschutz in sich vereinigte und sich trotz vielseitigster Beanspruchung dann „im Felde“ hervorragend bewährte. Der Proviant war nach einem raffinierten Plan von Dr. v. Kraus bereits in der Heimat in Tagesrationen verpackt worden. Wir hatten dabei einen Kompromiß geschlossen — fleischliche Konservennahrung, kombiniert in der Hauptmasse mit den vegetarischen Produkten der Reformbewegung — der sich als richtig erwies. Besonders in großer Höhe herrschte heftiges Verlangen nach Reform-Erzeugnissen und Krustmühen begleiteten uns bis in die letzten Hochlager.

Sporthaus Schuster stand nach alter Tradition unentwegt mit seiner ganzen Ausrüstungserfahrung hinter uns.

Am 30. April hatten wir Gemna mit der „Victoria“ verlassen, am 22. Mai schon landeten wir auf dem Flugplatz von Gilgit — wir waren am Ausgangspunkt unserer Expeditionstätigkeit angelangt. Wie überall in Pakistan, wurden wir auch hier auf das herzlichste empfangen. Es war eigentlich immer wieder kaum zu fassen, welche Sympathien und Hilfsbereitschaft uns stets in diesem gasifreudlichen Lande entgegengebracht wurden. Der Political agent war ein unermüdlicher Berater und half uns über alle kommenden Schwierigkeiten hinweg. Er suchte die 15 Hunzahochträger für uns aus und organisierte den Nachschub. In Gilgit stießen noch Captain Shah Khan, Sahib Shah und Mr. Daud Beg, als Vertreter des Pakistanischen Karakorum-Klubs, zu uns, mit denen uns bald eine vielfach erprobte Freundschaft verband.

Bis hieher war das Unternehmen genauest nach dem Reiseplan abgelaufen. Von da an aber verfolgte uns eine Serie von Mißgeschicken, die kein Ende zu nehmen schien. Es hätte schon als schlechtes Vorzeichenedeutet werden können, als anlässlich des Antrittsbesuches beim Mir von Hunza, das Packpferd Schumachers 300 m in die Hunzaschlucht abrollte. Und als die ersten Erkundungstrupps in das Dahnor- und Bagrottal aufgebrochen waren, um die Besteigbarkeit des Kafaposhi (7788 m) von Süden zu prüfen, lag ich mit schwerer Bronchitis und Ruhr im königlichen Bungalow in Gilgit. Ich kam später nach und mußte mich in Hinarche dem zusammengefaßten Urteil Heckmairs anschließen: „Sowohl von Dahnor, als auch von Bagrot aus ist ein hoher Eisattel und von

vordringen wollten, segten drei Monsterlawinen über die geplante Anstiegsroute herab, von denen jede einzelne genügt hätte, die Expedition auszulöschen! Vielleicht bessern sich die Verhältnisse in späterer Jahreszeit? Ich konnte unter dem Eindruck dieser Lawinenstürze die Verantwortung nicht übernehmen und wir rückten wieder in Gilgit ein.

In der Zwischenzeit war ein Bergsteiger-Team aus Cambridge, das die Erlaubnis besaß, den Kafaposhi über den Südwest-Grat — auf der Route der englisch-schweizerischen Pioniere — anzugreifen, in Gilgit eingetroffen. Sie hatten, auch behördlicherseits, den Vortritt vor uns. Unsere erhoffte Bewilligung für den Distaghil Sar war dagegen noch immer nicht offiziell eingelangt. Wir hatten noch andere Zielsetzungen und folgten unseren Wissenschaftlern in das Baltartal nach, in der festen Zuversicht, dort einen der „namenlosen Siebentausender“ sicher und leichter besiegen zu können.

Ein Deep bringt uns noch 40 km auf einem verwegen angelegten Fahrweg bis Chalt, dann führen wir eine lang auseinandergezogene Kulifolonne durch das kahle Flußbett des Bala Das River, überqueren seine reizenden Gletschervässer auf schwankenden Stegen und traversieren vorsichtig unangenehm harte, steile Konglomerathänge. Immer tiefer dringen wir in eine heiße Geröll- und Felseinöde ein.

Man darf den regenarmen Karakorum nicht mit dem monsunüberspülten Osthimalaya, mit der wuchernden Üppigkeit der Regenwälder an den Sohlen seiner Berge, verwechseln. Der Karakorum hat das strenge Gesicht einer verdursteten Bergwüste. Aber in der unnahbaren Schroffheit seiner Formen, mit seinen eiszeitlich anmutenden Gletscherströmen, seiner Lebensfeindlichkeit und den wunderbar dazwischen aufleuchtenden Besiedlungs-Oasen, ist er vielleicht noch grandioser und in seiner Gegenfälligkeit und feltamen Schönheit noch faszinierender als der Himalaya.

Wir ziehen weiter dem Bala Das entlang. Die braunen Talflanken treten schluchtartig eng zusammen — hitzeversengt, kahl und ohne den freundlich grünen Pflanzenteppich unserer Alpen. Darüber flimmern kalt, über einer Welt von Hitze und Durst, die weißen Kammlinien mächtiger Eisberge. Die Regenwinde streichen über die hohen Rämme und schlagen ihren Dunst meist dort oben als Schnee nieder. Die ganzen verdorrten Talandschaften darunter gieren nach dem Lebenselement Wasser, das allein ihnen Fruchtbarkeit einzupumpfen vermag. Unter einer ausgeglühten Decke von Lehm und Schutt ist das Leben erstikt und von der fast tropischen Glut der Sonne verbrannt. Aber wo der Hunzabauer die Schmelzwässer der Gletscher den Schluchtwänden entlang auf ein flacheres Hangstück leiten kann, da quillt grünes Leben dicht gedrängt aus dem sattgetränkten, kunstvoll bebauten Boden. Das frische Hellgrün der jungen Kornsaat hebt sich auf den Terrassenadern zauberhaft freundlich gegen die tote, dunkle Geröllseinöde ab. Wie Miniaturburgen lehnen sich flachdächerige, eckige Lehmhütten an die Stämme der Aprikosen-, Walnuß-, Apfel- und Kirschbäume. In der Widerhitze der Steinmauern reifen sogar echte Weinreben heran, so daß man sich manchmal nach Andalusien versetzt glaubt. Mit dem zarten Farbfiligran von Mohablüten und Rosensträuchern kontrastieren dahinter die wuchtigen Konturen namenloser Eisriesen.

Hier ackern und jagen die Hunzas und Nagars — zwei Bergvölker von je 20.000 Seelen, aus dem unsere Hochträger stammen.

Am zweiten Tag schlagen wir unsere Zelte auf einer Sandbank unterhalb der verlassenem Sommeriedlung Toltar, neben der schuttbedeckten Zunge des Kufuar (Kufuar) Ferners auf. Vor 6 Jahren wurde er erstmals von Ehr, Kappeler, Lilmann und Seford bis in seine innersten Nährbecken erkundet. Zeittler und Klammert durchstreifen seine Seitentäler. Sie berichten, daß in den, dem Kufuargletscher westlich angrenzenden Rämmen, eine Anzahl von Eisgipfeln zwischen 6000 und nicht ganz 7000 m ohne „technische“ Schwierigkeiten ersteigbar wären. Die Wissenschaftler sind hier schon seit Tagen emsig am Werk und bearbeiten systematisch die Gebirgs- und Talssysteme, Gletscher, Gesteine, Vegetation und messen von hoch oben ihre Karten ein. Wir Bergsteiger marschieren Dr. Willenroder in das Baltartal nach. Nach endlosem Gieranz über völlig sterile Geröllhalben öffnet sich überraschend eine neue Welt vor uns: Zwischen kalten Gletscher-

armen eingebettet: warme, sanfte Wiesenböden mit kniehohen, saftigen Gräsern, eingerahmt von einem Urwald knorriger Wetterbirken und dschungelartig verwachsenen Weidengestrüpps. An verwitterte Urgesteinsblöcke schmiegen sich einfache Hütten mit primitivstem Utensilium. Die Kaze sind weit über 4000 m hinauf mit einem grünlichen Vegetationsfleier überzogen. Als feine, weiße Fäden ziehen sich die Schmelzerinseln der Hängegleiterschleier über die schwarzen Felsen herab und mäandern als klares Wiesenbächlein in vielen Schlingen zwischen Edelweiß und hellen Birkenstrünken durch. Die Blumenwelt ähnelt auffallend der unserer heimatischen Berge. Auch der Stuck ruft — vertraut, in denselben Lauten wie zu Hause — aus dem Dickicht. Steinbockrudel flüchten in die Schrofenwände hinauf und große Geier ziehen ruhige Kreise über uns. Und dieses friedliche Bild unserer „Oktober-Wiese“ (nach der Festwiese in München benannt) wird unterstrichen durch den phantastischen Rahmen übermächtiger wilder Berggestalten — schlankte Nadeln, breite Stöcke, vornehm geschwungene, von Kissen ziefelierte Schneepyramiden — zu einer grandiosen Rundmauer von Fels und Eis aneinandergesügt. 6000 bis 7800 m hoch! Staublawinen sinken wie weiße Wattebauschen häufig an ihren Flanken herab und quellen wie ein Riesenzirkus wieder über den Gletschern auf. Pillewitzer herrscht souverain mit seinen Trägern seit ein paar Tagen hier oben und wissenschaftelt wie ein Beseffener. Seine grellgelben Messmarken leuchten schon überall im Busch und auf dem Eis. Die Erschließung schreitet schnell...

Wir sind in einem traumhaft schönen Bergsteigerparadies gelandet. In der Nacht lodern die Lagerfeuer meterhoch auf und Steinbockweiden schmoren reklamehaft knusperig in den Pfannen. Einigemal begegnen wir auf unseren Streifzügen unerwartet Braunbären, die uns kopfschüttelnd betrachten. Sie trauen scheinbar diesen neuen Wesen ihres Lebensraumes nicht recht und trollen sich zum Glück, vergrämt ob unseres Gebrülls, davon. Hier arbeiten wir nun mit den Wissenschaftlern Hand in Hand und begehnen die innersten Kalmulden, untersuchen die Möglichkeiten von Übergängen und die Erstiegsbarkeit der Hochgipfel. Vor uns stehen erblich die unbenannten hohen 7000er des Batura von Süden. Ein kalter Riesenzirkus mit jähem, eisschlagbestrichenen Wänden nimmt uns jede Hoffnung, einen der Gipfel von dieser Seite aus ersteigen zu können. Zwei Monate später sehen wir, nach 250 km Umweg, von der „anderen“ Seite aus wieder unter den gleichen höchsten Baturaspitzen.

Zeitler, Klamert und Daub Beg versuchen vergeblich über eine Scharte einen Übergang in das Kukuartal zu finden, sie nehmen dafür einen Gipfel von ca. 5500 m mit. Die Wissenschaftler haben ihr Arbeitsprogramm abgewickelt und setzen sich Baturawärts ab. Wir Bergsteiger berechnen eine kühngeformte Eispyramide mit scharfen Graten, den einzigen Hochberg (zwischen 6—7000 m Höhe) den ich im Baltar für ersteigbar halte. Er bekommt den Arbeitstitel „Wildspitze“.

Dreimal gehen wir die „Wildspitze“ an, aber ein verheerender Wettersturz, der fast drei Wochen anhält und in der Vormonsunzeit Erfolge der meisten Expeditionen im Osthimalaya verhinderte, brandet auch über die Ketten des Batura-Karakorum herein und treibt die Schneegrenze bis auf die Blumenwiesen unseres „Bärenlagers“ (3600 m) herab. Bei jedem Aufklaren steigen wir wieder auf. Aber Lawen und Neuschneemassen weisen uns ab. Martl und Dolf überwinden eine äußerst schwierige Wandstelle am Nordgrat oben und wir versichern sie mit einer Strickleiter, doch dann muß der Gipfelsturmtrupp seinen entscheidenden Angriff knapp unter der Spitze im Schneesturm abbrechen. Bisher war es in den Eisbrüchen der Wildspitze vollkommen ruhig geblieben. Auf einmal beginnen sie lebendig zu werden. Eislawinen fegen gegen jede Berechnung über unsere „sichere“ Anstiegspur herab, knapp hinter den aufsteigenden Seilschaften und überfluten mit einer unheimlichen, träge brodelnden Staubwolke noch das Lager I. Es blieb zwar stehen. Aber alpine und Himalaya-Erfahrungen hatten nicht gegolten! Vor dem neuerlichen Schlechtwettereinbruch räumen wir das „Sattelager“ (ca. 5300 m) auf der giebelschmalen Gratsschneide rechtzeitig zum zweitenmal und der Rückzug gelingt uns wieder gerade noch, bevor Lawinen den Weg verlegen. Ein neuer, „ganz sicherer“

Anstieg über Felsrippen und schwierige Wandstellen wird gefunden und versichert. Beinahe wäre ich dabei abgestürzt.

Das Glück hat uns wieder verlassen. Anderl Hedmair erkrankt im Sattellager an einer Lungenentzündung, die ihm an das Leben griff. Nur dank seiner ganz ungewöhnlichen Zähigkeit kann er sich noch ins „Värenlager“ herunterretten und wahrscheinlich erhielt ihm nur das Penicillin Dr. Bernetts das Dasein. Aber er erholte sich auch im Hauptlager nie mehr ganz. Als Folgewirkung verblieb ihm in dieser Zeit eine fast völlige Störung des Sehvermögens an einem Auge, mit der Gefahr der Erblindung und wir befürchteten die Notwendigkeit einer Operation in Pakistan. Anderl, mein langjähriger Freund, der ewig verhinderte Expeditionsanwärter, dessen Lebensstraum und moralisches Anrecht es gewesen war, endlich in den Himalaya zu kommen, muß gerade im kritischen Stadium der Expedition zur klinischen Behandlung in die Heimat zurück.

Ein Hunzahochträger liegt gleichzeitig im Hauptlager im Sterben. Blinddarndurchbruch! Auch ihm rettet Dr. Sahib Bernett schließlich mit Penicillin und unermüdlicher Pflege das Leben. Hunza Djoard Beg wird unter Assistenz der Sahibs von Paul am höckerartigen und entzündeten Unterschenkel im Zelt operiert. So blieb ihm sein Bein und damit auch das Leben erhalten. Djoard Beg vergaß es uns nie, und vergalt es mir später im Watura durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit. Klamerl wird eine Zeitlang fast regelmäßig von Fieber mit Temperaturen über 40° C überfallen und geschwächt und mit Bernett kann wegen seiner dauernden ärztlichen Inanspruchnahme als Gipfelfürmer nicht gerechnet werden. Die einsatzfähige Bergsteigergruppe ist auf 4 Mann zusammengeschrumpft.

Auch als wir die Wildspitze das nächstemal angehen, beginnt es hoffnungslos zu schneien und selbst der „sichere“ Nachschubweg muß zu einer Lawinenfalle werden. Ich entschliesse mich zum endgültigen Abbruch der Lager. Der Abstieg ist schon wieder sehr gefährdet. Noch wird der verzweifelte Versuch eines Überganges in das Hassanabadtal unternommen und abgeschlagen und dabei ein Nebengipfel von vielleicht 5400 m überschritten — aber die Zeit des Balkartales ist damit zu Ende. In einem neuerlichen Versuch am winterlich tief verschneiten Nordgrat der Wildspitze ist für längere Zeit nicht mehr zu denken und nur hoffnungslos unersteigbare 7000er stehen sonst noch in diesem wüßromantischen Tal. Wir haben der großen Linie der Expedition zu folgen! Die Bewilligung für den Ditslaghil Sar (Dasto Ghil, 7885 m) ist unterdessen eingelangt. (Sie war zu spät gekommen.)

Ein sicher ersteigbarer Hochgipfel mußte jetzt bald gefunden werden, denn die Lage war für die Bergsteiger langsam heikel geworden und es schien fast, als ob sie ohne „sichtbaren“ Erfolg, das heißt, ohne einen Gipfel mit mindestens der magischen Höhenzahl „7000“ erobert zu haben (wir waren dieser Zahlenmagie angesichts herrlicher „Nebenberge“ nicht verfallen und mußten ihr trotzdem Zugeständnisse machen) nach Hause zurückkehren sollte.

Angeschlagen kehren wir mit unserer Krankenschar — einer mußte im Tragitz abgeschleppt werden — wieder nach Chalt zurück. Dort reorganisieren wir rasch und teilen uns in Erkundungsstrüpps auf.

Meyer und Zeitter studieren die Flanken des Diran (7273 m) vom Minapin-Gletscher aus. Die Wissenschaftler sind längst vor uns auf beiden Seiten des Hunza die Schlucht aufwärts gezogen und haben auch die Seitentäler „abgegrast“.

Auf harten Sätteln traben und marschieren Bernett und ich 54 km an einem Tag durch die Schlucht des Hunza zur Residenz des Mirs von Nagar. Manchmal reitet man fast senkrecht hoch über den tosenden Schlammwirbeln des Hunza auf einem schmalen Unterbau von lose aufeinandergeschichteten Steinen, die, häufig nach oben heraushängend, wie Schwalbennester an den Felswänden und Konglomerathängen kleben und sich oft nur auf eine winzige Kerbe einer abschüssigen Felsplatte stützen. Ein unvorstellbares Gefühl für Reibung, Belastung und Gleichgewicht müssen dazugehört haben, um diese „Rastis“ schon in alter Zeit, mörkellos und ohne künstliche Stützmittel, zu errichten. Die

Sonnenhitze wird von den ausgeglühten, schattenlosen Wänden zurückgeworfen und in den nackten Schluchtfesseln wie in einem unerträglich schwülen Brutofen noch verdichtet. Wie eine unwirkliche Fata Morgana wächst auf der Nagarseite die gleißende, weiße, ungeheure Eiswand des Rakaposhi fast unmittelbar über der Schlucht und den menschlichen Siedlungen in endlosem, ungebrochenem Aufschwung, von 2500 bis zu 7800 m auf und zeichnet sich mit harten Konturen gegen einen sattblauen Himmel ab. Sie beherrscht mit unfassbarer Wucht das Bild von Hunza und die ganze untere Talseite von Nagar lebt von ihren Wässern.

Wo sich die Schlucht zu flacheren Talmulden verbreitert und in Kilometerlangen Hangkanälen die befruchtende Gletschermilch zugeleitet werden kann, leuchten goldgelbe Getreideäcker inselhaft abgegrenzter Siedlungen mit fruchtschweren Obstgärten, in einem märchenhaften Gegensatz der Farbtöne, gegen die lebenslose, graue Wüste ringsum auf. Über die Steinmauern der Terrassenäcker neigen sich reife, schwere Kornähren. Auf sonnenheißen, flachen Steinböden und auf allen Lehmdächern liegt, wie saubere Orange-Farbflecken, die Aprikosenernte zur Dörre ausgebreitet und über den Ortschaften hängt der feine, aromatische Duft trocknender Früchte. Korn und Aprikosen sind die Hauptnahrungsmittel der Hunzas und Nagars und die Holzzeit hat jetzt mit der Ernte ein Ende gefunden. Frohe Festlichkeiten flammen in den Dörfern auf, und ganz Hunza scheint eine Insel weltfernen Glückes geworden zu sein. Fernab den Segnungen der Zivilisation lebt hier ein sonderbares, aus unbekannter Urheimat in eine Bergwildnis verschlagenes Volk. Der Sage nach sind die Hunzas Nachkommen dreier Krieger Alexanders des Großen, von seinem berühmten Zug nach Indien her. Ein sauberes und gastliches Volk, dessen Sprache und Abstammung ein Rätsel für die Forschung bilden und dem man seinen Gesichtszügen nach ohne weiteres europäische Herkunft zumuten kann. Man nennt sie auch das Griechenvolk am Himalaya — sie heben sich nicht nur in ihren rassistischen Merkmalen sondern auch durch ihre besonderen charakterlichen Qualitäten und ihre außergewöhnliche körperliche Leistungsfähigkeit von ihren Nachbarstämmen ab. Man nennt die Hunzas idealisiert auch „das gesündeste Volk der Erde“ und nimmt an, daß der Schlüssel zu ihrer Widerstandskraft in ihrer natürlichen, bodengebundenen, meist vegetarischen Ernährung steckt. Wir sehen Gestalten wie aus biblischer Zeit und Bilder von faszinierend landschaftlicher Schönheit, daß wir manchmal davon fast benommen sind — eine Symphonie von Farben und Formen, die sich in ihrer Gegensätzlichkeit in der Wirkung steigern und doch wieder zu vollendet abgestimmter Harmonie vereinigen. Das ist wirklich das Hunzaland wie wir es erträumten! Nicht immer wohnte der Friede in diesem glücklichen Tal, so nahe drei verschiedenen Landesgrenzen drangen fremde Kriegshäufen ein und auch die beiden Brudervölker Hunza und Nagar trugen gern ihre Fehden blutig aus, bis die trockenen Engländer kamen und mit einer Strafexpedition dem „Kriegsspielen“ ein Ende machten.

Wir reiten weiter, durch Schluchten, Dörfer und Bäche, bis wir endlich vor dem Tor des Königssitzes von Nagar ächzend aus den Sätteln rutschen. Der Mir empfängt uns gleich mitten in der Nacht und bewirtet uns mit Schöpfnern und Brathendeln und hilft uns auch später in allen unseren Sorgen.

Auch Bernet und ich trennen uns jetzt. Er trampft allein mit Träger „Seppl“ auf gefährlichen Pfaden den Hispar-Gletscher entlang zum Distaghil Sar. Dieser fast sagenhafte Berg — der höchste Gipfel des Westparatorums (7885 m) — wäre schwierig ersteigbar und der Anmarsch umständlich, lautet später sein Bericht. Bei den anderen 7000ern des Hispar stünden die Ausichten noch bedeutend schlechter. Ich habe von einem Schneefattel oberhalb Nagar (4500 m) in die Nordflanken des Diran und der Bagrot-Gruppe Einblick bekommen. Gerade als ich schon entschlossen bin, mit der ganzen Bergsteigergruppe Bernet zum Distaghil zu folgen, erreicht mich ein Schreiben von Dr. Pillewizer: „... die höchsten Spitzen des Baturakammes sind vom Baturgletscher aus sicher ersteigbar. Anmarsch unschwierig. Der Mir von Hunza gibt uns dazu jede Hilfe...“ Eine Entscheidung muß schnell getroffen werden. Ich entschließe mich für das Ziel Batura.

Angern gehe ich von Nagar weg, ich lebte am Hofe wie in einer Familie und habe seiner Hoheit viel zu danken.

15. Juli. Baltit-Perimabad. Es ist anfänglich schwieriger, sich mit den klöbigen Bergschuhen auf den weichen Perserteppichen des eleganten Dungalows der Residenz zu bewegen als auf den steinigsten Kararorumwegen. Aber ein weltgewandter Gentleman, heißt uns so ungezwungen herzlich willkommen, daß alle Hemmungen schwinden — der große Mir von Hunza! Sein Königsgeschlecht kam aus Persien und herrscht im Hunzatal seit der Zeit unserer Kreuzzüge. Man lebt in seinem Haus nicht mehr so urtümlich wie in Nagar, sondern in englischem Stil, aber wir sehen in Baltit noch einen Abglanz erlöschenden orientalischen Märchenkönigtums und bei den farbenfrohen Volksfesten, bei Schwertertanz und Bolospiel, scheint auch das heiße Kriegerblut ihrer Vorfahren wieder aufzujubeln. Der Mir von Hunza befiehlt seinen Dambardaren (Bürgermeistern) uns beim Weitermarsch zu helfen. Er selbst unterstützt uns in jeder Weise in seinem Königtum und hat so großen Anteil am Gelingen unseres Unternehmens.

Von Baltit ziehen wir in zwei Tagen nach Basu. Die Felsenschlucht wird manchmal beklemmend eng, hoch und steil, dann verbreitert sie sich überraschend zu ebenen Talböden mit blühenden Ortschaften, Aprikosenhainen und weiten Kornfeldern, neben den Giszungen großer Gletscher, die erst über dem Karawanen-Reitweg enden. Ein vergletschertes, zerhacktes Dolomitgebirge sperrt gleich dahinter die Talebene ab. Schon sind die Grenzberge von Chinesisch-Turkestan darüber zu sehen. Es scheint, als ob bereits über den Häusern von Gulmit die glänzenden Kalleneiswände der Siebentausender aufwachsen würden, so nahe sind sie wieder gerückt. Im Hintergrund des Tales von Sajaini reißt ein dolchspitzes, überdimensioniertes Matterhorn (Shiypare, 7500 m) die Wolkenbäuche auf und im Basutal winkt als Ziel für Expeditionen der flach ansteigende Kamm eines unbenannten Eisriesen (7280 m).

Die Wissenschaftler sind vor kurzem auch hier an den öden, heißen Talflanken herumgestiegen und haben ihre Untersuchungen trotz der Gluthitze durchgeführt. Hinter Basu queren wir dann mit einer Dackolonne zum erstenmal den Gletscherstrom des Batura. Vielarmig in den fernen innersten Hochfirnen und aus Lawinenstürzen geboren, schiebt er sich, unüberschaubar lang, breit und geröllbeladen, wie ein Überrest der Eiszeit, bis zur Karawanenstraße von Basu heraus. Auf der Südseite flankiert ihn eine endlose Zyklopenmauer von Eisbergen, mit Abbrüchen, Tausende von Metern hoch. Neben der Block- und Eiswüste des Gletschers stoßen wir hinter seinen Moränenwällen unerwartet auf winzige, warme Seenaugen, auf die Sennhütten einer begrüneten Hochalm (Dachpirt) mit reisenden Gerstenfeldern in 3400 m Höhe! Auf Edelweisswiesen weiden Paks, Schafe und Ziegen. Unsere Feuer prasseln lang in die Nacht hinein, unter einem klaren Sternenhimmel, zwischen den vollen Blütenkrone dustiger Rosensträucher und wilde Eisberge glitzern im Mondlicht zum Belt herein.

21. Juli. Unser Hauptlager steht nun 3500 m hoch auf einem Moränenhügel gegenüber der Schafalm Put Mahal unter den Steilabstürzen der „Baturamauer“. Eine Bresche ist in den unersteigbaren Wall der „namenlosen 7000er“ geschlagen. Ein gar nicht aufregend steiler, breiter Seitengletscher vermittelt einen Zugang zu hochgelegenen, flachen Schneemulden und leitet weiter zu den obersten Firnflanken der höchsten Baturaspitzen — 7785 und 7710 m. Das hatten unsere Wissenschaftler, die inzwischen den Baturagletscher bis in seine letzten Winkel durchgekämmt haben, richtig erkannt und gemeldet. Auch der unterste Teil des Aufstieges über diesen Gletscherarm schien damals Dr. Willewizer, bei der Beobachtung aus der Ferne, keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten. Aber das war vor drei Wochen gewesen. Seither hatte die Sommerhitze den winterlichen Schneebeleg zerschmolzen, die Spalten der Brücke freigelegt und die Verhältnisse völlig verändert. Wir sind jahreszeitlich zu spät daran. Der vorher glatte Ferner ist jetzt nach allen Seiten hin zerkerbt wie eine borstige, rissige Rinde und stellt sich als ein fast 2000 m hoher, unruhiger Eisbruch ober uns auf — zerborsten, von breiten Spalten

zerfägt, von einem lockeren Trümmerhaufen zerworfenener Firnwürfel bedeckt. Nach seiner Überwindung läge der Weg zum Gipfel frei vor uns.

Zeitler, bisher von stabiler Gesundheit, liegt mit hohem Fieber in Hut Mahal, Klamert muß vorläufig zu seiner Betreuung zurückbleiben. Dr. Sahib Bernett springt dafür ein und steht mir mit starkem Willen und ungewöhnlicher Härte in vorderster Linie des Spitzentrupps zur Seite. Captain Shah Khan und Daud Beg werden als „Vollbergsteiger“ eingesetzt und halten sich hervorragend. Planvoll und verbissen greifen wir an. Präzis wird Lager auf Lager in den Eisbrüchen vorgetrieben. Erst muß noch schroffes Felsgelände mit den Kolonnen der Träger überklettert und mit Seilen versichert werden — im Fels gibt es für die Hunza keine Schwierigkeit! — dann stoppt uns ein Gewirr von schmalen, zerbrechlichen Kluftspalten und weit klaffenden Spalten. Eine davon mußten wir mit einer Seilbrücke überwinden. Wir arbeiten uns durch einen Irrgarten von durcheinander geworfenen Blöcken, nadelspitzen Türmen und mächtigen Eisburgen hindurch eine bizarre, gefährliche Dolomitenlandschaft, aus Firneis modelliert. Geraks und Firnmauern zerfallen unberechenbar. Klamert entwischt gerade noch mit seiner Kolonne von Hochträgern der tödlichen Bedrohung eines solchen Einsturzes. Lawinen überstreuen unsere Spur. Sprünge weiten sich täglich zwischen den Zelten, sie müssen öfter verlegt werden.

Dieser Gletscher aus frisch gebackenen Firnmassen scheint sich in ungewöhnlich schneller Fließbewegung zu befinden. (Dr. Pillewizer nimmt einige Meter pro Tag an!) und unterliegt augenscheinlich in manchen abgeänderten Bildungs- und Bewegungsgesetzen als die „Eisgletscher“ unserer Alpen. Wieder müssen wir erst neue Erfahrungen sammeln, alpine Spielregeln haben hier keine Gültigkeit! Martl schleppt noch die schwere Filmkamera auf seinen eigenen Rücken mit. Oft wühlen wir uns in der erschlaffenden Mittagshitze durch den zähen Schneebrei windstiller Mulden; Durst, Nachtfälte und Höhenmüdigkeit plagen uns. Aber nach Überwindung einer letzten, senkrechten Stufe liegt der Zugang zu den höchsten Naturspitzen offen vor uns! Mit vier Hochlagern haben wir den großen Eisbruch durchstoßen. Ein Lager V wird von Bernett und Mayer in 6700 m Höhe eingerichtet und mit Ausrüstung für ein weiteres versehen. Besonders Doff ist in Hochform und spurt allein zur letzten Erkundung über die 7000 m Linie hinauf. 3 hohe Siebentausender stehen nun als „sichere Beute“ über dem Lager. Einen Tag vor dem Griff nach dem „Höchsten“ (7785 m) schlägt das Wetter um.

Ich will nach Lager V nachziehen. Da meldet Martl von unten, daß die senkrechte Firneisbarriere vor Lager III mit einer heftigen Erschütterung des Gletscherbodens abgebrochen und damit ein weiterer Lastentransport voraussichtlich nicht mehr möglich sei. Und die ebene, glatte Gletscherfläche daneben sei zu einem dolinenartigen Trümmerfeld plötzlich in sich eingesunken. Das Lager III mußte fluchtartig geräumt werden, Klüfte rissen plötzlich zwischen den Zelten auf. Trotzdem war Zeitler und Klamert noch einmal mit dem Nachschub heraufgekommen.

Mit meinem ruhigen Leibträger Djoard Beg winde ich mich durch die eben zerborstene Trümmerzone hinab, um selbst die Lage zu sondieren und eine Entscheidung zu treffen: Jeden Augenblick kann ein neuer Einbruch erfolgen. Der Nachschub muß eingestellt werden, es ist nicht mehr zu verantworten und wäre sonst ein Spiel mit dem Leben der Träger und „Sahibs“ gewesen. —

Zwei Tage hat indessen der Sturm an den Zelten der höchsten Lager gezerrt. Das eingeschneite Spitzencamp V muß im Schneetreiben und sichlosem Nebel aufgegeben werden.

4. August. Wir lauern mit unseren Hochträgern wieder beisammen in den sturmfesten Kleppernetzen des Lager IV (6200 m). Der Proviant geht zu Ende, eine Wetterbesserung muß bald eintreten, wenn wir noch zum Zuge kommen sollen. Die Angriffsgruppe für den „Höchsten“ wartet auf ihre Stunde. Aber die Witterung bleibt unzuverlässig.

5. August. Um uns auf alle Fälle einen „sichtbaren“ Erfolg zu sichern, wollen Mayer und Schliefler versuchen, den „sicheren“ Hochgipfel zu erobern, der unseren Zelten am nächsten steht. Wir ändern rasen uns in der Reserve für den morgigen Angriff auf den

„Höchsten“ aus. Mit Kurzflit und Taschenlampe stolpern Dolf und Martl bei zweifelhaftem Wetter um 3 Uhr früh in die Nacht hinein.

Von einem Sattel am Fuße des Gipfelaufschwungs ersteigen sie über seinen scharfen, überwächten Eisgrat, manchmal bis zu den Hüften in Pulver wühlend, in anstrengender und gefährlicher Arbeit um 10.30 Uhr die Spitze, fotografieren und hissen die Flaggen. Der Höhenmesser zeigt 7410 m, aber nachdem früher Schwankungen nach oben und unten bis zu 150 m beobachtet wurden, nehmen sie eine Höhe von ca. 7300 m an. Damit hat auch die Bergsteigergruppe nach so langen Irrfahrten ihr Ziel erreicht. Ein Hochgipfel des Batura, dem Hauptarbeitsgebiet der Wissenschaftler, ist erstiegen, und ein Stein fällt mir von Herzen.

Als ich mit Martl und Dolf zum Lager IV zurückstapfe, begegnen wir genau vor dem Zelteingang Dr. Bernett, der den letzten Proviant vom Lager III heraufschleppt. Er bringt uns die erschütternde Nachricht, daß Karl Hedler tödlich verunglückt sei! Es war der härteste Schlag, der uns treffen konnte. Karl Hedler, der überaus feinfühlig Mensch und beste Kamerad nicht mehr unter uns — wir konnten es nicht fassen.

Es stürmt die Nacht durch, immer wieder klopfen wir die eingebauchten überlasteten Zellwände ab, vor dem Eingang wächst lautlos langsam ein Schneewall bis unter die eingesenken Giebel herauf. Die Angriffsteilschaft für den höchsten Gipfel — Bernett, Sha Khan, Mayer und ich — hofft immer noch vergeblich auf ein Aufklaren. Es schneit und schneit — ununterbrochen — und an ein Höherkommen ist nicht mehr zu denken. Der Wettersturz droht uns zum Verhängnis zu werden! Schwere Lawinenschnee lagert sich an die Klanken an. Vielleicht ist die Mausefalle schon geschlossen und der Rückzug über den langen, steilen Lawinengang zu Lager III hinab schon abgeschnitten. . . . Trotzdem zögere ich bis zur letztmöglichen Minute. Solange ich es noch verantworten kann. Aufgeben? die höchsten „namenlosen 7000er, die uns sicher zufallen würden bei gutem Wetter. . . . Dann muß ich mich zum Rückzug entschließen. Wir sind um ein Monat zu spät in den Batura gekommen. —

Nebel und Schneetreiben verkleben uns jede Sicht. Wir stampfen uns eine tiefe Wühlspur durch uferlosen Neuschnee über die tückischen Lawinenhänge hinab zu Lager III und kriechen in seine Zelte, bevor uns die Nacht überfällt. Am nächsten Morgen seilen wir uns umständlich über die senkrechte Firmmauer der zertrümmerten Barriere ab. Mit jedem Augenblick rückt die Möglichkeit eines neuen, uns alle vernichtenden Einsturzes näher. Keiner weiß, wann diese Stunde schlägt, aber es bleibt uns keine andere Wahl. Einige Träger kommen kopfüber unten an, umgekippt vom Bleigewicht ihrer Lasten, aber keinem der braven Hunzas merkt man Unruhe oder Angst an.

Auch der weitere Abstieg durch den Trümmerhaufen der Seraks und über die zerweichten Spaltenbrücken kommt zu einem guten Ende durch glänzende Zusammenarbeit von Sahibs und Trägern. Und bei eingebrochener Dunkelheit scharen wir uns schon alle zusammen um das Feuer des Hauptlagers — Herren und Diener jezt um die gleiche Flamme, Männer aus zwei fremden Kontinenten und Gesellschaftsklassen, die gemeinsame Gefahr und Not zu einer Gemeinschaft vereint hatte.

Schumacher war inzwischen kurbelnd durch das Hunzaland gezogen und konnte einen Kulturfilm über den Ablauf der Rundfahrt und Land und Leben der Hunzas aufnehmen.

Die Expedition war für Bergsteiger und Wissenschaftler in der Erfüllung ihrer Aufgaben geglückt und ich hätte mich unbeschwert freuen können, wenn uns nicht ein Birkenkreuz in der Hunzaschlucht das Unfassbare bestätigt hätte:

Karl Hedler † 26. 7. 1954.

Es war ein Zusammenspiel scheinbar sinnloser Zufälle gewesen, die ihn so jäh aus unserem Kreis gerissen hatten. Die Arbeiten der Wissenschaftler waren in der Hauptsache abgeschlossen gewesen. Beim Rückmarsch über den Karawanenpfad der Hunzaschlucht wollte Karl Hedler seine vor ihm marschierende Trägerkolonne fotografieren. Er stand



Aufn.: Döhrer

Paratorum: Südliches Baltartal. Über einem ostenhaftigen Urwall von Birken und Weiden stehen namenlose Hochgipfel von 6000 bis 7000 m Höhe



Գիրտախից: Եր Կոյ-ի-Յաճա (5140 m)

dabei auf dem Außerrand des Weges und neigte sich zu weit nach auswärts. Ein Mandstein brach unter seinem Fuß aus und Karl stürzte rücklings über einen senkrechten Felsabbruch in den Hunzafluß ab. Seine Freunde konnte ihm nicht helfen. Er fand einen schnellen Tod. Jetzt ruht er auf dem christlichen Friedhof von Gilgit neben einem englischen Vermessungsbeamten, der ebenfalls in Hunza im Dienst der Wissenschaft starb. Für uns ist es immer noch gleich unbegreifbar, daß wir ohne ihn zurückkommen mußten. Wir haben Karl unendlich viel zu danken und unser Film ist seinem Gedenken gewidmet.

Es wurden noch einige Erkundungen von den Bergsteigern durchgeführt, um Lücken in der Kartenaufnahme der Wissenschaftler zu schließen und Erstigungsmöglichkeiten zu prüfen: Innerster westlicher Naturawinkel, Ghulkin-Gletscher, Kutschual-Gletscher, Daintar- und Kaltartal.

Dann entlohnten wir in Baltit unsere Hochträger. Ich konnte ihnen das beste Zeugnis ausstellen — sie hatten uns unerfrodren, zäh und treu gedient. Wir trennten uns ungern von diesen so vertraut gewordenen Gesichtern. Sehr schwer fiel uns der Abschied von unseren pakistanischen Freunden. Captain Sha Khan, Dard Beg und Sahib Shah, die zur „DGSK 1954“ genau so gehörten, wie jeder einzelne von uns europäischen Teilnehmern.

Die Arbeiten der Wissenschaftler-Gruppe

Wie ich nur in großen Zügen auf die Hauptunternehmungen und Erlebnisse der Bergsteiger eingehen konnte, so ist es in diesem Rahmen auch nur möglich, die Leistungen der Wissenschaftlergruppe und die Ergebnisse ihrer Tätigkeit zusammenfassend zu skizzieren.

Es ist alte deutsche und österreichische Tradition, bergsteigerische Rundfahrten mit wissenschaftlicher Forschung zu verbinden. Hier sei nur an die Deutsch-Russische Karakoram-Expedition 1928, an die Nanga-Parbat-Expeditionen von 1934 und 1937 erinnert, sowie an die Anden-Expedition des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, die uns richtungweisend waren. Gefördert und überhaupt ermöglicht wurde die Teilnahme der wissenschaftlichen Gruppe durch die großzügige finanzielle Unterstützung durch die vorerwähnten Institutionen und vor allem durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das Deutsche Geodätische Forschungsinstitut.

Ich darf vorwegnehmen, daß die Zusammenarbeit der zwei Gruppen harmonisch und glücklich und für beide Teile nutzbringend verlief. Eigentlich waren es bei uns die „Wissenschaftler“, die in den Hauptmarschrichtungen vor den „Bergsteigern“ herzogen, die Gebiete auf ihren Arbeitssektor durchaderen und großflächig erkundeten und dadurch den nachrückenden Bergsteigern, die durch ihre Aufgabenstellung immer länger an irgend einem Berg festgehalten wurden, wertvolle Hinweise geben konnten. Die Bergsteiger „rebanchierten“ sich dafür, indem sie zum Beispiel durch eingehendere Erkundung und mit entsprechenden Standfotos und Skizzen Lücken in der Kartenaufnahme der Wissenschaftler schließen halfen.

Die im Arbeitsgebiet selbständig operierende Wissenschaftler-Gruppe konnte unter Leitung von Dr. Pillewizer ein Areal von ca. 3000 km² naturwissenschaftlich sichten. Die Fachgebiete Glaziologie, Geologie und Pflanzengeographie wurden durch Pillewizer, Schneider und Paffen vertreten. Der in Pakistan lebende Geophysiker Dr. Karl Wienert schloß sich für einige Wochen der Gruppe an und wertvolle Dienste als Dolmetscher und Landeskundiger leistete. Survehor Sahib Shah, der vom Survehor of Pakistan der Expedition als Begleiter mitgegeben war.

1925 brachte Bh. C. Biffier die erste Kunde vom Naturagletscher. Der Hauptkamm des Karakorum-Gebirges, eine der mächtigsten Massenerhebungen der Erde, sinkt hier an der „Naturamauer“ auf 40 Kilometer Länge kaum unter 7000 Meter ab. Die bisherige kartographische Darstellung der südlich davon auslaufenden Fjerner und Täler zeigte aber wenig Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit. Die vorbringlichste Aufgabe war daher die Erstellung einer Übersichtskarte im Maßstab 1:100.000 durch Karl Hedler und Pillewizer, vermittels der auf vielen Hochgebirgsexpeditionen bewährten terrestrischen Fotogrammetrie. Die

fertige Karte wird die Grundlage für die weitere naturwissenschaftliche Erschließung des Karakorum bilden.

Die Arbeiten wurden im Süden des Hauptkammes, an einem Ausläufer des Rakaposhi in 4800 Meter, begonnen, um Anschluß an die Triangulation des Survey of India zu gewinnen. Von da aus erfassten Pillewizer und Hedler den Raum kartographisch weiter, trotz der besonderen Schwierigkeiten des Berggebietes für die topographische Aufnahme. Dies konnte nur gelingen, wenn die Wissenschaftler selbst gute Bergsteiger waren. Denn jede Feldarbeit in diesem wilden Hochgebirge, mit seinen wenigen und oft nur gefährlich zu begehenden Pfaden, verlangt bedeutende alpinistische Leistungen und großes Können. Das Wetter ließ sich in diesem Sommer besonders ungünstig an und das Gebiet war bisher kaum vermessen. Natürlich fehlen Signale auf den Gipfeln. Sie mußten daher von verschiedenen Seiten angepeilt werden und es war sicher nicht leicht, die Spitzen von anderen Tälern aus wiederzuerkennen.

Besonders im Falle der Kartographengruppe standen die harten bergsteigerischen Anforderungen jenen der Bergsteigergruppe kaum nach. Innerhalb von zwei knappen Monaten vollendeten Hedler und Pillewizer die Triangulation und die topographisch-photogrammetrische Aufnahme, die sie wiederholt auf Gipfel zwischen 5000 bis 6000 Meter geführt hatte. Hedler war einer der besten Fachleute für Vermessungsarbeiten auf Expeditionen in Hochgebirgen gewesen. Seine Leistungen zeugten von ungewöhnlicher Energie. Tag für Tag war er mit den Trägern unterwegs. Er verzehrte sich in seiner Arbeit, als ob er geahnt hätte, welche kurze Frist ihm nur gegeben war. So bewältigte er in diesen acht Wochen allein im Aufstieg 40.000 Höhenmeter zu Fuß in unwegsamen Gelände! Pillewizer hat 800 Kilometer auf Schusters Rappen zurückgelegt und von jedem der Teilnehmer wurden ähnliche Leistungen verlangt.

Die Standorte für die Vermessung mußten in den schluchtartig tief eingeschnittenen Tälern hoch hinauf verlegt werden und der Anstieg führte oft weglass über lange, verschneite oder mit rutschigem Geröll bedeckte Gletscher, über steile, sonnendurchglühete, wasserlose Flanken und auf schwierige Grate. Die wichtigsten Ferner dieser Gebirgszüge wurden von Pillewizer auf ihre Bewegung und ihren Eishaushalt hin untersucht. Interessant ist vielleicht die Feststellung, daß sich auch im Karakorum die Gletscher im allgemeinen im Rückzug befinden, mit Ausnahme des Muttschual, der im Tag um 30 cm vorrückte.

Nach der Erfassung des Ruknar-, Baltar-, Muttschual-, Schipar- und Ghullintales wandten sich die Wissenschaftler dem Batura zu und drangen in seine innersten Winkel vor. Dieser 58 Kilometer lange Gletscherstrom — der drittlängste außerpolare der Erde — wurde von Pillewizer einer systematischen Bearbeitung — durch Anlegen von Bewegungsprofilen, Abschmelzpegeln, vermittels Eisbohrungen und allgemein geographischer Beobachtungen — unterzogen. Dieser größte Ferner unseres Expeditionsgebietes, der Eismassen von wohl mehreren hundert Metern Dicke und 2,5 Kilometer Breite bis ober dem Hunza bei Bazu heraustransportiert, wird an seinem südlichen Ufer von der aus kristallinem Gestein aufgebauten, eisgepanzerten „Baturamauer“ mit 3000 bis 4000 Meter hohen Wänden überhöht. Eine entsprechende Schilderung Bissers war es gewesen, die die Bergsteiger davon abhielt, gleich am Anfang in das Baturatal vorzustoßen. Die Untersuchungen Pillewizers ergaben, daß es sich bei dem Seitenarm, über den der Anstieg zu unserem „Namenlosen Siebentaufender“ führte, um einen rasch bewegten „Eisstrom“ handelte, mit mehreren Metern Tagesgeschwindigkeit(!), dessen Oberfläche lebhaften, täglichen Veränderungen ausgesetzt ist. Daher auch die vielen Eisstürze und Einbrüche, die uns stets bedrohten.

Es ist zu erwarten, daß die Auswertung der glaziologischen Messungen Einblick in die noch nicht geklärten Vergleicherungsverhältnisse dieses Karakorumteiles gibt.

Von Focher Schneider wurde eine gesteinskundliche Kartenaufnahme des Arbeitsraumes durchgeführt. Es gelang ihm dabei, im Rückzug der Dupghar-Gruppe, die den Batura im Norden begleitet, Fossilien zu finden, die erstmals Einblick in ihren geologi-

sehen Aufbau (Permo-Karbon) gestatten. Das fast kahle Gebirge dort, mit seiner nur fleckenhaften Pflanzenbedeckung ist in seiner Schichtung und Zusammensetzung für den Geologen wie ein aufgeschlagenes Buch zu lesen und der Hunza schneidet zudem noch mit seiner Durchbruchschlucht ein 5000 Meter tiefes, nacktes Profil quer durch die Hauptketten und legt die obersten aufgetürmten Schichten der Erde bloß. Ein ideales Betätigungsfeld für den Geologen. Zusammen mit Wienert konnte er ein Punkteness von 200 erdmagnetischen Messungen anlegen, das ebenfalls einen Querschnitt durch diese Karakorumkämme gibt und weitere Rückschlüsse über deren geologische Struktur zuläßt. Es war die nagende Sorge unserer sonst frohsinnigen Geologen, daß seine Gesteinsammlung, die von Tag zu Tag ungemütlich anwuchs, auch wirklich auf den Träger- und Multrüden nach Gilgit gelangte, statt in den Hunza abgeladen zu werden und er atmete erst auf, als die „verdamnten“ Kisten im Bauch des Flugzeuges verschwanden.

Wienert kampierte mutterseelenallein im Baltartal auf 5000 Meter Höhe, führte luftelektrische Messungen aus und verständigte sich mit der „Zivilisation“ im Hauptlager der Wissenschaftler nur durch abendliche Blinkzeichen, was häufig etliche Unklarheiten zurückließ.

Schließlich wurde die Pflanzenwelt von Dr. Paffen studiert. Trotz des mageren, oasenhaften Bewuchses bot das Land dem Pflanzengeographen eine Fülle von Problemen. Er schloß an die Arbeiten von Prof. Troll (1937) am Nanga Parbat an und konnte dabei den allmählichen Übergang der Vegetation von seinen noch monsunbenetzten Hängen bis hinein in die wüstenhafte trodene Zone des West-Karakorum verfolgen. Auch hier ist die Erstellung einer vegetationskundlichen Karte vorgesehen. Von Interesse für die Landwirtschaft unserer Bergbauern dürfte seine Sammlung „harter“ Getreidesorten und anderer Samereien des Hunzalandes sein, die er für die Saatuchtanstalt Weihenstephan mitbrachte. Daneben stellte Paffen während der ganzen Expedition regelmäßige meteorologische Messungen an, die mithelfen, den wüstenhaften Charakter der Landschaft zu erklären.

Nach Hedlers Absturz mußte Pillewizer unter vermehrter Anstrengung die Kartenaufnahme fortsetzen. Er vermochte sie zum Abschluß zu bringen und damit dem Tode Hedlers seinen Sinn zu verleihen. Am Ende der Expedition besuchten Pillewizer und Paffen — als „Nachlese“ — noch den Kachhotgletscher des Nanga Parbat, wobei Pillewizer die Messungen Prof. Finsterwalders von 1934 erneuerte.

Die Feldarbeiten der Wissenschaftler sind noch in Auswertung begriffen. Wenn ihre Ergebnisse und die der Bergsteiger auch nicht in Höhenrekordzahlen sichtbar sind, so werden sie umso mehr nachwirkend an Wert gewinnen. Das lag schon so in unserem Sinne, als wir die Rundfahrt planten.

Es mußten auf dieser Expedition viele widrige Geschicke überwunden werden und es bedurfte des besten persönlichen Einsatzes jedes Beteiligten, um das Unternehmen zu einem guten Ende zu bringen. So möchte ich es nicht veräumen, der Pakistanischen Regierung, allen unseren dortigen Freunden, den Political agent von Gilgit, dem Mir von Hunza und von Nagar, der Survey of Pakistan und unseren braven Hochträgern — und nicht zuletzt unseren Förderern und Gönnern in der Heimat — zu danken! Ohne ihre Mithilfe wäre der schließliche Erfolg nicht möglich gewesen.

Der afghanische Hindukusch

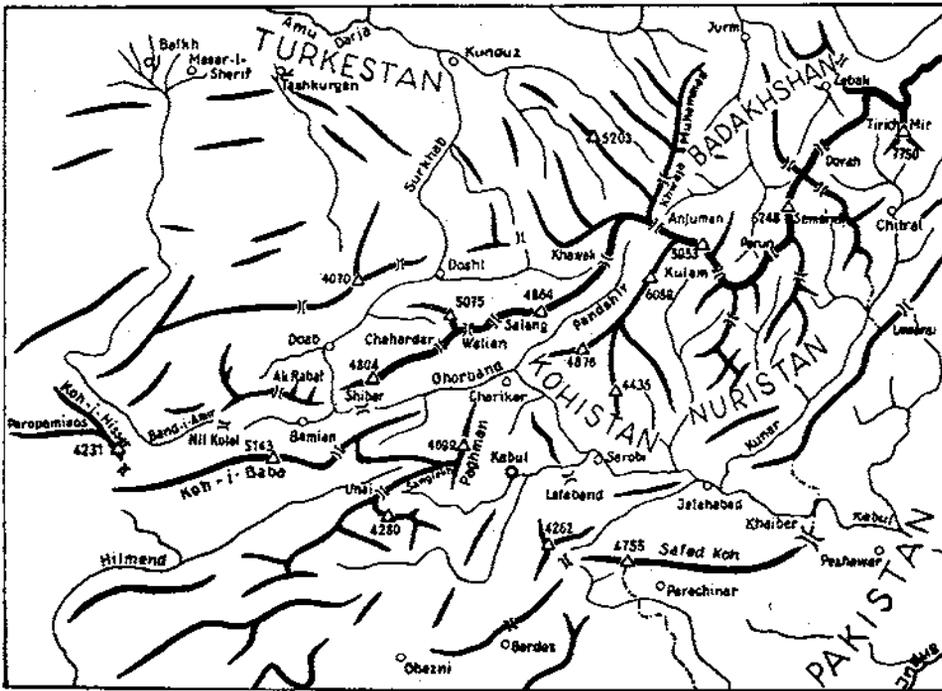
Von Carl Rathjens

Das Land Afghanistan ist mehr als zur Hälfte von einer mächtigen Gebirgsmasse erfüllt, die unsere Alpen beträchtlich an Ausdehnung und Höhe übertrifft. In unseren Atlanten finden wir manchmal das ganze Gebirge als Hindukusch bezeichnet. Meist, und mit mehr Berechtigung, ist der Name jedoch auf den hohen Kamm beschränkt, welcher die Wasserscheide zwischen dem Indus und Kabul-Fluß einerseits, dem Amu-Darja (dem antiken Oxus) andererseits bildet. In diesem Sinne wird der Name auch von den Landesbewohnern selbst gebraucht, wobei es allerdings unklar bleibt, wie weit die nach Norden und Süden abzweigenden Seitentämme dem Hindukusch zugerechnet werden müssen. Die meisten Afghanen übersetzen den Namen als „Hindu-Länder“ und leiten ihn davon her, daß die Hochpässe des Gebirges in alter Zeit den buddhistischen Pilgern aus Indien verderblich geworden seien. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die letzte Silbe des Wortes einfach Gebirge meint und daß Hindukusch nichts anderes bedeutet als das Grenzgebirge zwischen Indien und Turkestan.

Die Hauptkette des Hindukusch nimmt ihren Ausgang am Hochland von Pamir, nur wenig nordwestlich des Arbeitsgebietes der deutsch-österreichischen Himalaya-Karakorum-Expedition 1954, streicht im allgemeinen nach Westsüdwest und endet an der grandiosen Schlucht der Darra-i-Shifari, in der die Wasser von der Nordflanke des Koh-i-Baba-Gebirges und aus dem Becken von Bamian nach Norden durchbrechen. Zwischen dem Baroghil-Paß (3800 Meter), über den man von Chitral in den Wakhanzipfel, den afghanischen Anteil am Pamir, hinübersteigt, und dem Khamak-Paß (3550 Meter), der vom oberen Pandshir-Tal an den Surkhab führt, also auf rund 400 Kilometer in der Luftlinie, liegt kein Paßübergang unter 4000 Meter Höhe. Hier reißen sich ungezählte und meist namenlose Fünfstauender und Sechstausender aneinander, und hier, aus dem Grenzstamm zwischen Afghanistan und Chitral nach Süden vorgeschoben und nur durch Pakistan zu erreichen, liegt auch die vergletscherte Gruppe des Lirich Mir, des höchsten Gipfels des Hindukusch, dessen Höhe meist mit 7750 Meter angegeben wird (1950 von einer norwegischen Expedition bestiegen). Gegen Westen, im Herzen Afghanistans, ist der Hauptkamm etwas niedriger, er wird von mehreren günstigen Pässen gequert, aber die tief eingreifenden Täler der linken Kabul-Nebenflüsse, vor allem Pandshir und Ghorband, und des zum Amu-Darja strömenden Surkhab haben das Gebirge noch gewaltiger und mauertartig herausgearbeitet. Dieses etwa 200 Kilometer lange Stück, das auch noch Gipfel über 5000 Meter aufweist, wollen wir den mittleren oder zentralen afghanischen Hindukusch nennen. Er bildet die eigentliche Trennungswand zwischen dem Kabul-Becken und Turkestan, hier sind die dichtest besiedelten Kulturländer auf beiden Seiten einander am nächsten gerückt, und dieser Teil des Gebirges hat daher immer eine besondere Rolle in der Geschichte gespielt. Am Westende dieser Kette leitet der nur 3000 Meter hohe Shibar-Paß, der einzige, über den sich bisher eine Fahrstraße windet, zum Koh-i-Baba über, einem ebenfalls sehr markanten Hochgebirge mit Höhen über 5000 Meter. Nach Westen hin wird dann der große Zug der afghanischen Gebirge immer niedriger, die Ketten treten auseinander, es schalten sich Becken und Hochebenen ein, und die Reliefeenergie wird merklich geringer. Noch im Koh-i-Sissar gibt es Gipfel über 4000 Meter, wie sie verstreut auch in einzelnen Bergstöcken im ganzen übrigen zentralen Afghanistan auftreten, aber die lange Kette des Paropamisos, die den Hindukusch nach Westen fortsetzt

und die dessen antiken Namen in die Gegenwart gerettet hat, erreicht diese Höhe nicht mehr. Nördlich des Hindukusch verdient vor allem die Kette Khwaja Muhammad, die noch kaum erforscht ist, aber Gipfel über 5000 Meter hat, Erwähnung als ein selbständiges Hochgebirge, im Süden hängen Paghman-Gebirge und Sanglakh-Kette über das Ghorband-Tal eng mit dem Hindukusch zusammen, während der Safed-Koh südlich des Kabul-Tales und des Beckens von Delalabad eine abgeforderte Stellung behauptet.

Der unvollkommene Stand der Erforschung dieser Gebirge spiegelt sich in den verfügbaren Karten wider. Spezialkarten, wie sie dem Bergsteiger in den Alpen längst zur Selbstverständlichkeit geworden sind, gibt es nicht. Die Karte des Survey of India, lange vor dem Ersten Weltkriege aufgenommen, im Maßstab 1:253.440 (1 inch = 4 miles), ist nur entlang den größeren Routen zuverlässig und zudem noch immer nicht frei zu haben. Säufig ist der Reisende auf die englische Karte von Asien 1:1 Million angewiesen, im



Schnitt der Internationalen Weltkarte und als Fliegerkarte ausgearbeitet. Diese Karten zeigen im östlichen Hindukusch, in den afghanischen Provinzen Badakhshan und Nuristan, noch große Flächen, wo nie ein Topograph gearbeitet hat und der Verlauf der Täler und Rämme nur vermutungswiese wiedergegeben wird. Jede Besteigung wird dadurch auf das höchste erschwert, daß erst der Weg zu dem Gipfel gesucht und erkundet werden muß, den man von weitem gesichtet hat. Zur Geologie ist zu sagen, daß der Hindukusch als junges Faltengebirge wohl ohne Zweifel eine durchlaufende kristalline Zentralzone hat, in der einzelne Granitintrusionen stecken und die von mächtigen paläozoischen Schiefen und Kallen begleitet wird, die nur zum Teil metamorphisiert sind. Im Norden des Hindukusch deutet die „Götterburg“ bei Doab die Stirn der Juragesteine mit roten und gelben Sandsteinen an. Im Süden beginnt schon unmittelbar südlich des Safed-Koh eine völlig andere Gebirgswelt, in der die niedrigeren Ketten vorwiegend aus Gesteinen der Kreide und des Cozän bestehen. Der Hindukusch selbst, oder wenigstens sein westlicher Abschnitt,

über den sich allein bisher nähere Ausfagen machen lassen, hat eine längere morphologische Entwicklung durchgemacht, in der sich ähnlich wie in den Alpen Längstälzonen bildeten, die wieder mit Neogen, jungtertiären Tonen, Sanden und Konglomeraten aufgefüllt wurden, während mehrfach ein älteres Relief buchstäblich im Schutt ertrunken ist. Aus einer Steilwand solcher Konglomerate sind die riesigen Buddhafiguren von Bamian ausgehauen, das am Westende des Hindukusch in 2500 Meter Höhe einst die größte Bedeutung für den Karawanenverkehr durch die afghanischen Gebirge hatte, heute aber nur ein von Ruinen umgebener Marktsiedel ist. Durch fortschreitende Hebung seit dem Jungtertiär wurden die Tertiärbeden zum Teil wieder ausgeräumt, die Flüsse vermochten sich aber gegenüber der Hebung zu behaupten und schufen eine große Zahl von epigenetischen Durchbruchschluchten, unter denen die schon erwähnte Darra-i-Shifari und die Tangi-Gharu, durch die der Kabul-Fluß mit einer gleichzeitigen Gefällstufe von rund 600 Metern das Hochbeden von Kabul verläßt, wohl zu den großartigsten Erscheinungen dieser Art gehören, die es auf der Erde gibt. Für die Wege der Karawanen haben diese Schluchten seit jeher ein größeres Hindernis dargestellt als die schwierigsten Hochpässe. Die alten Saumpfade wie die ersten Autopisten in Afghanistan überwinden daher die Berge fast niemals in einem einzigen An- und Abstieg, sondern überklettern immer wieder Seitenkämme und Nebenwasserscheiden, um von einem Talbeden ins nächste zu gelangen. Manche Schlucht des Hindukusch wurde noch nie von eines Menschen Fuß betreten. Daraus erklärt sich, eine wie schwere Aufgabe es für den Kartenzeichner war, aus einzelnen Routenaufnahmen und Talskizzen den richtigen Verlauf der Flußsysteme zusammenzufügen, und mancher Fehler der Karte erscheint uns eher entschuldigbar. Erst die moderne Technik hat es dem Straßenbau und dem Kraftwerksbau ermöglicht, einigen dieser Schluchten zu Leibe zu gehen.

Wie Afghanistan auf dem Schnittpunkt Vorderasiens, Zentralasiens und des Subkontinents Indien gelegen ist, so unterliegt auch der afghanische Hindukusch den verschiedensten Natureinflüssen. Von Südosten her wandern im Sommer die Monsunwolken auch nach Afghanistan hinauf und bringen der Höhe der Berge reichliche Niederschläge, während darunter die Beden von Beshawar und Delalabad wüstenhaft trocken bleiben. Daher sind große Teile des östlichen Hindukusch und der Safed-Koh bewaldet, echte Himalayavegetation des Bergwaldes und der Matten bringt weit nach Turkestan hinein, und die Hochwälder sind aus Tannen, Fichten, der Himalayahazeder (*Cedrus Deodara*) und einer Kiefer (*Pinus Gerardiana*) zusammengesetzt, deren Rüsse als Nafscherei in allen Basaren des östlichen Afghanistan gehandelt werden. Doch fehlen die Rhododendren des Himalaya, und nach der Art Vorderasiens ist der Unterwuchs in der oberen Waldregion, die unter günstigen Umständen bis auf 3200 Meter hinaufreichen kann, von Wacholdern gebildet. Wo der Monsun nicht mehr ausreichend hingelangt, im nördlichen Chitral und auf der ganzen nördlichen Abdachung des Hindukusch in Badakhschan, finden sich in der Hochsteppe lichte Bestände von Baumwacholdern (*Juniperus excelsa*). Die untere Zone des Waldes, in der die immergrüne Steineiche (*Quercus Balout*) vorherrscht und die nördlich von Delalabad ihre untere Trockengrenze bei etwa 1000 Meter Seeshöhe hat, läßt sich weiter nach Westen bis an das untere Bandshiratal und in die Umrahmung des Beckens von Kabul verfolgen, dort sind die Reste von Steineiche und Judasbaum (*Cercis Griffithii*) jedoch durch starke Holznutzung gelichtet und durch Ziegenfraß verkrüppelt. Sommerliche Gewittergüsse erreichen das Westende des Hindukusch und rufen gelegentlich kurze Hochwasserwellen mit verheerenden Muren und Überschwemmungen hervor. Hier sind alle Südhänge des Gebirges kahl, während sich auf den Nordhängen neben den Wacholdern die für große Teile Afghanistan so charakteristische baumsförmige Pistazie einstellt. Dieser Abschnitt des Hindukusch erhält die meisten Niederschläge im Winter und Frühjahr, mit Depressionen, die vom Mittelmeer und Kaspiischen Meer über die Berge nach Nordwestindien ziehen. Nach dem langen trockenen Herbst, der nach dem Staub und Dunst des Sommers herrliche Fernsicht bringt und für bergsteigerische Unternehmungen wohl die beste Zeit sein dürfte, fallen größere Schneemengen gewöhnlich

erst im Dezember und sperren die Pässe. Schneeschmelze und Frühjahrsregen ermöglichen im Westen des Hindukusch und auf seiner Nordflanke den Regensfeldbau auf Weizen und Gerste, am Schibar-Paß steigen Trockenselder bis auf 3500 Meter empor. Doch scheint gerade in dieser Zeit Nuristan im Regenschatten zu liegen und ist dann in der Regel auf künstliche Feldbewässerung angewiesen. Diese ist in allen Hindukusch-Tälern verbreitet und hat, wo nur irgend möglich, die Talsohlen in üppige Gärten verwandelt, wo Maulbeeren, Walnüsse, Aprikosen, Mandeln, Ölweiden und Pappeln gedeihen und südseitig Reisfeldterrassen bis auf 2000 Meter ansteigen. Die Weintrauben des Ghorband-Tales gehören zu den besten Afghanistans. Die starke Einstrahlung im Sommer und Herbst zehrt die winterliche Schneedecke auf, und die Schneegrenze liegt erst zwischen 4500 und 5000 Meter Höhe. Im mittleren Hindukusch und Koh-i-Baba liegen nur einige Hirnselder in den Karan der Nordseite. Über die Gletscher Nuristans ist noch fast nichts bekannt.

Für den Menschen befaßen die Teile des Hindukusch geradezu gegensätzliche Bedeutung. Das bewaldete Nuristan ist Rückzugsgebiet des alten indo-arischen Volkes der Kafiren, die erst 1895 vom Emir Abdur Rahman von Afghanistan unterworfen und zum Islam bekehrt wurden und deren hölzerne Gottheiten und Heldenbilder heute nur noch in den Museen von Kabul und Peshawar zu sehen sind. Die Pässe Nuristans dienen nur dem lokalen Warenaustausch. Karawanen von Norden, von der vom Pamir her durch Faisabad ziehenden uralten Seidenstraße, hatten Nuristan im Anjuman (4225 Meter) oder Dorah-Paß (4550 Meter) zu umgehen. Ganz anders im Westen. Hier wohnen persisch sprechende Tadjiken und mongolische Hefareh als sesshafte Bergbauern; afghanische Stämme halbnomadischer Lebensweise, deren Winterquartiere im Kabul- oder Kunar-Tal und im Becken von Belalabad oder jenseits der pakistansichen Grenze liegen, treiben im Sommer ihre Kamele, Schafe und Ziegen auf die Hochweiden und wohnen dort in ihren schwarzen Zelten, Kamelkarawanen ziehen geruhigen Schrittes zu den Pässen empor, und usbekische Schafhirten treiben ihre Herden über das Gebirge zum Markt in Kabul. Zwar hat der Karawanenhandel nachgelassen, seit 1933 die Autostraße über den Schibar und durch die Darra-i-Chitral eröffnet wurde. Doch liefert Turkestan noch immer Salz, Reis, Baumwolle, Wolle, Früchte und Teppiche, die als Kamellasten zu den Basaren im Süden wandern. Karthäuser, wo heißer Tee, Reis und Hammelfleisch feilgehalten werden, säumen die Karawanenwege, und am Feuer der Karawanenleute findet der späte Wanderer gastliche Aufnahme, während er sich den Zeltlagern der Nomaden wegen der scharfen, reißenden Hunde nur in Begleitung nähern darf. Viele der Pässe sind seit alters berühmt. Alexander der Große gründete eine Stadt am Fuße des Hindukusch (Alexandria ad Caucasum nahe Charifar) und überschritt den Kharwat, um Baktrien zu erobern. Chingis-Khan kam 1221 n. Chr. über den Al-Kobat-Paß, um Bamian und die „rote Stadt“ Zohak zu zerstören. Der große Eroberer Timur Lenz (Tamerlan) benutzte die gleichen Pässe 1398 n. Chr. auf seinen Feldzügen von Samarkand nach Südafghanistan und Indien. Babur Shah schließlich kam bald nach 1500 über den mittleren Hindukusch, wahrscheinlich im Walian- oder Kaojhan-Paß, ins Kabul-Becken, von wo aus er zu seinem berühmten Heerzug nach Indien aufbrach und das Reich der Großmoguln gründete. An Kabul mit seinem Gebirgsklima bewahrte er immer eine Anhänglichkeit, er wählte es zu seiner Sommerresidenz, und hier liegt auch sein einfacher Grabstein. Im Laufe der Geschichte ist der mittlere Hindukusch nur selten Grenzscheide gewesen. Viele Reiche haben sich bemüht, die östlichen Gebirgsausgänge, unter denen der Khariber-Paß der wichtigste ist, und die Indusübergänge mit den großen Städten und Bewässerungsanlagen am nördlichen Gebirgsrand in Turkestan in einem Besitz zu vereinigen. Im Kabul-Becken, wo alle Abstiege von den Pässen des mittleren Hindukusch zusammenlaufen, lag daher oft die Schlüsselposition, und seine Beherrschung hat mehrfach über das Schicksal Indiens entschieden.

Diese Umstände haben aber Afghanistan auch im 19. Jahrhundert zu einem klassischen Pufferstaat zwischen den englischen Interessen in Indien und den russischen in Turkestan gemacht, und erst nach 1919 erlangte das Land außenpolitische Unabhängigkeit und öffnete sich den Fremden. Was wir an älteren Berichten haben, stammt fast nur aus der Feder

englischer Offiziere in den Afghanenkriegen 1839/42 und 1879/80, politischer Beobachter und Berater beim Emir und Teilnehmer der englisch-russischen, -afghanischen und -persischen Grenzkommissionen. Für Hochgebirgsforschung und Bergsteigerei fand sich dort naturgemäß kein Platz. Rühmlich sind die ersten Erkundungen des Engländer G. S. Robertson in Nuristan 1889/91 hervorzuheben. E. C. Griesbach, der um die gleiche Zeit für den Geological Survey of India in Afghanistan reiste, lieferte uns ein Profil über den Chahardar-Paß (4050 Meter) im zentralen Hindukusch. Mit dem gleichen Auftrag arbeitete H. S. Gahden etwas später im westlichen Hindukusch-Gebiet und in Chitral. Natürlich wurden in dieser Zeit auch andere Pässe von Europäern überschritten, ohne daß wir eingehendere Berichte haben. Im Herbst 1915 zog eine deutsche Expedition von Herat quer durch Zentralafghanistan nach Kabul, um den Emir zur Kriegserklärung gegen England zu veranlassen. Ihre Leiter O. von Niedermayer und W. D. von Hertig überflogen 1916 nach dem Mißlingen des Planes den Hindukusch, um sich teils zurück nach Persien, teils über den Pamir nach China durchzuschlagen. Bald nach dem Ersten Weltkrieg hat eine intensivere wissenschaftliche Erforschung des Landes eingesetzt, die aber aus mancherlei Schwierigkeiten bis heute noch jede Systematik vermissen läßt. 1923/24 reiste der deutsche Forscher E. Trinkler auf den Spuren der Weltkriegsexpedition durch Zentralafghanistan und kam anschließend auch in die Gegenden westlich des Hindukusch. In der Folge waren viele ausländische Lehrer und Ingenieure im Dienste der afghanischen Regierung in Kabul tätig und trugen zur Erkundung der Hochgebirge bei. So kamen die Deutschen H. Seydack und M. Voigt im Herbst 1928 zu Forschungszwecken nach dem östlichen Nuristan und bezwangen u. a. den 4770 Meter hohen Mami-Paß. Lehrer der deutschen Schule in Kabul, B. Iven, K. Brückl und E. Walte überschritten 1932 den Anjuman nach Norden und lehrten ins Kabul-Bedeen über den Salang-Paß (3750 Meter) zurück, der in letzter Zeit im Zusammenhang mit einem Straßenbauprojekt von sich reden machte und eingehende Untersuchung erfahren hat. Dabei konnte Brückl das berühmte Lapislazuli-Vorkommen im Anjuman-Tal untersuchen. Der Franzose H. Furon arbeitete viele Jahre in Kabul und konnte eine Menge geologisches Material über den Hindukusch zusammentragen, wenn er auch manchmal etwas vor schnell verallgemeinerte. Neben ihm seien auch seine Landsleute J. Barthoux, S. und M. de Bizancourt und L. F. Rossiet mit geologischen Publikationen erwähnt. Weitere Angaben verdanken wir dem Deutschen O. Herboldt, der in der Mitte der zwanziger Jahre den Auftrag hatte, für die afghanische Regierung verschiedene Lagerstätten zu untersuchen. Der amerikanische Geologe E. F. Fox überstieg 1937 als erster Ausländer die Khwaja-Muhammad-Kette, doch besitzen wir nur ein populäres Buch, keinen wissenschaftlichen Bericht von ihm. Als Leiter einer bedeutenden landwirtschaftlichen Expedition, bei der für die Kulturpflanzenzüchtung gesammelt wurde, konnte schon 1924 der Russe Bawilov den hohen Barun-Paß von Badakhshan nach Nuristan überschreiten. Seine Ergebnisse regten die deutsche Hindukusch-Expedition 1935 (M. Scheibe, M. Herrlich usw.) an, die u. a. auch wertvolles geographisches Material beibrachte, verschiedene Hochpässe (Bapraf, 4500 Meter, Semenek, 4480 Meter, Dorah, 4550 Meter) und kleinere Gipfel bezwang, aber bei einem Versuch auf den Tirich Mir scheiterte. Die Ergebnisse der dänischen ethnologischen Expedition unter Henning Haslund-Christensen (gestorben 1948 in Kabul) im gleichen Gebiet nach dem Kriege sind noch nicht veröffentlicht. Ich selbst konnte kürzlich (1954/55) Beobachtungen im mittleren Hindukusch und in verschiedenen Gebirgen der Umrahmung des Kabul-Bedeens anstellen. Die populäre Literatur über Afghanistan ist bereits beträchtlich angeschwollen, doch finden wir eine gute neue Darstellung der geschichtlichen Bedeutung des Hindukusch eigentlich nur bei Frazer-Dyler, der lange englischer Gesandter in Kabul war.

Von einer bergsteigerischen Erschließung Afghanistans läßt sich bisher überhaupt noch nicht sprechen. Die afghanischen Hirten sind in den Bergen zwar außerordentlich leistungsfähig, doch endet ihr Interesse an der Grenze von Hochweide und Fels. Es ist vorläufig kaum vorstellbar, daß der Gedanke des Alpinismus in der städtischen Oberschicht Kabuls Fuß fassen könnte. Die im Lande tätigen Europäer sind in der Regel durch

Mangel an Zeit, Ausrüstung, Dauerproviant, Unterkünften und durch bürokratische Eingengungen behindert. Die bisherigen Besteigungen wurden meist von Reisenden mit kürzerem Aufenthalt im Lande oder Angehörigen der fremden diplomatischen Korps in Kabul ausgeführt und beschränken sich auf die weitere Umgebung des Kabul-Beckens und die Nähe der größeren Reiserouten. Das Baghman-Gebirge ist ein öfters aufgesuchtes Ziel, vor allem sein höchster Gipfel, der Tacht-i-Turkoman (4699 Meter). Es scheint, daß der ganze Kamm des Gebirges mit vielen kleineren Gipfeln begangen ist. Bamian ist ein geeigneter Stützpunkt für die Kette des Koh-i-Baba. Auch hier sind in den letzten 20 Jahren schon mehrere Gipfel erreicht, auch der Hauptgipfel (Shah Zuladi, 5143 Meter), doch lassen sich mangels jeder Dokumentation keine Erstersteigungen feststellen. Nur ausnahmsweise wurden Berichte veröffentlicht, wie etwa über eine französische Besteigung im Koh-i-Baba 1935. Im Jahre 1938 erstiegen die Deutschen W. Gorter und E. Ruscher im Zuge einer kleinen Rundfahrt hier den 5100 Meter hohen Amu-Kalan. In jüngster Zeit befinden sich auf den Industrieausstellungen in Gulbahar und Sarobi einige junge deutsche Bergsteiger, die für ihre Freizeit auch weitreichendere Pläne verfolgen. Doch habe ich unter markanteren Hochgipfeln (ein Dreitausender bietet in der Umgebung von Kabul im allgemeinen kein Problem) nur von der Ersteigung einer unbenannten Spitze (4435 Meter) nördlich von Sarobi an der Grenze gegen Nuristan erfahren. Noch stärker steckt der Wintersport in den Anfängen, der neben den oben genannten Gründen auch durch die starke Wolfsplage der Berge eingeengt ist. In strengen Wintern sollen Wolfsrudel bis in die Vorstädte von Kabul kommen. Die Schneelage kann in einzelnen Wintern außerordentlich schwanken. 1954/55 blieb Kabul ohne Schnee, 1953/54 waren die Pässe nach Ghazni noch im April von Schneeverwehungen blockiert. An schönen Feiertagen finden sich auf den Hängen westlich von Kabul schon kleine Gruppen von Skifahrern ein, und zwar nicht nur Europäer. Unternehmungslustige mit Fahrzeug haben sich auch schon in die Gegend des Shibar und des Unai-Passes gewagt. Es scheint, als ob dieser Zweig des Bergsports auf österreichische, deutsche, amerikanische und englische Initiative einen rascheren Aufschwung nehmen wird. Die Möglichkeiten für den Bergsteiger sind im afghanischen Hindufusch in überreichem Maße vorhanden. Es gilt nun, sie zu nutzen. Im engen Verein mit der wissenschaftlichen Erschließung des Hochgebirges wird jede Unternehmung schöne Erfolge erringen und unvergeßliche Eindrücke und Erlebnisse aus der unberührten Bergwelt Afghanistans nach Hause bringen.

Literaturhinweise:

- G. S. Robertson, *The Kafirs of the Hindu-Kush*. London 1896.
 E. C. Griesbach, *Field notes from Afghanistan*. Records of the Geol. Survey of India, 20, 1887.
 G. S. Hayden, *The Geology of Northern Afghanistan*. Memoirs of the Geol. Survey of India, 39, 1, 1911.
 D. von Niedermayer, *Unter der Glutsonne Franz. Dachau 1925*. 3. Auflage, Hamburg 1936.
 E. Trindler, *Aus dem westlichen Teil des afghanischen Hindukusch*. Petermanns Geogr. Mitt., 71, 1925.
 Derf., *Afghanistan. Eine landeskundliche Studie auf Grund des vorhandenen Materials und eigener Beobachtung*. Peterm. Geogr. Mitt., Erg.-Heft 196, Gotha 1928.
 M. Voigt, *Kafiristan, Beiheft 2 zur Geogr. Wochenschr.*, Breslau 1933.
 W. Iven, *Vom Bändschir zum Bändsch*. Peterm. Geogr. Mitt., 81, 1935.
 A. Brück, *Über die Geologie von Badakhschan und Kataghan (Afghanistan)*. Neues Jahrb. f. Mineral., Beil. Bd. 74, Abt. B, 1935.
 R. Furon, *L'Hindoukouch et le Kaboulistan*. Paris 1927.
 Derf., *Sur la géologie de l'Hindoukouch et du Pamir*. Bull. Soc. Géol. France, 5, 1934.
 D. Herboldt, *Geographisch-Geologisches aus dem Hindukusch-Randgebiet in Afghanistan*. Peterm. Geogr. Mitt., 77, 1931.
 E. F. Foy, *Travels in Afghanistan 1937/38*. New York 1943.
 R. J. Pavlov und D. D. Buktich, *Agricultural Afghanistan*. Leningrad 1929.
Deutsche im Hindukusch, Ber. d. dt. Expedition 1935. Berlin 1937.
 A. Herrlich, *Land des Lichtes*. München 1937.
 F. Howland, *Crossing the Hindukush*. The Geogr. Review, 30, 1940.
 W. A. Frazer-Tytler, *Afghanistan*. 2. Aufl., London 1953.
 G. E. Monod-Herzen, *Une ascension française en Afghanistan*. La Géographie, 1936.
 U. Raef, *The Norwegian Expedition to Tirich Mir, 1950*. The Alpine Journal, 58, 1951/52.
 G. R. A. Streatheer, *The Norwegian Expedition to Tirich Mir, 1950*. The Himalayan Journal, 16, 1950/51.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Carl Rathjens, München 13, Abelheidstraße 10/II.

Neues von der Huayhuash-Kordillere (Peru)

Bericht über die Anden-Studfahrt 1954 des Österreichischen Alpenvereins

Von Hans Kinzl

Gespannt verfolgen alle Bergfreunde das Ringen um die höchsten Berge der Welt. Die großartigen Erfolge, die dabei gerade in den letzten Jahren erzielt wurden, sind die Krönung einer langen Entwicklung des Bergsteigens, gleichzeitig aber auch in einem gewissen Sinne das Ende der geographischen Entdeckungen; sind doch einige der höchsten Berge die letzten Punkte der Erdoberfläche, die noch keines Menschen Fuß betreten hat — und nicht betreten konnte. Es scheint, daß die Epoche der Erstbesteigungen im Wettstreit der Bergsteiger vieler Völker in wenigen Jahren zu Ende sein wird. Es ist vielleicht schade, daß jetzt so schnell hintereinander ein Gipfel nach dem anderen erstiegen und damit auch entzaubert wird. Aber die Bergsteiger müssen sich beeilen, wenn sie die ersten auf den bisher noch unerreichbaren Punkten der Erde sein wollen; den in Kürze werden die Männer der Technik, nicht minder kühn als die Bergsteiger, imstande sein, sich mit dem Hubschrauber aus der Luft auf die bisher noch unerreichten Gipfel herabzulassen. Das Bergsteigen wird deshalb nicht aufhören, aber die Befriedigung, „Neuland“ betreten zu haben, wird dem Bergsteiger ebenso ver sagt bleiben wie dem heutigen Geographen, der nicht mehr hoffen kann, einen wirklichen „weißen Fleck“ durch umstürzende neue Beobachtungen ausfüllen zu können.

Außer dem Himalaya spielte sich der „Kampf um die Weltberge“ in den letzten Jahren besonders in den mittleren Anden von Südamerika ab, die im besonderen Maße das Betätigungsfeld der Alpenvereinsexpeditionen geworden sind. Nach Dutzenden zählen die stolzen Sechstausender, die dabei erstmals bestiegen wurden, und nur ein paar von ihnen sind unbefiegt geblieben. Sie müssen die Bergsteiger umso mehr locken, als sie in großartigen Gebirgsketten liegen und mitten in einem Lande, das durch seine Natur und die Zeugnisse seiner Geschichte in der ganzen Welt berühmt ist.

Im ganzen stellen die mittleren Anden ein nach beiden Seiten steil abstürzendes Hochland dar, das im Westen von der Küstentüste, im Osten von den Regenwäldern des Amazonasbeckens eingefasst wird. Darüber ragen erst die Gebirgsketten empor, die im Lande selbst als cordilleras bezeichnet werden. Sie sind meist an granitische Gesteine gebunden, die in die äußere Erdhülle eingedrungen sind; diese hauen entweder selbst die höchsten Berge auf oder bilden zum mindesten ihren Sockel. Die Granitstöcke sind weder sehr breit, noch sehr lange. Sie reißen sich aber an bestimmten Baulinien des Gebirges aneinander, so daß stellentweise doch ziemlich lange Ketten entstehen, von denen die 180 km lange Weiße Kordillere in Nordperu die bedeutendste ist. In dieser Hinsicht kann sich die südöstlich anschließende Kordillere von Huayhuash (sprich Waiwasch) mit ihren knapp 30 km Länge nicht mit ihr vergleichen. Und doch kommt ihr eine Sonderstellung unter allen vergleicherten Ketten des peruanischen Hochlandes zu; denn in ihr drängen sich auf engstem Raume sechs selbständige Gipfel von mehr als 6000 m Höhe zusammen, darunter der Yerupajá (sprich Yerupachá), mit seinen 6634 m Höhe der zweithöchste Berg von Peru und einer der höchsten der ganzen Anden.

Frei erhebt sich dieses Gebirge noch 2000 m höher über das zerschnittene Hochland, das selbst schon mehr als 4000 m über dem Meere liegt. Auf eine Entfernung von Hunderten Kilometer ziehen seine Gipfel den Blick auf sich, besonders von Süden und von Osten her.

Im Westen sieht man sie zum ersten Mal aus dem oberen Santa-Tal. Mit ihrer vollen Gestalt bieten sie sich dem Beschauer aber erst auf der Fahrt nach Chiquián, dem Endpunkt der Straße. Um an die Berge heranzukommen, muß man dann freilich zuerst noch 700 m in warme und windige Talschluchten hinuntersteigen, ehe man auf schmalen und gefährlichen Wegen an den vergletscherten Hauptkamm herankommt, der erst wieder sichtbar wird, wenn man schon in seiner unmittelbaren Nähe angelangt ist. Hier führen dann leidlich gute Pfade über hohe Böcher von Tal zu Tal, und man braucht gar nicht weit auszubiegen, um mit Sack und Pack um das ganze Gebirge herum zu reisen.

Die freie Lage inmitten des Hochlandes zeichnet die Guahhuash-Kette, ebenso wie die Weiße Kordillere, gegenüber den Hochgebirgen von Mittel- und Südperu aus, die an den Ostrand des Hochlandes gerückt und damit schon stark den Wettereinflüssen des Amazonasbeckens ausgesetzt sind. Dort branden nämlich die Wolkenmassen des feuchten Tieflandes unmittelbar an den Rämmen empor und bringen über sie hinweg auf die Westseite vor. Die Tage mit schlechtem Wetter sind daher häufig, die Menge des Niederschlages groß. Auch in der trockenen Jahreszeit fällt oft Schnee. Dem entsprechend scheint die Bedrohung des Bergsteigers durch Lawinen besonders groß zu sein, nicht minder die Gefahr des Abbruches der gewaltigen Gratwächten, wie leider im Jahre 1954 das tödliche Unglück der Seilschaft Fritz Kapparel und Toni Magenauer am Salcantay gezeigt hat.

In schwächerem Maße wirken sich die östlichen Luftströmungen freilich auch in der Guahhuash-Kette und in der Weißen Kordillere aus. Immer wieder bringen sie hier auch in der trockenen Jahreszeit Tage mit schlechtem Wetter und Niederschlag, die bergsteigerische Unternehmungen hemmen, ja sogar gefährden können. Sehr ungleich ist die Witterung auch in den verschiedenen Jahren. So hatten wir im Juli und August 1936 in der Guahhuash-Kette sehr unter dem schlechten Wetter zu leiden. An 9 von 13 Tagen, die wir damals auf der Ostseite des Gebirges zubrachten, gab es Graupelstürme oder Neuschnee, und auch an der Westseite schneite oder regnete es an 5 von 12 Tagen. Anders im Jahre 1954, wo der Himmel meist heiter war und wo die Gipfel und Rämme größtenteils auch nachmittags wolkenfrei blieben. Daß die Schneeverhältnisse gerade in diesem Jahre besonders ungünstig waren, hängt wohl damit zusammen, daß die vorhergehende Regenzeit besonders lange gedauert und offenbar auch außergewöhnlich große Schneemengen gebracht hatte.

Die Kordillere von Guahhuash wird zwar mehrfach schon im geographischen Schrifttum des 19. Jahrhunderts erwähnt, ausführlichere Nachrichten über sie bietet aber erst der deutsche Geograph W. Sievers, der im Jahre 1909 an ihrer Ostseite vorbeizog. Die erste Vermessung ihrer höchsten Gipfel ist das Verdienst einer Expedition der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft von New York unter Führung von O. M. Miller im Jahre 1927. Ihre genauere Erforschung stellte sich die kleine, vom Alpenverein geförderte Gruppe zur Aufgabe, die im Jahre 1936 dorthin reiste. Sie bestand aus Erwin Schneider, Arnold Auerzger und dem Verfasser.

Trotz der vorhin erwähnten Ungunst des Wetters gelang uns damals nicht nur eine vollständige geographische Erkundung, sondern auch eine stereophotogrammetrische Aufnahme des Gebirges für eine Karte im Maßstabe 1:50.000, was die Guahhuash-Kette mit einem Schlage zu einem der bestbekanntesten Gebiete der Anden machte.

Mit dieser Unternehmung beginnt auch erst die bergsteigerische Geschichte dieser Kordillere, indem Erwin Schneider und Arnold Auerzger zweimal versuchten, den höchsten Gipfel, den Yerupajá (6634 m), zu bezwingen. Nachdem sie sich mit ihren Trägern vier Tage lang vom Nordosten her durch die Gletscherbrüche auf die 5730 m hohe Scharre zwischen Yerupajá und Siula durchgekämpft hatten, wollten sie am 28. Juli den Gipfel des Yerupajá über den Südgrat ersteigen. Es war noch Nacht, als sie beim Schein einer Laterne ihre Stufen in den unteren Teil des schmalen und überwächten Grates schlugen. Wegen der ungünstigen Verhältnisse kamen sie aber so langsam vorwärts, daß sie sich entschlossen umzukehren.

Unberzüglich wandten sie sich vom Lager weg auf die andere Seite, zum Siulá (6356 m). Wegen der riesigen Wächten hielten sie sich in der steilen Flanke. Höher oben strebten sie ein großes Stück in einer Abrißspalte empor. Erst knapp unter dem Nordgipfel stiegen sie wieder auf den Osthang hinaus. Nach sechs Stunden standen sie auf dem Gipfel. Allerdings mußten sie es sich versagen, den höchsten Punkt der Wächte zu betreten. Die Gefahr, mit ihr in die Westwände hinunterzustürzen, wäre zu groß gewesen.

Den zweiten Angriff auf den Yerupajá unternahm Schneider und Wertzger von Nordwesten her aus dem Tal des Sees Sahuatocha. Von hier stiegen sie zum Kamm empor, der zum Kasac-Gipfel hinaufführt und der den großen Gletscher an der Westflanke der Hauptkette begrenzt. Am 8. August gingen sie schon um 2 Uhr früh von den Zelten fort, die nördlich unterhalb der Scharre 5740 m zwischen Yerupajá und Kasac standen. Der Mond leuchtete ihnen auf ihrem Anstieg zum Hauptgrat des Yerupajá. Der Schnee war hart und die beiden kamen rasch hoch. Auch sonst schienen die Verhältnisse für die Erreichung des Gipfels günstig zu sein. Aber Wertzger hatte sich am Vortage stark erkältet und wäre den Anstrengungen des weiteren Aufstieges nicht gewachsen gewesen. In kameradschaftlicher Weise kehrte Schneider mit ihm zum Lager zurück, ehe die Sonne aufgegangen war.

In der Morgendämmerung stieg Schneider allein zur Scharre hinauf und über den Ostgrat auf den Nevado Kasac (6040 m). Dieser Gipfel wäre für sich allein ein stattlicher und vollwertiger Sechstausender, die unmittelbare Nachbarschaft des wuchtigeren und um 600 m höheren Yerupajá raubt ihm aber die Wirkung.

Innerhalb von vierzehn Tagen zwei Erstbesteigungen von Sechstausendern, das war ohne Zweifel ein schöner Erfolg, der die kleine Seilschaft wohl darüber hinwegtrösten konnte, daß sie ihr Hauptziel, den Yerupajá, nicht erreicht hatte. Niemand freute sich darüber mehr als der Verfasser, ihr damaliger Reisegefährte, der sich ihretwegen nicht wenig geforgt hatte. Er hatte in der photogrammetrischen Aufnahme der Huahuash-Kette eine Aufgabe, die ihn eigene Wege führte. Es gab kein Stanzlager, woher jemand im Falle einer Bedrängnis hätte rasch Hilfe erhalten können, und im Falle eines Unglückes der Bergsteiger hätte der Verfasser mit den noch wenig berggewohnten Trägern überhaupt kaum helfen können. So haben wir alle drei damals mit vollem Einsatz gearbeitet, denn auch die Kartenaufnahme war auf den felsigen Gaten in Höhen bis über 5000 m nicht ungefährlich. Vielleicht ist uns aber gerade dadurch die Vorbildere von Huahuash besonders ans Herz gewachsen.

Durch unsere Karte, unsere Beschreibungen und unsere Bilder haben sich in der Folgezeit viele Bergsteiger für dieses unvergleichliche Gebirge begeistert. Aus unserem eigenen Kreise versuchten im Jahre 1939 Hans Schweizer und Siegfried Rohrer, die kurz hernach in den Bergen von Mittelperu tödlich verunglückten, den Yerupajá zu besteigen. Das Wetter und die sonstigen Verhältnisse waren aber so schlecht, daß sie ihr Vorhaben, für das ihnen auch nur eine beschränkte Zeit zur Verfügung stand, aufgeben mußten.

Wegen des Zweiten Weltkrieges dauerte es nun ziemlich lange, ehe der Yerupajá wieder Besuch bekam, diesmal durch den unermüdbaren Weltreisenden und Hochgebirgsforscher Arnold Heim, der den Berg im Jahre 1946 zu Lande und aus der Luft geologisch erkundete. Erst 1950 kam wieder eine Bergsteigergruppe an seinen Fuß, die sechsköpfige Harvard-Andean-Expedition. Es war eine tüchtige Mannschaft, gut ausgerüstet und mit ausreichenden Geldmitteln versehen. Dazu hatte sie gerade das, was Schneider und Wertzger gefehlt hatte: genügend Zeit, um den Berg ihrer Sehnsucht regelrecht belagern zu können.

Schon im Jahre 1936 waren wir davon überzeugt gewesen, daß der Gipfelsieg einer Gruppe zufallen würde, die so lange warten könnte, bis sie selbst in der besten Form und die Verhältnisse am Berg am günstigsten wären. Bei den amerikanischen Akademikern kam dazu noch eine beispielhafte Kameradschaft. Es ging ihnen um den Gipfel, nicht darum, wer als erster auf ihm stehen würde. Alle halfen zusammen, um die Hochlager einzurichten. David Garrah erwies sich dabei als der Widerstandsfähigste und Kräftigste. Nach mehr-

malignem Wechsel des zweiten Mannes war es Jim Maxwell beschieden, mit ihm am 31. Juli 1950 um 17.30 Uhr den Gipfel des Yerupaja zu erreichen.

Beim Abstieg stürzte Garrah mit einer Wächte 40 m in die fast senkrechte Wand. Sein Seilgefährte hätte ihn kaum halten können, wenn sich das Seil nicht tief in den Schnee eingeschnitten hätte. Nur mit äußerster Anstrengung konnte sich Garrah wieder auf den Grat hinaufarbeiten. Gleich darauf wäre bald sein Gefährte mit einer Wächte in die Tiefe gestürzt. Infolge der Dunkelheit konnten die beiden ihr Lager nicht mehr erreichen und mußten in einer Spalte bivakieren, wobei sie schwere Erfrierungen erlitten, insbesondere verlor Garrah dadurch alle Zehen. Mit Hilfe ihrer Kameraden konnten sich die beiden Bergsteiger aus dem Eise retten. Garrah fand für sie herzliche Worte des Dankes, nicht minder allerdings für Erwin Schneider, dessen Ratsschläge ihn und Maxwell auf den Gipfel geleitet hatten. Ohne Zweifel hatten die beiden großes Glück, aber sie haben es verdient. In gewisser Hinsicht war auch das Schicksal gerecht, wenn es ihnen den Sieg über den Gipfel beschert hat, dessen große Höhe ihre Landsleute als erste gemessen haben.

Vielleicht durfte man hoffen, daß es auch den Kameraden jener Männer gnädig sein würde, die im Jahre 1936 die Guayhuash-Kette erforscht haben. Noch standen hier drei unerstiegene Sechstausender, nicht so gewaltig wie der Yerupaja, aber teilweise mit noch kühneren Formen und noch schwieriger als er. Sie sollten das Ziel der Andentourfahrt 1954 des Österreichischen Alpenvereins sein. Was im besonderen für diese Wahl sprach, war die Möglichkeit, die Gebietskenntnis und die persönlichen Beziehungen eines Teilnehmers der Fahrt von 1936, der sich gerade auf einer längeren Forschungsreise in Peru befand, diesem neuen Unternehmen dienstbar zu machen. Dessen Teilnehmer konnten sich darüber hinaus auch der wertvollen bergsteigerischen Ratsschläge von Erwin Schneider erfreuen, der aus beruflichen Gründen und im Hinblick auf eine neue Fahrt in den Himalaya nicht wieder nach Peru reisen konnte.

Die neue Bergsteigergruppe setzte sich aus folgenden Teilnehmern zusammen: Siegfried Ueberli, Dr. Manfred Bachmann, Dr. Waldemar Gruber, Dr. Heinrich Klier, Karl Zugmayer. Sie stand unter der Leitung unseres hervortragenden Fachmannes für das Bergrettungswesen Wasil Mariner.

In wissenschaftlicher Hinsicht sollten besonders die Gletscher und die Seen untersucht werden, eine Aufgabe, der sich Dr. Heinz Vöfler und der Verfasser widmeten. Das dritte Mitglied unserer wissenschaftlichen Gruppe, Dr. Walther Hofmann, machte die Fahrt in die Guayhuash-Kette nicht mit, um unterdessen eine neue Karte der Huascarán-Gruppe in der Weißen Cordillere aufzunehmen. Dort arbeiteten vorher und nachher auch die anderen wissenschaftlichen Teilnehmer mit ihm zusammen.

† Die Erstigung eines hohen Anden-Gipfels hat drei Hindernisse zu überwinden: ein behördliches, ein verkehrstechnisches und ein bergsteigerisches. Das erste liegt ein paar Meter über dem Meeresspiegel und kostet vielleicht die meiste Nervenkraft. Gemeint sind nicht die Einreiseformalitäten, die bei einem drei Monate gültigen Touristenvisum höchst einfach sind; man hat nur den bei der Landung abgenommenen Reisepaß in einigen Tagen bei der Fremdenpolizei wieder abzuholen, die ihn inzwischen mit den nötigen Vermerken versehen hat. Auch das kleine Handgepäck wird nach der Landung beim Hafenzollamt rasch und ziemlich großzügig abgefertigt.

Nicht so einfach geht es aber mit dem großen Gepäck, das bei einer mittleren Anden-Expedition etwa eine Tonne oder mehr zu wiegen pflegt. Hier dauert eine befriedigende Regelung mehrere Tage, unter Umständen sogar Wochen. Die Zeiten, wo man auch dafür bei einigen guten Beziehungen zollfreie Einfuhr erhalten konnte, sind leider in Peru — und nicht nur dort — vorbei. Allzu groß ist die Zahl der Gruppen, die glauben, eine solche Bergünstigung beanspruchen zu dürfen. Es läßt sich meist nur mehr die Erlaubnis zur zeitweiligen Einfuhr der Ausrüstung erreichen, gegen die Verpflichtung, die listenmäßig anzuführenden Gegenstände nachher wieder vollständig auszuführen, was bei der Ausreise zu großen Verwicklungen führen kann. Jedenfalls müssen die Lebensmittel, die ja für den Verbrauch bestimmt sind, bezollt werden. Lebensmittel von Europa mitzunehmen,

hat heute vielleicht überhaupt nur mehr einen Sinn, soweit es sich um besondere Verpflegung für die Hochlager handelt. Man kann alles Nötige heute auch im Lande kaufen, auch alle Arten von Konserven, und erspart sich dadurch die Kosten für Fracht und Zoll, die unter Umständen selbst geschenkte Lebensmittel recht teuer machen.

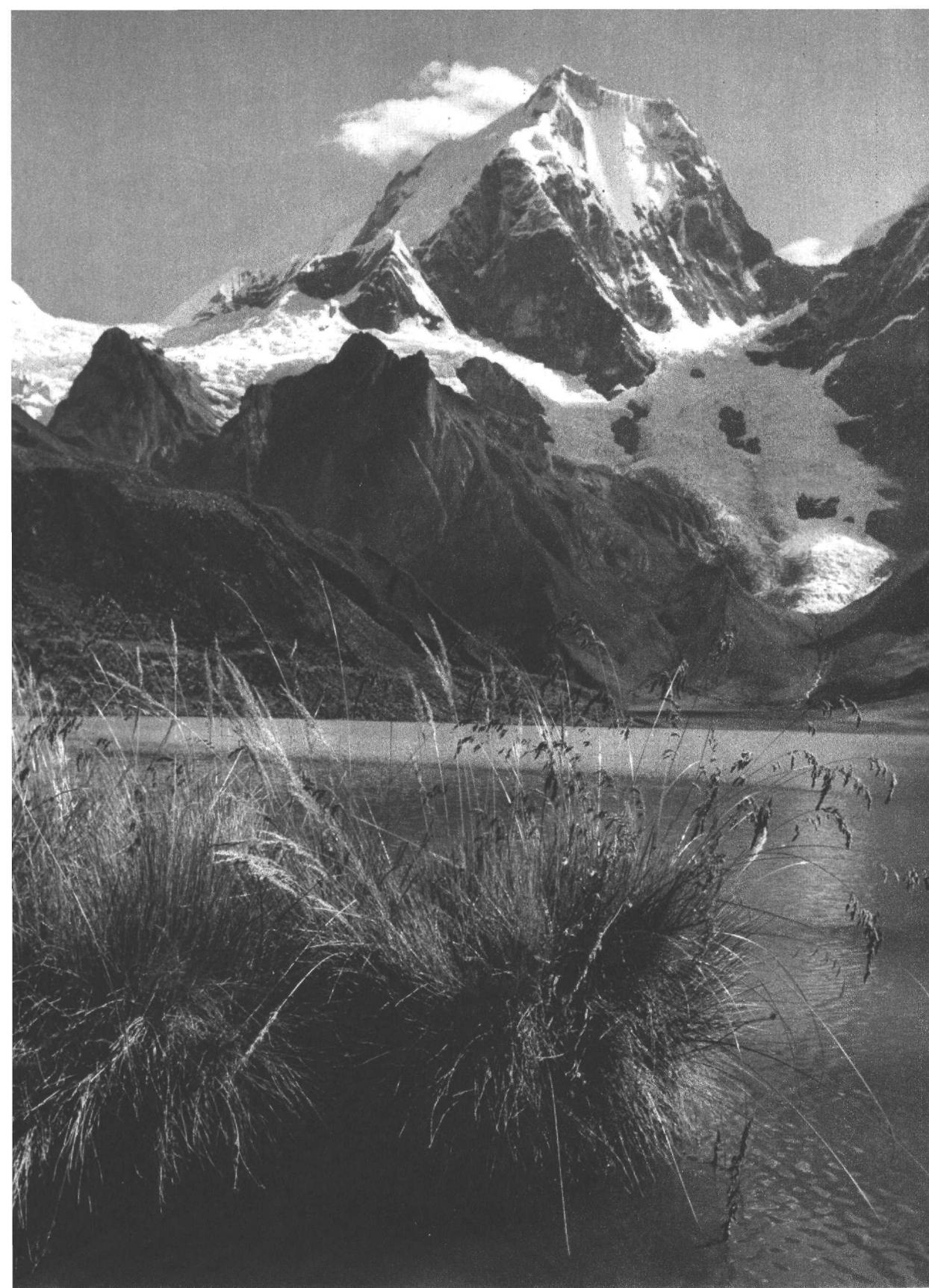
Auch schwierige Zollfragen lassen sich regeln, wenn man sich vor Augen hält, daß es die Zollbeamten nicht so eilig haben wie der tatenhungrige Ankömmling. Man vergräme sie daher nicht durch allzu scharfes Drängen, sondern mache sich von vornherein auf ein mehrtägiges Warten gefaßt. Das Wohlwollen der Zollbeamten ist im übrigen wertvoller als die schönste Unterschrift des zuständigen Ministers (ausprobiert!). Wir fanden auch diesmal bei der Zollbehörde großes Entgegenkommen und bekamen das umfangreiche Gepäck gegen Entrichtung eines sehr mäßigen Zolles auf die Lebensmittel frei. Daß dabei ein hübsches Mädchen als Vermittlerin waltete, hat der Sache sicher nicht geschadet.

Die Fahrt mit *Sad* und *Pac* in das Innere des Landes ist heute kein Problem mehr. Es gibt verlässliche „*agencias*“, die einem mit ihren Personen- und Lastkraftwagen zu einem erstaunlich niedrigen Preise zu Diensten sind. So kann man in Peru heute schon überall nahe an den Fuß des Gebirges heranzufahren.

Dann kommt aber das zweite Hindernis: die Anwerbung von Gehilfen und Trägern und die Mietung der nötigen Reit- und Packtiere. Auch hier, in Orten von vielleicht 2500 bis 3500 m Meereshöhe, braucht man wieder einige Tage, bis alles geregelt ist. Aber sie sind nicht verloren, denn der Körper braucht ohnedies einige Zeit, um sich an die große Höhe zu gewöhnen, ehe sich der Bergsteiger an die Gipfel heranwagen kann. Tüchtige einheimische Begleiter sind nicht allzu schwer zu finden, sind aber nicht mehr billig. Im *Santa-Val* haben manche von ihnen auch schon eine bemerkenswerte Bergerfahrung, alle sind sie kräftig und ausdauernd. Man muß sie freilich mit warmer Kleidung, gutem Schuhwerk und mit dem nötigen Lagergerät ausrüsten. Sie gehen zu Fuß. Der europäische Reisende wird aber besser reiten, um seine Kräfte nicht vorzeitig zu vergeuden. Kürzere Strecken kann man aber auch zu Fuß zurücklegen, was die amerikanischen Expeditionen in Peru teilweise grundsätzlich getan haben.

Am wichtigsten sind gute Maultiere für die Beförderung der Lasten. Sie werden leider, je weiter das Auto vordringt, immer seltener. Man muß sich vielfach schon mit Eseln begnügen, die man nicht schwer beladen darf. Überlädt man sie, dann legen sie sich unterwegs hin und lassen sich eher totschlagen, ehe sie weitergehen. Wir haben es aber öfter erlebt, daß sie nach entsprechender Verminderung der Lasten weiterhin willig dienen. Selbstverständlich kann man auch Pferde als Lasttiere verwenden. Aber sie halten das Leben auf der mageren Weide der Hochtäler nicht lange aus und verfallen dann schnell. In jedem Falle sind gute Packsäcke äußerst wichtig, wenn man zügig vorwärtskommen und die Tiere vor Druckwunden schützen will. In dieser Hinsicht waren wir 1954 besonders schlecht daran, weil mehrere Pferde nur mit Reitsätteln ausgerüstet waren, an denen die Lasten dauernd verrutschten, was viel Mühe und Zeitverlust verursachte, ja an einigen schwierigeren Stellen sogar Tiere und Lasten gefährdete.

Der Abmarsch einer neu zusammengestellten *Karamane* in das engere Arbeitsgebiet ist immer aufregend, meist sogar nicht frei von dramatischen Höhepunkten. Menschen und Tiere sind einander fremd und sollen sich nun außerdem in eine ganz neue Umwelt hineinfinden. Das geht nicht ohne Schimpfen und Schelten auf der einen Seite, Weihen und Schlagen auf der anderen ab. Trotz aller Vorjorge fehlt es an den Sätteln und am Baumzeug. Hier reißt ein Riemen, dort mangelt es an einem Strick, und bevor noch alle Tiere beladen sind, muß man schon wieder beginnen, verrutschte oder abgeworfene Lasten zu ordnen. In unserem Falle brach sich einer der frisch angeworbenen Träger schon während des Aufładens die Hand und mußte auf unsere Kosten ins Spital geschickt werden. Auch die ersten Marschtage sind nicht frei von Ärger und Sorge, und man kann wirklich aufatmen, wenn das erste Stanblager erreicht ist. Nun erst bekommt der Bergsteiger das Gefühl des Handelns wieder in die Hand. War er beim Abmarsch weitgehend von den Erfahrungen und dem guten Willen seiner Hülfskräfte abhängig, befindet er



Aufn.: S. Weberli, 1954

Yerupajá (6634 m), im Vordergrund der See Cathuafocha (4138 m)

TAFEL XIII



Pucanturpa-Stock von Südwesten, links der Nordgipfel (5652 m), rechts der Südgipfel (5550 m)

Aufn.: S. Meberli, 1954



Zirihhanca chico (5467 m) von Südwesten

Aufn.: G. Schneider, 1936

sich nunmehr in einer Welt, wo er der Erfahrene ist. Vor allem ist er nun auch wieder Herr seiner Zeit, ein großer Vorteil in einer Umgebung, die noch nicht gewohnt ist, mit den Stunden zu geizen.

Wir waren jedenfalls herzlich froh, als wir am 24. Juni 1934, dem Johannisfeste und Tag des Indio, am Fuße der Guahhuash-Kette anlangten und in einer Mulde zwischen zwei Moränenwällen außerhalb des Sees Jahuatlocha unser erstes Standlager aufschlagen konnten. In mühsamer und stellenweise gefährlicher Reise waren wir hier von Chiquián her in zwei Gruppen angekommen, die eine über Paclón, die andere über Namac.

Hier hatte sich gegenüber 1936 nichts geändert, die Korbillere von Guahhuash war wirklich geblieben, was sie war: „eine einsame und erhabene, durch nichts entweihte Hochgebirgslandschaft“. Vor allem gilt das auch für das Furvel des ganzen Gebirges, den Talgrund des Jahuatlocha. Über den blaugrünen See hinweg geht der Blick zu den Gletschern des Talhintergrundes und hinauf zu den Niefelsfirnwänden und Wächtengraten des wuchtigen Kondoh (5883 m) und des steilaufstrebenden Krishhanca (6126 m). Auf dem See tummeln sich Enten, Laucher und Bläßhühner, Bunagänse sitzen paarweise an seinen Ufern. Der Ruf der Erbspechte dringt vom Abfall der vom Bach unter schnittenen Moräne herüber, wo sie ihre Nester haben. Braune Kinder weiden auf dem Talboden. In der Nähe der Zelte rauscht der Talaufwind durch die hohen Stauden der blühenden Lupinen. Hoch in den Lüften ziehen Kondore ihre Kreise.

Unser Lager wäre ein fast idyllisches Plätzchen gewesen, wenn man die Zeit gehabt hätte, es bei Tage zu genießen. In Höhen von über 4000 m bietet aber auch das schönste Lager nicht mehr viel Vergnügen, weil man ja meist nur bei Temperaturen von weniger als 0 Grad „daheim ist“. Im übrigen erinnerte uns hier das häufige Donnern der Eislawinen im Hintergrunde des Tales immer wieder an den Ernst des Lebens. Wir hatten keinen Grund, allzu lange im Standlager zu verbleiben. Die Karte von 1936 und die Ratsschläge Erwin Schneiders erlaubten den Bergsteigern schon zu Hause ein genaues Planen. So diente es mehr der Anpassung an die Höhe, wenn sie gleich am ersten Morgen auf die Vorgipfel hinaufstiegen, um den Sechstausendern sozusagen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

Dann griffen sie ohne langes Zögern gleich die ersten Gipfel an. Es waren die Tacra-Berge; sie gehören zu jenen Gipfeln von mehr als 5500 m Höhe, die, was bergsteigerische Schwierigkeiten anlangt, in den tropischen Anden den Sechstausendern meist nicht nachstehen. Wollte man hier die Gipfel nach ihrer bergsteigerischen Bedeutung einteilen, müßte man jedenfalls die Grenze bei 5500—5800 m ziehen. Die 6000 m-Höhenslinie spielt nicht die Rolle, die man ihr in Bergsteigerkreisen zuschreibt, wenn man natürlich auch berücksichtigen muß, daß der Sauerstoffgehalt der Luft mit der Höhe abnimmt.

Schon am 28. Juni steht die Seilschaft Bachmann-Lugmayer auf dem 5564 m hohen Tacra chico. Sie steigen zuerst am Nordgipfel hoch, wo die am Rasac-See tätige wissenschaftliche Gruppe ihren raschen Höhengewinn verfolgen kann. Erst später erreichen sie den Hauptgipfel, und nicht ohne Gefahr erlähmpfen sie sich bei Einbruch der Dunkelheit den Abstieg.

Gleichzeitig wenden sich die beiden anderen Seilschaften (Mariner-Neberli und Gruber-Mlier) dem Tacra grande (5774 m) zu und erreichen nach schwierigem Aufstieg zu Mittag die Gipfelschneide. Wegen der Gefahr des Wächtenabbruches verzichten sie aber wohlweislich darauf, den höchsten Punkt zu betreten. Schon an diesen ersten Gipfeln hatten sich das Können und die Einsatzbereitschaft unserer Bergsteiger sehr bewährt. Nun konnten sie sich, ihrem inneren Auftrieb folgend, an die großen Ziele wagen, die sie nach Peru gelockt hatten.

Am 30. Juni zieht die ganze Mannschaft auf den Kamm östlich des Rasac-Tales hinauf, wo schon Schneider und Unerzger, und nach ihnen die Amerikaner, hochgestiegen waren, um von dort aus die Lager zum Angriff auf den Yerupajá vorzuschieben. Schlechtes Wetter erzwingt zunächst noch einmal einen Rückzug in das Standlager, nur Bachmann

und Gruber halten das Hochlager besetzt. Das zweite Mal wird in 5600 m Höhe zwischen den Flanken des Yerupajá und des Kasac das „Gletscherlager“ eingerichtet. Zwei Tage versuchen von dort aus die Bergsteiger, sich an den steilen Eisflanken den Aufstieg zu den beiden Gipfeln zu erzwingen. Die Schneeverhältnisse sind aber so schlecht, daß sie sich geschlagen geben müssen. In einer letzten Kräfteanstrengung gelingt es aber der Seilschaft Klier-Lugmayer schließlich doch noch, den Gipfel des Nevado Kasac (6040 m) zu erreichen, auf dem Erwin Schneider 18 Jahre vorher als erster gestanden war.

Nun wurde es wieder einsam am Tahuatocha. Am 11. Juli zogen die Bergsteiger südwärts nach Auquimarca, wohin die wissenschaftliche Gruppe schon vorausgereist war. Von dort wandten sie sich in das Tal von Cuyoc, um die Gipfel des Puscanturpa-Stocks zu besteigen, den wir im Jahre 1936 wegen seiner hohen Zinnen und steilen Wände zuerst als „Felsenburg“ bezeichnet hatten. Mariner und Ueberli gingen zunächst den Südgipfel (5550 m) an. Sie waren dem Grat schon nahe, als ein Teil der Wächte abbrach und sie etwa 100 m in die Tiefe riß. Um Haarebreite entgingen sie dem Absturz über die ganze Gipfelwand, der ihren sicheren Tod bedeutet hätte. Zwei Tage später standen die beiden Seilschaften Bachmann-Lugmayer und Ueberli-Gruber auf dem Nordgipfel des Puscanturpa-Stocks (5652 m).

Entsprechend ihrem Plane einer vollständigen Umreifung des Gebirges zogen die Bergsteiger nun über die kontinentale Wasserscheide auf die Ostseite hinüber, wo sie nach Überschreitung dreier Pässe am schönen See Carhuatocha (4138 m) ihr drittes Standlager aufschlugen. Dies war wieder einer der Plätze, die man nicht mehr vergißt, denn unmittelbar über dem See ragen Yerupajá, Yerupajá chico und Zirishanca in den Himmel.

Wieder begann das übliche Spiel mit dem Vorschieben der Lager bis zu einem möglichst hohen Punkte. Aber die Mühe wurde reich belohnt. Am 25. Juli gelangten Bachmann und Lugmayer über die Nordostflanke und den Südostgrat auf den Gipfel des Nevado Sarapo (6143 m). Damit ist der vierte Sechstausender in der Kordillere von Huayhuash erstmals erstiegen worden, eine große bergsteigerische Tat.

Vier Tage später, am 29. Juli, stehen Mariner und Ueberli als erste auf dem Gipfel des schön geformten Zirishanca chico (5467 m), und am 30. Juli folgen Gruber und Klier mit der Erstbesteigung des Minashanca (5637 m), einem Gipfel im Zuge des Rondonoy-Nordgrates.

Dann war es für die Bergsteiger höchste Zeit, die Huayhuash-Kette zu verlassen, um vor der Rückreise in die Heimat wenigstens noch kurz die Weiße Kordillere zu besuchen. Am 15. August gingen sie in Callao wieder an Bord. Ihre beruflichen Pflichten hatten ihnen nur eine kurze, eine zu kurze Zeit für diese bergsteigerischen Unternehmungen in den Anden gelassen. Sie konnten aber mit dem Erreichten zufrieden sein, ganz abgesehen von den tiefen Erlebnissen und Eindrücken, die ihnen diese Reise vermittelt hatte.

Andere Bergsteiger werden nach ihnen kommen, fähig und einsatzbereit wie sie, aber zeitlich nicht so gedrängt und durch ungünstige Schneebedingungen nicht so gehemmt. Ihnen wird es vielleicht gelingen, die letzten hohen Gipfel in der Kordillere von Huayhuash zu bezwingen: den Zirishanca (6126 m), den Yerupajá chico (6121 m) und den Rondonoy (5883 m). Am längsten wird das beim nadelförmigen Zirishanca dauern. Er wird wohl neben dem Chacaraju (6113 m) in der Weißen Kordillere das letzte Bollwerk in den peruanischen Anden bleiben, daß nur mit äußerstem Einsatz erklimmt werden kann.

Unabhängig von den Bergsteigern, aber in enger Fühlung mit ihnen, untersuchte gleichzeitig die kleine wissenschaftliche Gruppe, Pöfler und der Verfasser mit ihren Gehilfen, die Gletscher und die Seen an der Westseite der Huayhuash-Kette. Hier ergaben sich besonders durch den Vergleich mit den Verhältnissen des Jahres 1936 lehrreiche Beobachtungen über den Rückgang der Gletscher. Er war besonders an jenen Stellen auffällig, wo früher der Gletscher über eine hohe Felsstufe auf den Talboden herunter gereicht hatte, während er heute oberhalb davon endigt. Beispiele dafür hat das Tjara-Tal und der Gletscher am Yerush-See an der Westflanke des Sarapo. Andere Gletscher beginnen

abzureißen, neue Felsfenster apert an ihren Zungen aus. Im ganzen sind hier die Gletscher seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts um etwa 1 km kürzer geworden.

Innerhalb der Moränenwälle der früheren Gletscherstände fanden wir schon im Jahre 1936 stattliche Seen. Sie sind inzwischen noch größer geworden, an anderen Gletschern haben sich neue gebildet. Einige dieser Gletscherseen sind ausgebrochen und haben dabei beträchtlichen Schaden angerichtet. Besonders war das beim Yerush-See (4461 m) in den letzten Apriltagen des Jahres 1941 der Fall, wobei sogar Verluste an Menschenleben zu beklagen waren.

Mehrere Seen haben wir ausgelotet, eine Arbeit, die wegen Wind und Wellen oft recht schwierig und für Pöfler in seinem Schlauchboot wegen der drohenden Eislawinen sehr gefährlich war. Bei den Gletscherseen ergaben sich recht ansehnliche Tiefen, so beim Surautocha 69,6 m, beim Solterahanca- oder Sambuña-See 52,7 m, beim schon teilweise ausgelaufenen Yerush-See noch immer 41,1 m. Geringer ist die Tiefe des von einer späteiszeitlichen Moräne abgedämmten Tahuatocha mit nur 12 m.

Immer wieder ging aber unser Blick aus den Talgründen hinauf zu den Gipfeln, deren Aufbau uns gar manches Rätsel aufgibt. Sicher verdankt auch die Huahhuash-Kette ihre Entstehung und ihre Höhe einem Granodioritstock, der besonders in den südwestlichen Tälern an die Oberfläche kommt. Darüber liegen aber Kalke und Quarzite, die offenbar auch die höchsten Gipfel zusammensetzen, zum Unterschied von den Sechstausendern der Weißen Kordillere, über denen die früher auch vorhandenen Schichtgesteine längst abgetragen sind, vielleicht ein Hinweis darauf, daß die Huahhuash-Kette ein jüngerer Gebirge ist. Um darüber Genaueres sagen zu können, bedürfte es einer umfassenden geologischen Aufnahme, die sich nicht nebenher in wenigen Wochen durchführen läßt.

So blieb auch manche wissenschaftliche Frage ungelöst. Das tut uns leid, aber es bedrückt uns nicht; denn alles was von unseren Wünschen und Plänen unerfüllt blieb, wird aufgewogen durch die Erinnerung an die zwar anstrengenden, aber erlebnisreichen Tage in einem der schönsten Hochgebirge der Erde.

Schrifttum.

- W. Sievers, *Reise in Peru und Ecuador*. Wiss. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Leipzig, 8. Bb., 1914.
- D. M. Miller, *The 1927—1928 Peruvian Expedition of the American Geographical Society*, *Geographical Review*, 1929, S. 1—37.
- H. Kinzl und E. Schneider, *Die Kordillere von Huahhuash*. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1937, S. 1—20.
- H. Kinzl, E. Schneider und H. Ebner, *Die Karte der Kordillere von Huahhuash*. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1942, S. 1—35. Mit einer Karte i. M. 1:50.000.
- Arnold Heim, *Wunderland Peru*. Verlag Hans Huber, Bern, 1948, S. 141—154.
- David Garrah, *Up Yerupajá*. *The American Alpine Journal*, 1950, S. 22—32.
- H. Klier, *Cordillera Huahhuash*. „*Berge der Welt*“, 1955, S. 166—182.
- H. Klier, *Sonne über Peru*. Verlag Kremayr und Scheriau, Wien, 1955. 174 S., 24 Bilder.
- Cordillera Huahhuash, Peru*. Ein Bildwerk über ein tropisches Hochgebirge. Herausgegeben von der Anden-Rundfahrt 1954 des Österreichischen Alpenvereins. Verlag Tiroler Graphit, Ges. m. b. S., Innsbruck 1955. Mit 63 Bildern in Kupfertiefdruck und 4 Farbbildern. Text in Deutsch, Spanisch und Englisch. Hier weitere Hinweise auf das einschlägige Schrifttum.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, Geographisches Institut der Universität Innsbruck, Innrain 52.

Bergfahrten um den Kessel von Tondo (Corsica)

Von Rudolf Strobel, Sepp Seligmann und Otto Mayr

Im Frühjahr 1954 waren sechs Jungmänner der Akademischen Sektion München des DAV im westlichen Teil der Cinto-Gruppe. Sie kamen von der Westküste ins Fango-Tal bis Bargiana oder Barliano (150 Meter) mit einem Mietwagen und zogen von da ins obere Cavicchia-Tal. Über diesen Teil des korsischen Hochgebirges war vorher nicht viel in Erfahrung zu bringen. Von drei Unternehmungen deutscher und österreichischer Bergsteiger zwischen 1933 und 1939 lagen Berichte vor. Die Täler sind hier besonders tief eingeschnitten und die Bergfahrten demnach besonders lang: Gipfelanstiege bis 1700 Höhenmeter, Klettereien über Grate und Wände bis 1000 Höhenmeter. Über einige Fahrten sei hier berichtet.

Tondograt. Der Kessel von Tondo wird von einem breiten, steilen Grat geteilt. Rechts, westlich von ihm, zieht die Lafonator-Rinne hinauf, links leiten steile Schluchten zum Capo Uccello (2295 Meter) und zum Capo Tighietto (2285 Meter). „Tondoturm“ erscheint uns als passender Name für den höchsten Punkt dieses Grates, der sich von Nordwesten her aufschwingt.

Eines Morgens stehen wir nach zwei Stunden raschen Aufstiegs am Fuß des Grates bei zwei riesigen Laricio-Kiefern. Mit dem Glas beobachten wir gespannt einen riesigen Raubvogel, der 100 Meter über uns auf einem Felssturm sitzt. Als er uns eräugt, schwingt er ab, Hals und Brust leuchten weiß — ein Lämmergeier. Zuerst ohne Seil klettern wir in einer Mulde zwischen zwei Gratästen hinauf und queren zu einer Scharte im rechten Ast. Über kühne Türme und steile Aufschwünge führt uns der Grat in schöner Kletterei. Rechter Hand steht der Capo Rosso mit seiner Ostwand; aber die Gefährten, die dort irgendwo stehen, erblicken wir nicht. Unübersichtlich ist das Gewirr von Ninnen, Graten, Türmen und Schneefeldern rechts unter uns. Links steht die düstere Nordwest-Wand des Uccello und die leichte Westflanke des Tighietto, durch die wir vor drei Tagen stiegen.

Es ist schon Mittag, als vier quergestellte Türme den Grat zu sperren scheinen. Ein Kamin leitet in eine Höhle und ein Übergang ist mit Wacholder und Erlengestrüpp bewehrt. Auf solche pflanzlichen Hindernisse muß man in Korsika an den unzulänglichsten Stellen gefaßt sein. Über schneidige Kanten und scharfe Reitgrate gewinnen wir immer mehr Höhe. Ein letzter senkrechter Aufschwung bietet zum zweiten Male eine Seillänge v. Grades, und dann eilen wir über Geröll und Schrofen zum höchsten Punkt (zirka 2100 Meter). Die Sonne senkt sich dem Meer zu. Wir steigen zu einer Scharte ab und sind bald auf dem Grat, der Capo Uccello und Paglia Orba verbindet. In der Nähe finden wir den Bivakplatz, den wir schon kennen, und verbringen bei böigem Wind eine kühle Nacht.

Das Wacholderfeuer, das wir seit zwei Stunden schüren, macht uns mit seinem aromatischen Rauch ganz taumelig. Als es hell genug ist, steigen wir nach Süden durch Schrofen und über brüchige Gratrippen ab zum Fuß der Paglia Orba-Ostwand. Diese Wand wurde 1938 von zwei Münchnern durchstiegen, nachdem bekannte Italiener umgekehrt waren. Rasch kommen wir über den leichten unteren Teil auf das sog. „Ostwandband“, über dem sich der schwierige Teil noch 400 Meter hoch aufbaut. Nebel ist eingefallen, und wir finden nicht den Beginn der Föhre. So turnen wir über das blanke Eis des Bandes dem Südostgrat zu. Es gilt Stufen und Griffe zu hacken, und manchmal wünsche ich mir Steigeisen und Eishaken. Dann sind wir in einer Scharte des Grates, der tief unten im Viro-Tal mit einem sphinxähnlichen Turm beginnt. Angeblich ist er schon begangen worden.

Wir kommen zwei sehr gewagte Seillängen hinauf. Das Gestein ist ohne die kleinste Ritze, nur da und dort sind kopfgroße Löcher herausgewittert. Ein eigenartiges Gestein, dieser Kugelgranit, sehr ähnlich dem Ragelluh des Kalkgebirges. Vor uns wächst ein Turm in den Nebel, glatt wie eine Hauswand. Das hat keinen Zweck, es ist schon Nachmittag. So seilen wir wieder ab. Als am Zwischenstand eine Granitkugel, an der ich mich halte, aus der Wand bricht, kann Urel mich gerade noch fangen. Wir finden einen uralten, wackligen Haken mit verrostetem Karabiner, den wir mitnehmen. Über die weniger steile Südseite erreichen wir den Gipfel der Paglia Orba (2548 Meter) und steigen auf dem normalen Weg über Westgrat und Tazonato-Rinne ab. Mit dem letzten Licht sind wir bei den Zelten. (R. S.)

Ein Ruhetag. Warm scheint die Morgensonne auf die weißen Zeltböden. Ich sitze inmitten einer malerischen Unordnung, sitze da an einem Hosenboden, schnitze dort an einem Kochlöffel, betrachte sorgenvoll die Sohlen meiner Stiefel und träume in die Gegend. Ab und zu nehme ich einen Schluck kühler Zitronenlimonade und bin im übrigen bestrebt, nach Kräften zu faulenzeln. Es ist das gewohnte Bild eines erholsamen Ruhetages nach anstrengender Bergfahrt. Und doch ganz anders. Ein Blick in die Runde bestätigt es mir: du bist auf Korsika, in einer fremdartigen Bergwelt. Gleich hinter den Zelten beginnen die weiß und rot blühenden Eistrojenbüsche und die zerzausten Baumheidesträucher den Gang zu bevölkern. Ein ungewohnt bunter Blumenteppich wuchert zwischen den roten Felsen, und die platten Schirme der Laricio-Kiefern ragen bis unter die Wände. Darüber, noch im Schatten, erhebt sich die imposante Kulisse der Felsköpfe und Grate, und immer wieder fliegen die Blicke zu jenen Bergen, die unsere Gedanken seit Monaten beschäftigt haben. Die Wildheit dieses hinteren Fango-Tales ist größer, als man nach der Höhe der Gipfel meinen möchte. Wir fanden kein „zahmes“ Gebirge. Zug und Schiff brachten uns von München nach Bastia und eine waghafte Autofahrt zu unserem Talort Bargiana. Mit Hilfe eines kleinen Esels schleppten wir dann das umfangreiche Gepäck zum Lager: alles Eindrückende, die uns lebendig bleiben. Die Berge wurden uns vertraut, die wuchtige Paglia Orba mit ihren abschreckenden Wänden, der schlante Capo Tazonato, der zerklüftete Hauptkamm mit den Seitengraten bis zur Punta Minuta. Lang sind die Touren und zwingen meist zum Wivat, anstrengend die Wege zu den Einsiedlern, so daß man gern einen Ruhetag im Lager einschaltet.

Ich sammle dürres Holz und schüre das Feuer auf unserer Kochstelle. Der Magen hat einiges nachzuholen, und auch die Kameraden werden hungrig zurückkehren. Wo mögen sie gerade herumsteigen? Mein Blick sucht erneut in den Felsfluchten und Firnrinnen. Doch nur ein Adler kurtzt einsam im Blau, und einige Schwalben zeigen elegante Flugkünste. Überall huschen Eidechsen über die warmen Steine. Ich verfolge so ein buntschillerndes Reptil und versuche es zu knipsen — ein unterhaltendes Geduldspiel! Schließlich lehre ich mit einem Büschel Rauch zurück, eine willkommene Bereicherung unserer Konservenkost! Alpenveilchen leuchten wie Flammen. Die Pracht und Vielfalt der Orchideen, Krokusblüten, der Traubenhyazinthen und Grasnelken erfreuen immer wieder das Auge. Es wird unerträglich heiß, ich muß mich hin und wieder in die eiskalte Gumppe unseres Wildbaches tauchen.

So verrinnt der Tag, bis die Kameraden müde, doch voller Freude und Erlebnisse heimkehren. Während draußen über dem Fango-Tal, wo der Himmel mit dem Meer verschwimmt, die Sonne ihre letzten Strahlenpfeile verschießt, sitzen wir über den Töpfen mit Nudeln und Fleisch. Doch das Schauspiel des Sonnenunterganges läßt uns beinahe den größten Hunger vergessen. Der rote Widerschein taucht die Bergspitzen in dunkle Glut, und unwirklich blaugrüne Dämmerungsfarben vollenden den Farbenzauber. Dann bricht die Nacht herein. Wir liegen um das Feuer und besprechen die Pläne für morgen; doch bald vertreiben wir uns in die Schlassacke. Ringsum lauert eine feindliche Dunkelheit und gespenstisch ruft der Waldkauz aus dem Bergwald. Das eintönige Klauschen aus der Bachschlucht scheint aus weiter Ferne zu kommen. Beim flackernden Kerzenlicht verzeichnet der

Gefährte getreulich seine Erlebnisse, als ich schon mit dem Gefühl der Geborgenheit einschlafe. (S. S.)

Lafonato-Grat. Beim ersten Morgengrauen steckt Stubi seinen Kopf durch den Zelt-
eingang. Ich bin sofort munter, wir wollen doch heute den Grat vom Capo Rosso (2043
Meter) zum Capo Lafonato (2343 Meter) angehen. Ein Blick nach dem Wetter: Es ist
klar und kühl. Das Eisenzeug wandert mit leichtem Klirpern in den Rucksack, Proviant
und Kleidung dazu. Schon schnurrt der Kocher, wir schlingen ein paar Wiffen hinunter.
Ein Blick zurück, wir sind unterwegs. In gewohnter Weise überschreiten wir den Bach und
eilen den Wald empor. Die roten Markierungszettel weisen den Weg durch den Urwald
des Londo-Neffels, so daß wir rasch vorwärts kommen. Auf einer Lichtung liegt Bergerie
Saltare, wo im Sommer ein Hirte haust: ein kleines Mäuerchen unter einem überhängen-
den Felsflos und ein dürftiges Mooslager bilden den ganzen Komfort. Setzt haben sich
dort verwilderte Schweine eingenistet. Die Bäume bleiben zurück, nur Erlengebüsch
und Stechginster wachsen noch zwischen dem scharfkantigen Geröll. Oft ist die Bachschlucht
flammartig, wir hüpfen wie Heuschrecken von Block zu Block, von Ufer zu Ufer, während
unter unseren Beinen das Schmelzwasser tobt. So erreichen wir den ersten Lavinentegel.
Der Schnee ist hartgefroren, doch darunter rauscht es dumpf und hohl. Bei den ersten
Firnfeldern biegen wir aus der Lafonato-Minne und gewinnen bald die Scharte nördlich
des Capo Rosso, wo wir die frische Brise begrüßen, denn die Sonne hat uns tüchtig
eingeheizt. Über groben Schutt und Schnee erreichen wir den Gipfel.

Ein kleiner Imbiß, ein kühler Schluck; dann suchen wir den Einstieg zum Grat. Durch
roten Bruch heißt es zweimal 35 Meter abseilen. Nebelstehen ziehen um die Türme; doch
das beunruhigt uns nicht weiter, wissen wir doch, daß an jedem Nachmittag bei Schön-
wetter die Wolken vom Meer hereinziehen, um sich gegen Abend wieder aufzulösen. Ein
flogiger Turm mit prallen, graugrünen Wänden taucht vor uns auf, doch er läßt sich leicht
umgehen, und hart daneben führt der Grat weiter. Auf, ab, über Platten, kleingriffiges
Gestein; fast nie gelingt es, einen Sicherungshaken anzubringen. Gleich darnach stecken wir
im morschen Bruch, die Griffe lassen sich wie Schußfächer behandeln. Auf einem großen
Wendarm finden wir einen Zettel der Erstbegeher und Abseilchlingen. Es ist, als wäre es
gestern gewesen, doch liegen 15 Jahre dazwischen. Für den Berg scheint es nur ein Wimper-
schlag zu sein.

Wir stehen wieder einmal vor einem jähen Abbruch. Abseilen! Doch wohin? Ringsum
ziehen die Nebelschwaden. Stubi fährt auf gut Glück in die Waschküche. Lange ist Stille,
dann irgendwo Steinerschlag. Mich fröstelt. Endlich läßt der Zug in der Abseilchlinge nach,
und halb verweht tönt das befreiende „Seil frei“. Ich lasse mich am Berlonstrick hinunter,
die dünne Reepschnur läuft heiß über die Schulter. Nach einigem Bendeln finde ich Stand
in der Scharte; das Seil dürfte keinen Meter kürzer sein. Aber beim Abziehen an der
Reepschnur verklemt sich der Knoten. Wir zupfen mit Geduld, wir zerrn mit Gewalt.
Wohl dehnt sich die Berlonschnur um Meter, doch das Seil sitzt wie angenagelt. Wir
klettern an der gegenüberliegenden Seite hoch — kein Schlenkern und Schleudern hilft,
kein Flehen und Schimpfen. Nach Stunden — schon wollen wir seitwärts zur Lafonato-
Minne abklettern — gibt das Seil plötzlich nach. Wir sind froh, obwohl es inzwischen etwas
regnet. Weiter geht es über den Grat, der nur eine Ansammlung schroffer Türme ist.
Eine Kante stellt sich vor uns auf, es scheint schwierig zu werden. Gespannt verfolge ich
den Ablauf des Seiles und bin froh, einen Nagel im Fels „singen“ zu hören. Beim Nach-
gehen zieht mich der Rucksack beinahe rücklings aus dem steilen Riß, ich hänge am Seil, bis
mir einige verzweifelte Kimmzüge gelingen. Ein ausgezehrer Quergang, ich stehe beim
Gefährten. Es wird schon dämmerig, aber hier können wir nicht bleiben — also weiter!
Wir finden in einer hohen Einschartung einen dürftigen Grasfleck und machen es uns
„gemütlich“. Unser Blick reicht weit nach Westen zum Golf von Porto, wo die Sonne
versunken ist. Das Meer spiegelt noch die Tageshelle wider, rotgolden, wie flüssiges Gold,
hebt es sich gegen die nachtdunkle Küste ab. Als die ersten Sterne aufblitzen, stülpen wir den

Zeltfack über. Ein alter „Zbarsky“ unter dem Perlonfack bewahrt uns vor der lästigen Kondensationsnässe.

Am Morgen kriechen wir ungern aus der warmen Hülle. Steif und schlotternd verfolgen wir weiter unseren Grat, bald haben wir uns warm geklettert. Wieder heißt es abklettern im brüchigen Gestein; was man anfacht, fällt unter den Händen weg und poltert mit Gestank in die Tiefe. Ein Sprung in eine steile Schneescharte, drüber geht es über wasserübertommene Platten wieder hoch. Es ist Mittag, als wir unter dem Tazonato-Gipfel stehen. Da hören wir Rufe und gewahren unsere Kameraden, die auf dem normalen Weg durch die Ostwand heraufkommen. Rasch klimmen wir die letzte Kante empor und stehen auf dem Gipfel, etwas abgekämpft und zerschunden, aber glücklich. Wir fallen über die Eßvorräte der anderen her. Zum einzigen Mal sind wir alle sechs auf einem Gipfel Korfikus zusammen, und zufrieden genießen wir den herrlichen Blick über das grüne Inselfland, die roten Felsen und das blaue Meer. Ein großer Teil der Westküste liegt vor unseren Augen, und hinter uns sehen wir die wilden Abstürze der Paglia Orba.

Der Abstieg führt uns am „Tazonato-Lor“ vorbei, dem seltsamsten Felsgebilde, dem wir je begegneten. Der Berg ist auf halber Höhe von einem Riesentunnel durchbrochen, 80 Meter breit und 20 Meter hoch, scheinbar nur von schmalen Pfeilern getragen. Trotz des kalten Windes, der durch das Gewölbe pfeift, bestaunen wir lange dieses Felsenwerk und stehen ehrfürchtig wie in einem Dom. Wie lange wird es noch dauern, bis man auch hier nur gegen Eintritt besichtigen kann und aus der Natur ein Geschäft gemacht wird? Während wir die Tazonato-Krinne abfahren und wieder von Block zu Block springen, gehen mir solche Gedanken durch den Kopf. Der tiefe Sinn unberührter Berglandschaft für das Erlebnis des Bergsteigers wird mir klar. Kein Weg, kein Stieg, müde stolpern wir dem Lager entgegen... Warum wehren wir uns gegen den Ausverkauf des unerschlossenen Olandes? Machtlos sind wir hier dem Berg ausgeliefert und deshalb gezwungen, die Schale des technisierten Städters abzuwerfen, so daß in uns voll und tief die Harmonie der Urnatur erklingen kann. (E. E.)

Punta Minuta. Habe Humor, lieber Leser, und sei milder Stimmung, wenn du dies liest, denn ein ganz durchschnittlicher, manchmal etwas fauler Jungmann will berichten, wie ihm eine Meutour gelang. Noch nicht drei Tage weilten wir in diesem Tal, und schon waren die meisten Touren „verteilt“. Aus Futterneid sicherten wir uns die Westwand der Punta Minuta (2547 Meter), die bisher nur im Abstieg durch Abseilen begangen war. Wir konnten sie von unseren Zelten aus sehen, eine ganz normale Wand, weit hinten über einem Tal, sehr weit hinten. Früh brachen wir auf, mit prallen Rucksäcken für zwei Tage. Die erste Phase war ein Kampf mit dem Dschungel. Dornen zerrissen uns Gesicht und Gewand. Ehemals stolze Alpinisten, wurden wir zu elenden Skulis, die sich matt und stumpf immer tiefer ins Gestrüpp wühlten. Mittags traten wir aus dem Busch. Wolken bedeckten den Himmel und unsere Wand. Vor uns lag eine tiefe, düstere, naßkalte Schlucht. In ihrem Grunde wanderten wir bergwärts. Eine Steilstufe versperrte uns den Weg. Die linke Flanke der Schlucht sah gangbar aus: Hinaufklettern, Umkehren und Abseilen kosteten eine Stunde. Dann schwindelten wir uns doch an der Stufe gerade hinauf, Raubtier- und Nasgeruch gaben dieser Kletterstelle eine abenteuerliche Note. Ganz leise stahlen wir uns weg, um ja nicht den gräßlichen Drachen zu wecken, der vielleicht in der Höhle über uns schlief. Steile Firnfelder leiteten von der Schlucht zu unserer Wand. Dann erreichten wir die Wolkendecke und konnten nur noch 20 Meter weit sehen. Es war schon Nachmittag, als wir in die Felsen stiegen, ohne Orientierung, an einer Wandrippe gerade hinauf in den Nebel. Seillänge um Seillänge, wunderbarste Urgesteinskletterei, fest, steil und nicht zu schwierig; Vergleich im Kalt: Dreitorspize-Ostwand. Wir hatten aber zwei Sorgen: Wann kommen wir hinauf und wohin eigentlich? Drei Stunden ging es gleichförmig und konsequent immer hinauf. Unsere Rippe legte sich zurück. Der Nebel riß auf, vor uns lag der Gipfelfsteinmann, und über uns weitete sich endlich wieder blauer Himmel. Zusehend verschwanden alle Wolken. Tief, tief unten im Tal sahen wir zwei winzige Punkte: unsere

Zelte. Draußen lag das Meer, rings um uns in abendlicher Klarheit die Berge unserer Gruppe, neue Freunde, von denen wir schon manche beim Namen kannten. „Mal wieder mächtig Glück gehabt“, sagten wir uns ein wenig selbstgefällig.

Am Horizont stand der Monte Cinto (2710 Meter), der höchste Berg Korsikas. Wie wieder würden wir ihm so nahe sein. Ein langer Grat sollte uns zu ihm bringen. Wir wanderten noch zwei Stunden, überschritten den Capo Rosso (zirka 2500 Meter) und erreichten bei Dämmerlicht die Scharte vor dem wilden Capo Larghia. An einem überhängenden Felsen hängten wir den Zeltack auf und verbrachten unter ihm eine gänzlich unromantische Bivaknacht. Vorjorglich hatte ich mehrere Pullover mitgenommen. Dafür fror ich jämmerlich an den Beinen. Die Felsen habe ich mir sogar angefroren, ja wohl, in Korsika, im Mittelmeer! Freund Sepp überstand es besser, wahrscheinlich ist er härter. Morgens gab es Tee und Erbsensuppe, aber ungekocht, denn das Benzin war verbraucht. Ganz erbärmlich verfatert suchten wir einen Einstieg für den Capo Larghia. Nach einigen Seillängen war es aus. Versuche an zwei anderen Stellen, und ich war so weit, aufzugeben. Sepp blieb standhaft: Wir kehren nicht um! Wir versuchen es wieder an der ersten Stelle; ein Quergang rettete uns. Bald standen wir auf dem Gipfel. Gott, dachte ich, bin ich dankbar, daß ich Freunde habe, mit solcher Energie!

Beim Abstieg auf der anderen Seite mußten wir lange suchen. Den Ostgipfel des Capo Larghia umgingen wir. Ein Abseilhaken ließ sich nur von unten nach oben eintreiben, aber er hielt. Nun lag der Monte Cinto schon näher. Bei grellem Sonnenschein stolperten wir über endlose Geröllfelder und erreichten ihn mittags halbtot. Trotz allem, nun war es wunderbar! Im Süden, Westen und Norden schaute man auf sieben, acht Buchten des Meeres hinaus. Das schönste waren die Farben — blau der Himmel und die See, grün die Insel, dunkel das Grün und Rot der Granitberge. Das aller schönste jedoch war der Mittagsschlaf, den ich im Schatten eines Felsens hielt. Als mich Sepp nach einer Stunde weckte, wußte ich lange nicht wo ich war.

Dann aber hatten wir es sehr eilig. Eineinhalb Tage lang waren wir von den Zelten weggerwandert, einen halben Tag brauchten wir nun für den Rückweg. Es schüttelte mich, wenn ich an ein weiteres Bivak dachte. Aber wie gehen wir? Nur nicht durch den Dschungel! Uns gegenüber lag der Capo Tighietto (2285 Meter), dazwischen das Biro-Tal (1500 Meter). Die Freunde waren auf dem Tighietto gewesen, von der anderen Seite her: es sei nicht schwer, und sie hätten Markierungspapiere ausgelegt. Los, Sepp, rennen! Um 17 Uhr waren wir im Tal, eineinhalb Stunden später standen wir auf dem Tighietto, 800 Meter höher. Der Kundige ermüht unsere Angst vor dem Bivak. Wir begannen zu hoffen. Wie ist es süß, im Zelt zu schlafen! Aber davor stand der Abstieg durch die unübersichtliche Westflanke. Es begann mit Abseilen; wasserübertommene Platten folgten, die über einem Kessel abbrachen. Verzweifelt suchten wir einen Durchschluß. Ein roter Markierungszettel zeigte ihn. In langen Sägen jagten wir hinab — und standen erschrocken zwischen zwei Wasserfällen. Also zurück. Hangelnd und kriechend fanden wir den Ausweg. Als wir in den dichten Urwald unseres Talkeffels kamen, dunkelte es schon. Dann folgten wir bekannten Pfaden — das Lagerfeuer kam in Sicht — und wir waren zu Hause. (D. M.)

Noch manche andere schöne und großzügige Bergfahrt gelang uns in diesen zwei Wochen im Kessel von Tondo. Am letzten Tag, am Pfingstsonntag, stürzte unser Gerhard unglücklich beim Abstieg vom Capo Uccello, den er mit Sepp über die Nordostwand erstiegen hatte. Mit sechs gebrochenen Rippen und einer Gehirnerschütterung trugen wir ihn in zwei Tagen nach Vargiana. Ein Privatwagen brachte ihn nach Calvi und das Rote Kreuz nach Bastia ins Krankenhaus. Wir genossen die Ruhetage am herrlichen Strand von Calvi und in Bastia. In den nünftigen Altstadtgassen, in Olivenhainen, in Blumengärten, am schäumenden Meer unter wilder Steilküste sahen wir noch viele Schönheiten dieser Insel, deren Geschichte manches Abenteuerbuch füllen könnte.

Bei unserer Finanzkalkulation hatten wir uns mit den Fahrpreisen auf der Insel gewaltig verschätzt. Die gebirgige Landschaft bringt stets das Doppelte und mehr an Weg-

Kilometern gegenüber der Luftlinie. Die Fahrt im Triebwagen Calvi—Balvia (zweimal täglich) kostet 900 fr. Der Autodienst Calvi—Bargiana (zweimal wöchentlich) 600 fr. Von Calvi nach Ajaccio fährt täglich ein Bus, ebenso auf vielen anderen Strecken der Insel. Außer in den Städten kann man nirgends Lebensmittel kaufen, meist auch Brot nur nach Bestellung. Die korsische Bevölkerung (vielleicht außer in den „Großstädten“ Bastia und Ajaccio) ist überaus gastfreundlich und ehrlich. Sein Zelt kann man unbedenklich tagelang allein lassen.

Wir haben in Korsika unberührtes und unerschlossenes Hochgebirge gesucht und gefunden. Es gibt keine Führer, keine Träger, keine Bergwacht, keine Hütten, kaum Wege, keine Bezeichnungen. Wir schleppten in brütender Hitze riesige Rucksäcke durch dornige und unwegsame Macchia, korsischen Buschwald. Wir stoben im Nirwaß und versanken im aufgeweichten Firn. Wir waren in jeder Hinsicht völlig auf uns gestellt. Wer solches Gebirge sucht, wird es in Korsika finden; und hoffentlich wird er auch bei der Bevölkerung dort einen guten Eindruck hinterlassen. Er wird heimkehren, voll glücklicher Erlebnisse, voller froher Erinnerungen an die „Insel der Schönheit“.

Verantwortlich: Rudolf Strobel, München 13, Winzenerstraße 24.

Literaturangaben über Bergfahrten in Korsika

„Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“

- 1901, S. 167: Felix v. Cube: „Hochtouren auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 1903, S. 148: Felix v. Cube: „Hochtouren auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 1938, S. 216: Sepp Schmidbauer: „Kletterfahrten in Korsika“ (Cinto-Gruppe)

„Österreichische Alpenzeitung“

- 1909, S. 199: Hans Wöbl: „Bergfahrten auf Korsika“ (Monte Cinto)
 1910, S. 161, 173, 185: Ed. Lucerna: „Bergfahrten auf Korsika“ (Mt. Rotondo, Mt. d'Oro, M. Renoso)
 1927, S. 7: v. Martin: „Bemerkungen meiner Reise nach Korsika“.
 1927, S. 34: Cinto-Gruppe
 1929, R. Krall: Cinto-Gruppe
 1932, S. 329: M. Grosse: „Zur Namengebung und Erstbegehungsgeschichte eines Klettergebietes auf Korsika“
 1934, S. 188: Wilhelm Gnambs: Cinto-Gruppe
 1936, Bernh. Chr. Mosl u. Dr. Toni Ochsenreiter: „Neue Bergfahrten auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 1938, S. 165: Karl Hagspiel: „Bergfahrten auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)

„Der Bergkamerad“

- Jahrgang 13 (50/51) Heft 2, S. 24: „Monte Cinto-Nordostwand“
 Jahrgang 16 (54) Heft 4, S. 79: Rudi Strobel: „Bergfahrten in Korsika“ (Cinto-Gruppe)

„Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“

- 1911, S. 181, 209: H. Wöbl: „Monte Rotondo und Monte d'Oro“
 1931, S. 116: W. Bohmüller: „Rat schläge für Reisen auf Korsika“

Jahrbuch des S.A.C. („Die Alpen“)

- 1901, S. 139: Walter Flander: „Streifzüge durch Korsika und seine Berge“
 1905, S. 244: W. Schülcher: „In Korsika“
 1906, S. 291: W. Schülcher: „In Korsika“
 1932, S. 67: Marcel Kurz: „Notes pour l'Alpiniste en Corse“
 1934, S. 953: Carl Moriger: „Bergfahrten in Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 1936, S. 112: Marmillob: „Varappe on Corse“

„Der Bergsteiger“

- Jahrg. 2 (23/24), S. 148: Walter Amstutz: „Die Punta Minuta von Norden und andere Touren auf Korsika (Cinto-Gruppe)“
 Jahrg. 5 (1927), S. 529: „Reutouren auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 Jahrg. 8 (1930), S. 345: B. G. Mosl: „Die Nordwand des Piz Trajimena“
 S. 465: A. Budel: „Korsische Berge“
 Jahrg. 9 (30/31), S. 518: A. Budel: „Korsische Berge“
 1937/38, S. 67: Schmidbauer, Glugione: Tourenberichte Korsika (Cinto-Gruppe)
 Dezember 1933: „Bergsteigen auf Korsika“, UVS Lechrain (Cinto-Gruppe)
 November 1939: Eugen Hahn

Jahresberichte

- 10 Jahre Hochtourenistengruppe der Sektion Oberland, 1937: „Fahrten auf Korsika“ v. J. Buchner, J. Schmidbauer (Cinto-Gruppe)
 Jahresbericht der Sektion Bayernland 1933: B. G. Mosl: „Neufahrten auf Korsika“ (Cinto-Gruppe)
 Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Sektion Bamberg: „Bergfahrten in Korsika“
 42. Jahresbericht des Alpb. Alpenklubs, Zürich, 1937 (ersch. 1938), S. 7: „Korsika“
 Jahresbericht des Alpb. Alpenklubs, Bern, 1933: „Reutouren in Korsika“
 Jahresbericht der Alpb. Sektion München, 1954: „Fahrt der Jungmannschaft nach Korsika“
 „Jugend am Berg“, Heft 2: „Korsika Felsinsel im Mittelmeer“

Neufahrten in der Cinto-Gruppe

Von Eugen Hahn

In aller Stille vollzog sich die Korsika-Rundfahrt der Bergsteigergruppe der Sektion Stuttgart des DAV im Jahre 1952. Der Versuch, mit einer größeren Gruppe erfahrener Bergsteiger, insgesamt sechs Seilschaften, in ein Massiv einzudringen, das ohne die Voraussetzungen unserer Alpen, Karten, Wege, Hütten und Beschreibungen ist, hat sich damit glänzend bewährt. Alle auf der Insel durchgeführten Rundfahrten konnten sich nur auf einen gewissen Teil oder ein bestimmtes Tal des Bergmassivs konzentrieren und suchten sich eben nach der vorhandenen Literatur das scheinbar Beste heraus.

Uns selbst ging es 1939, während unserer ersten Rundfahrt auf die Ile de Beauté, nicht besser. Teilweise auf den Spuren von Schmidbauer und Bucher wandelnd, gewann ich schon damals den Eindruck, daß sich eine einzelne Seilschaft in den weit schwierigeren Anstiegen in den Steilabstürzen des Westens verlieren mußte, im Gegensatz zu den Besteigungen aus Osten, die Dr. Felix v. Cube um die Jahrhundertwende in systematischer Arbeit in drei aufeinanderfolgenden Jahren durchführte. Damals wurde den Begehungen durch die enorme Steilheit der Klanten und Wände eine Grenze gesetzt, die erst heute durch die technische Entwicklung des Bergsteigens überschritten werden kann. Einmalig aber bleibt die Pionierarbeit v. Cubes, den man mit Recht als den Erschließer dieser Inselbergwelt bezeichnen kann. Die von ihm gezeichnete Karte, die in den Jahrbüchern erschien, war wohl für alle deutsche Korsikafahrer ausschlaggebend. Erschlossen wurde der Reigen der Gipfel in der Cinto-Gruppe von Süden bis zum Norden und weiter nach Osten. Entweder von Neco oder Albertacce aus wurden fast alle Angriffe aus dem Osten kommend vorgetragen. Vier Seitentäler erstrecken sich aus dem zehn Kilometer langen Nordkamme heraus nach Westen. Der am weitesten südlich gelegene Kessel von Tondo war des öfteren schon von Manso aus besucht worden. Seine Einmaligkeit der Lage inmitten der wilden Felszenerie war auch unsere Ausgangsbasis 1939.

Die Felsstruktur, bedingt durch Eruption, hat den Charakter des Bergells, ist aber wohl durch die Seewinde weitaus zerstreutener und bietet dem Felsgeher, auch dem Extremsten, das Klettern in Reinkultur, vorausgesetzt, daß er das Gehen beherrscht. Mit der oft alleinseigmachenden Schlosserei ist hier nicht viel anzufangen. Durch die Lage des Ausgangspunktes, der Bergerie Saltare, die auf rund 900 Meter liegt, gewinnen die Fahrten westalpine Ausmaße, liegen doch alle Gipfel über 2200 Meter, ja sogar 2500 Meter. Zu der relativen Höhe kommt erschwerend noch hinzu, daß beim Erreichen des Gipfels noch lange nicht der Abstieg zum Lager erkundet und ausgeführt ist, da dieser meistens noch eine Bergfahrt für sich bedeutet und von den wenigsten einkalkuliert wird.

Die weiter nach Norden anschließenden drei Seitentäler waren noch keines Besuches von Bergsteigern erwähnt worden und weisen daher eine große Lücke in der ausgezeichneten Karte von Cube auf.

Der bei mir gereifte Entschluß, mit einer größeren Gruppe eine Erkundung in diesen Tälern durchzuführen, war nicht zuletzt der Niederschlag meines Besuches im Jahre 1939. Auch die Kriegszeit und die anschließenden Bergfahrten in unseren Alpen ließen Korsika in seiner wahrhaftigen Unberührtheit der Bergwelt nicht verblasen. Schon der Zauber einer Mittelmeerreise im Kleinen und die Schwierigkeiten überhaupt, vorzustoßen zu den Aus-

gangspunkten, ist noch umgeben von dem Reiz der Erstererschließung der Alpenwelt, die wir kaum mehr ahnen können. In den drei Seitentälern befinden sich Bergerien (Ziegenpferche, die auch in der Karte verzeichnet sind), welche ich als Ausgangspunkt und Lager für die Seilschaften wählte.

Die nördlichste Erkundung und der Anstieg von der Donnino-Bergerie brachten bergsteigerisch nichts Lohnendes, so daß diese Seilschaften ihre Fahrten nach Osten bis zum Monte Badro ausdehnten und anschließend überwechselten auf die Bergerie Stagno. Die Begehung des Nordgrates der Capo Larghia ist wohl neben dem Punta-Minuta-Nordgrat die großzügigste Kletterfahrt der Cinto-Gruppe, welche erstmalig an Pfingsten einer dieser Seilschaften gelang.

Im Valle Troncello, in der Nähe der Spasimata-Bergerie, ist ein schon vor Jahren vorbereiteter Zeltplatz, der von uns Jägerlager getauft wurde. Hier war, von allen bereits beim Einzug festgestellt, der Klettergarten im großen auf Korsika. Welches Paradies sich hier aufbaut, ist in Worten nicht zu schildern. Immer wieder schweift der Blick über die Klanten, Wände, Grate und Türme, die aus der üppigen fremdländischen Flora sich in bizarrer Steilheit, umgeben vom blauen Dunst der fast tropischen Luft, in die Höhe rücken.

Träumend verliert man sich in diesen Naturkultissen. Die Allgewalt des Schöpfers ist nicht nur zu ahnen, sondern plastisch zur Wirklichkeit geworden. Die Begehungen, die sich hier durchführen lassen, sind so vielfältig, daß es sich lohnen würde, einen Bergkommer dort zu verbringen. Die eingesehten Seilschaften griffen die großzügigsten Fahrten heraus, und die erste Begehung der Mufrella-See-Umgehung brachte außer dem Erfolg den Gesamteindruck eines Eldorados für den Felsgeher mit. Der Einstieg ist nicht immer leicht und der vorhergehende Kampf mit dem Unterholz und der Macchia läßt die Klettererherzen in den Niederungen der Wildnis etwas verbluten. Überraschend ist der Wasserreichtum, der in diesem Jahre bedingt war durch den reichlichen Schneefall.

In Kühnen Klettereien gelangen noch weitere Erstbegehungen, so der Südgrat der Punta Gialba, Nordgrat der Punta Petrinaccia, Westwand der Capo al Carozzo, Spino di Butaccio und zum Abschluß die Überschreitung von Capo al Ceppo und weiter über die Südwand zur Punta Pittinaia.

Der Anmarschweg zum Jägerlager erfolgt am bequemsten von Calvi aus nach Bonifato, einem verfallenen Haus ohne Bewohner. Auf der schlechten Fahrstraße ist es vorzuziehen, mit Last- oder Personenwagen dieses zu erreichen, da sich der Anmarschweg kaum lohnt. Von hier aus zieht sich ein wunderbarer Weg den Porcareccia-Bach entlang etwa zwei Stunden empor zum Jägerlager (idealer, vorbereiteter Zeltplatz mit Steinbänken und Tischen am Wasser). Die Erkundung des Taita-Tales von der Taita-Bergerie aus, der die Westwand der La Mufrella sowie die Punta alla Gulaja zum Opfer fielen, brachten auch hier bergsteigerisch nicht viel Neues, da sich die noch durchgeführten Fahrten Stranciacone-Uberschreitung und Missodio-Nordgrat wohl besser von der Bergerie Stagno ausführen ließen. Diese liegt nach meinen bisherigen Erfahrungen so ziemlich im Herzen der Cinto-Gruppe und ist idealer Ausgangspunkt für alle Fahrten zu den höchsten Erhebungen des Massivs. Der Anmarsch erfolgt von Bastia bis Ponte alla Leccia mit dem Zuge und weiter mit dem Omnibus bis Ufco. Eine schön angelegte Straße zieht weit das Stranciacone-Tal aufwärts bis zur Einmündung des Spasimata-Baches, an der eine kleine Hütte des CNF errichtet ist. Damit und durch einen Gasthausbau auf der Bergerie Stagno dürfte das korsische Hochland in seinem schönsten Teil weiten Kreisen erschlossen werden und der einsetzende allgemeine Hüttenbetrieb den Zauber der Ursprünglichkeit mindern.

Trotzdem ist die Erschließung Korsikas, wie sie unsere Alpen erfuhren, noch lange nicht abgeschlossen und daran werden nicht zuletzt deutsche Bergsteiger maßgebend beteiligt sein.

Zwischen meinem ersten und letzten Besuch liegen 13 Jahre und das Leben und Treiben hat sich in keiner Weise verändert. Deshalb ist jedem Besucher der Berge die Mitnahme des gesamten Proviantes dringend zu empfehlen.

Dies ist in kurzen Worten das Wesentliche unserer Rundfahrt und die Anfragen aus den Reihen der Bergsteiger zeigen, in welchem Maße diese Inselberge immer mehr an Beliebtheit gewinnen. Um jedem Besucher wirklich etwas in die Hand geben zu können, habe ich mir erlaubt, das bergsteigerische Erbe von Felix v. Cube auf Korsika anzutreten und richte an alle, die Bergfahrten in der Cinto-Gruppe ausgeführt, die Bitte, zur Zusammenstellung und Berichtigung der neuen Karte, Angaben mit Unterlagen mir zugehen zu lassen.

Anschrift des Verfassers: Eugen Hahn, Sektion Stuttgart des D. A. B., Stuttgart S, Marienstraße 5.

Über das Wesen der Hochgebirgsnatur¹

Von C. Troll

Vorwort

Die folgenden Ausführungen sind eine Frucht jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Hochgebirgswelt zwischen dem Äquator und den Polarzonen, an der der D. u. D. Alpenverein einen großen Anteil hat, sei es durch die Finanzierung der Ausbildungskurse für Gletscher- und Hochgebirgsforschung in den Zentralalpen, an denen der Unterzeichnete erst als Lernender und später als Lehrender beteiligt war, sei es durch die Entsendung von alpinistisch-wissenschaftlichen Expeditionen in die Hochgebirge fremder Erdteile. Ich hatte das Glück, an zwei solchen Expeditionen teilzunehmen, an der Anden-Expedition 1928 in die bolivianischen Cordilleren und an der Ranga-Parbat-Expedition 1937. Durch zahlreiche einzelne Studien- und Forschungsreisen vor, zwischen und nach diesen Expeditionen ist es mir schließlich möglich geworden, ein umfangreiches geomorphologisches, glazialgeologisches, gletscherkundliches, klimatologisches und pflanzengeographisches Beobachtungsmaterial aus den Hochgebirgen Europas, Afrikas, Süd- und Nordamerikas und des südlichen Asiens zu sammeln. So entstand das Ziel einer vergleichenden Geographie der Hochgebirge der Erde (1).

Die Erfüllung des modernen Alpinismus, wie ihn auch unsere Alpenvereine pflegen, sehe ich in dem Dreiklang von ästhetischem Naturempfinden, wissenschaftlichem Erkenntnisdrang und sportlich-körperlicher Leistung im Kampf mit den Naturgewalten des Hochgebirges (2). Das Ideal alpinistischer Betätigung ist wohl die vollkommene Harmonie dieses Dreiklanges in derselben Person oder wenigstens in einer alpinistischen Gruppenunternehmung. Das größte Vorbild hierin ist der Genfer Naturforscher und Pionier des Alpinismus Horace Bénédict de Saussure, ein Zeitgenosse des jungen Goethe und A. von Humboldt, der von der Schönheit und Majestät des Mt. Blanc gefesselt dessen Erstbesteigung anregte und dann zwei Jahre später selbst wiederholte mit dem Ziele, die ersten meteorologischen Instrumentenmessungen in den hochalpinen Regionen anzustellen. Mit de Saussure beginnt der moderne Alpinismus und die moderne Hochalpenforschung. Kurz darauf war es A. von Humboldt, der ähnliche Forschungen in den tropischen Gebirgen des nördlichen Südamerika und Mexikos eröffnete.

Die seitherige Geschichte der Naturforschung wäre kaum denkbar ohne die Erkenntnisse, die ihr aus der Beschäftigung mit dem Hochgebirge, insbesondere den Alpen und dem himalayischen Feld erwachsen sind. Das hat verschiedene Gründe. Dem Geologen geben die Hochgebirge tiefe Einblicke und klare Strukturbilder vom Bau der Erdkruste. Sie enthalten die sichtbarsten Zeugnisse der jungen Erdgeschichte. Unsere ganze Kenntnis der letzten Million Jahre, des Eiszeitalters, und damit auch der Periode, in der sich die Menschwerdung vollzog, hat im Hochgebirge ihren Ausgang genommen. Die Biologen und Geographen sind von der Hochgebirgswelt gefesselt, weil ihnen dort Formelemente und Lebensgemeinschaften in größter Abwechslung auf engem Raum vor Augen treten, die sonst über verschiedene Klimazonen und Breitengürtel verteilt sind. Und nicht zuletzt bieten sich die Gebirgslandschaften dem natürlichen Beschauer größtenteils in der Vogelperspektive dar, ein Vorteil, den für die Flach- und Hügelländer und das niedere Bergland erst die Luftfahrzeuge ermöglicht haben.

I. Der dreidimensionale Blickpunkt

Geographen und andere Naturforscher sind gewohnt, die Erdoberfläche in verschiedene Klimazonen oder Klimagürtel einzuteilen, denen auch die klimatischen Vegetationsgürtel und die Landschaftsgürtel entsprechen. In ähnlicher Weise nehmen wir in den Gebirgsländern der Erde eine vertikale Zonierung von Klima, Vegetation und Landschaft vor, für die wir zur Unterscheidung von der horizontalen am eindeutigsten den Begriff Stufe gebrauchen. In den Alpen ist es üblich, von einer montanen, subalpinen, alpinen, hochalpinen oder subnivalen und nivalen Stufe zu sprechen (3). Der Lateinamerikaner spricht in den nördlichen Anden und in Mexiko von Tierra caliente, Tierra templada, Tierra fria und Tierra helada, der Äthioper von Kolla, Woina Dega, Dega und Tschoke.

¹ Nach einem auf der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins zu Konstanz am 12. 9. 1954 gehaltenen Vortrag.

Wenn ein Gebirgssystem sich durch verschiedene Klimagürtel erstreckt, ändert sich in seinem Zug auch die vertikale Abstufung. Der Ural z. B. reicht in seinem Nord-Süd-Verlauf quer durch den Tundrängürtel, den Nadelwaldgürtel und den Laubwaldgürtel bis in die Steppe. Der Himalaya verläuft diagonal zu den Klimagürteln. Mit seinen südöstlichen Teilen erhebt er sich aus den immerfeuchten Regionen des östlichen Asien, in seinem zentralen Teil ist das Vorland und die unterste Bergregion von sommerheißen, winterkühlen Monsunwaldlandschaften eingenommen. Der Pandschab, der sich dem Kaschmir-Himalaya vorlagert, ist eine subtropische Steppe und die Fußhügel des Gebirges tragen eine der mittelmeeischen *Racchia* verwandte immergrüne Buschvegetation mit Öl-bäumen, *Dodonaea* und *Oleander*. Im Indusgebiet am Kanga Parbat und im Karakorum schließlich stehen wir im ganz trockenen Zentralasien, wo die Täler von Wüstensteppen eingenommen sind. Ganz verschieden ist daher auch das vertikale Vegetations- und Landschaftsprofil in diesen vier Abschnitten des Gebirges. Das großartigste Beispiel für das Studium der dreidimensionalen Landschaftsgliederung der Erde aber ist das amerikanische Cordillereensystem, denn es erstreckt sich von der Subarktis Alaskas durch die nördlich-gemäßigten, die tropischen und die südlich-gemäßigten Breiten bis zur Subantarktis in Feuerland, ja sogar noch weiter im Grahamland bis in den Kontinent des eisigen Südens.

Es kommt schließlich noch hinzu, daß ein Gebirge von größerer Breitenerstreckung auch eine gewisse Zonierung in sich selbst verursacht, wie wir es von den Alpen kennen. Nach dem Gesetz der Massenerhebung steigen alle physikalischen Grenzen, wie die Grenze des ewigen Schnees, und auch die biologischen Grenzen, wie die Wald- und Baumgrenzen, die Anbaugrenze und die Siedlungsgrenze, vom Rand des Gebirges gegen das Innere an und das Klima nimmt vom Rand gegen das Innere kontinentaleren Charakter an (4). Die ozeanischen Waldtypen mit Rotbuche, Edelkame oder Eibe fehlen im Inneren der Alpen. An ihre Stelle treten festländische Waldtypen wie die Kiefernwälder von *Pinus engadinensis* der zentralen Längstäler und die subalpinen Lärchen-Arvenwälder, die durch diese beiden Leitarten eine Verwandtschaft mit den borealen Nadelwäldern Sibiriens bekunden. Wieder andere Differenzierungen ergeben sich aus den lokalen Windsystemen der Gebirge (Ausgleichswinde, Berg- und Talwinde), die besonders in den niederen Breiten der Erde sehr großen Einfluß auf die Verteilung der Niederschläge und der Vegetation der Gebirgshänge und Täler haben (5). Aus allem ergibt sich, daß nur eine dreidimensionale Betrachtung und Wiedergabe in der Lage ist, uns eine Vorstellung von der gesetzmäßigen Verteilung der Naturerscheinungen in einer ausgedehnten Gebirgsregion zu geben.

II. Klimatische Unterschiede der Hochgebirge der Erde

In allen Breiten- und Klimagürteln der Erde kommen wir bei entsprechendem Ansteigen in eine Region, die wir als Hochgebirge zu bezeichnen pflegen. Auch die Natur dieser Hochregionen ist aber recht verschieden je nach der Klimazone, selbst noch in der Region des ewigen Schnees oder der nivalen Stufe. Das gilt schon für das thermische Verhalten des Klimas (6). In unseren mittleren Breiten sind wir an den Wechsel eines warmen Sommers und eines kalten Winters gewöhnt und unter der Grenze des ewigen Schnees sind unsere Gebirge im Winter tief verschneit. Dabei herrschen auch recht fühlbare tageszeitliche Temperaturunterschiede. Anders in den Polargebieten. Dadurch, daß vom Polarkreis zum Pol der Unterschied von Polarnacht und -tag immer größer wird, bis schließlich am Pol nur mehr ein sechsmonatiger Polartag und eine sechsmonatige Polarnacht herrschen, verschwinden die Tageszeiten-Unterschiede, die schon am Polarkreis recht gering sind, nahezu vollkommen. Umgekehrt ist es in den Tropen. Wegen des steileren Sonnenstandes bei Tage werden die Tageschwankungen der Temperatur größer. Dafür aber verschwinden die Jahreschwankungen mehr und mehr, um schließlich am Äquator unmerkbar zu werden. Den reinen Jahreszeitenklimaten der Polarregion

stehen die reinen Tageszeitenklimate der Äquatorialregion gegenüber. Welche Folgen dies für den Haushalt der Natur in den Tropengebirgen hat, erhellt am besten aus der Verteilung der Fröste (7). Bis in große Höhen bleibt das Gebirge überhaupt frostfrei, in Süd-Peru normalerweise bis über 3000 Meter, in Saba (Pangerangogipfel) bis ca. 3000 Meter, im zentralen Columbien bis gegen 4000 Meter (8). Bei weiterem Anstieg kommen wir in Regionen, in denen bei den starken tageszeitlichen Schwankungen, wie sie namentlich die trockenen Tropengebirge auszeichnen (im Maximum über 50° C Temperaturunterschied innerhalb von 24 Stunden!), der Wechsel von Nachtfrost und Tageswärme ein regelmäßiger wird. In den Hochgebirgen von Süd-Peru und Nord-Bolivien von etwa 4700 bis 5200 Meter kann dieser Frostwechsel sogar das ganze Jahr über herrschen. Es versteht sich von selbst, daß unter solchen Verhältnissen auch der gesamte Haushalt der Gletscher ein ganz anderer sein muß als in unseren Breiten. Dort fehlen auch jahreszeitliche Schneedecken unterhalb der Firnlinie vollständig, wie sie in den Gebirgen der inneren Tropen wenigstens für einige Wochen der Regenzeit bekamt sind. Die gelegentlich nachts oder bei nachmittäglichen Tropengewittern gefallenen Schneedecken verschwinden dann sehr schnell wieder mit dem Temperaturanstieg am folgenden Morgen. Die Wirkungen dieses tropischen Hochgebirgsklimas auf die Bodenbildung (9), auf die Bodenabtragung (10), auf die Schneeverhältnisse (11) und auf die Vegetation (12) habe ich an anderen Stellen dargelegt.

Auch die obere Waldgrenze ist in den Gebirgen höherer Breiten und der Tropen nach dem äußeren Erscheinungsbild und nach ihrer klimatisch-ökologischen Bedingtheit grundverschieden. In den gemäßigten Breiten zeigen uns die Wetterformen der Nadelbäume und die Krummholzbestände den Kampf der höheren Vegetation mit der Winterkälte und dem Schneegebläse und die schützende Wirkung der langen winterlichen Schneebedeckung an. In den feuchten Tropen dagegen wachsen an der oberen Waldgrenze zwischen 3500 und 4000 Meter immergrüne, artenreiche Wälder mit strobend belaubten, schirmförmigen Kronen, die jahraus jahrein blühen und die von Affen aller Art, Orchideen, Bromelien, Tillandsien, Peperomien, Farnen, Moosen und Flechten überladen sind. Dem Baumwuchs ist dort durch die allzu häufigen und stärkeren Nachtfroste, zum Teil auch durch die Trockenheit eine obere Grenze gesetzt.

Je geringer die jahreszeitlichen Temperaturunterschiede sind, umso wichtiger wird für den Klimacharakter auch der Gebirge die Verteilung der Feuchtigkeit. Daher ist für das Klima der Tropen sowohl im Tiefland wie im Hochgebirge die Dauer der Regen- und Trockenzeiten von entscheidender Bedeutung. Im Tiefland führen vom immerfeuchten Regenwald der äquatorialen Regionen alle Übergänge über die periodisch feuchten Klimagürtel mit Gras-, Busch- und Baumwuchs zu den ständig trockenen Wüsten. Man hat für die Vegetationsgürtel der periodisch feuchten Tropen recht verschiedene Bezeichnungen gebraucht (Savannen, Steppen, Campos, Planos, Monsunwald, Trockenwald, Dornsteppen etc.), zuletzt aber vorgeschlagen, der Einseitigkeit halber nur von Savannengürteln zu sprechen und nach dem Grad der Feuchtigkeit weiter in Feuchtsavannen-, Trockensavannen-, Dornsavannengürtel und Halbwüsten oder Wüstensavannengürtel zu gliedern (13), wobei der entscheidende Faktor die Dauer der Regen- und Trockenzeit bzw. der ariden und humiden Jahreszeiten ist (14). Ganz entsprechend verhalten sich die tropischen Gebirge. In den Hochanden Südamerikas z. B. unterscheidet schon der Volksmund zwischen den immerfeuchten Paramos der äquatorialen Anden von Venezuela, Columbien und Ecuador und der periodisch trockenen Puna von Mittel- und Süd-Peru, Bolivien, Nordchile und Nordwestargentinien. „Salca“ ist in Nord-Peru nur eine Lokalbezeichnung für Paramo. Eine genauere Unterscheidung des Klima- und Vegetationscharakters hat dann noch zur Unterscheidung von Feuchtpuna oder Graspuna, Trockenpuna, Dornpuna und Wüstenpuna geführt (15). Von den Anden Ecuadors bis zur Puna de Atacama in Chile-Argentinien durchschreiten wir diese Gürtel zunehmender Trockenheit und dementsprechend ändert sich auch der ganze Charakter der Hochgebirge in bodenkundlicher, hydrologischer, vegetationskundlicher und tiergeographischer Hinsicht.

Wenn man vom Reisenden im Paramo sagt „se ha emparamado“, so denkt man an das Unbehagen, das der menschliche Körper in der ständig feuchten, nebligen Luft und in der fröstelnden Kälte der Paramos empfindet, und an die Nieselregen, die so typisch sind, daß sie „Paramillos“ genannt werden. Mit der Puna dagegen und der „Puna brava“ verbindet man die Vorstellung von den weiten, trockenen Einöden der zentralen Hochanden, von der sengenden Sonnenstrahlung bei Tage, die die Schleimhäute ausdörft, die Gippen aufspringen läßt und die Luft in elektrische Spannung versetzt, und der eisigen Kälte bei Nacht. Die Hochgebirgsnatur ist somit in den verschiedenen Zonen des Erdballs nicht weniger abwechslungsreich als die Natur der Tiefländer zwischen Pol und Äquator. Es ist eine verlockende Aufgabe der vergleichenden Geographie, alle diese Merkmale des Hochgebirges in ihrer weltweiten Abwechslung zu verfolgen und in ihren wechselseitigen Zusammenhängen zu erklären: das Verhalten der Schneedecken und der Gletscher, die Eigenschaften der Böden, die Wirkungen der tageszeitlichen Luftzirkulation, die Auswirkungen der Strahlung auf das Geländeklima, die Böden und die Vegetation, die vielfältigen pflanzlichen Lebensformen, die Typen der Vegetation und die pflanzlich-tierischen Lebensgemeinschaften von der Grenze des Waldes bis zum ewigen Schnee.

III. Hochgebirge als Landschaftsbegriff

An dieser Stelle taucht als eine besondere Frage die nach dem Wesen der Hochgebirgsnatur auf. Welche Merkmale sind allen Hochgebirgen der Erde eigen und berechtigen uns überhaupt, diesen Begriff zu gebrauchen? In Mitteleuropa ist die Frage recht einfach zu beantworten. Man spricht allgemein von einem deutschen Mittelgebirgsgürtel im Gegensatz zu den Alpen als Hochgebirge. Man hat von geographischer Seite einmal Mitteleuropa als die Dreiecke von Tiefland, Mittelgebirge und Hochgebirge definiert, weil von Flandern bis Polen das Land von der Küste und vom Tiefland über die Mittelgebirge zu den Hochgebirgen der Alpen und der Karpaten schrittweise ansteigt. Es ist aber schon bezeichnend, daß die Unterscheidung von Mittel- und Hochgebirge in anderen Sprachen nicht ohne weiteres möglich ist. Wohl spricht man von „High Mountains“ und „Hautas Montagnes“, aber die Übersetzung von „Mittelgebirge“ in die französische oder englische Sprache bereitet Schwierigkeiten. Der Ausdruck „Petites Montagnes“ entspricht unserem Mittelgebirgsbegriff nicht ohne weiteres, und der Ausdruck „Moderately High Mountains“ ist mehr ein Notbehelf der Übersetzung für etwas in der Umgangssprache nicht existierendes. Das führende amerikanische Lehrbuch der Geographie von Finch und Trewartha (16) kennt den Begriff Hochgebirge nicht. Es unterscheidet zwischen low mountains, rough mountains, rugged mountains und sierran mountains. Dabei soll sierran mountains (natürlich von der kalifornischen Sierra Nevada entlehnt) ungefähr das ausdrücken, was der Europäer unter Hochgebirge verstehen würde. Der Ausdruck „appalachian Mountains“, der unserem Mittelgebirge in etwa entspräche, wird nicht verwendet.

Die Frage heißt also zunächst: Wie hoch muß ein Gebirge sein, um als Hochgebirge bezeichnet zu werden? Es ist klar, daß bei weltweiter Sicht die absolute Meereshöhe ausschleidet. Man kann z. B. in Südamerika vom Hafen Antofagasta aus über die West-Cordillere und den bolivischen Altiplano in Richtung auf Potosi mit der Eisenbahn bis 4800 Meter gelangen, ohne schwierige Kunstbauten zu benutzen, und steht bei der Station El Condor auf einer „Pampa“, über die sich einige mäßig geböschte Berge auf über 5000 Meter erheben, ohne daß wir den Eindruck haben, im Hochgebirge zu sein. Die Geographen suchten sich bisher damit zu helfen, daß sie die relative Höhe („Reliefenergie“, „local relief“) heranzogen. R. Krebs (17) meinte am Beispiel Süddeutschlands, daß bis zu einer Reliefenergie von 1000 Meter Mittelgebirge herrsche, bei größerer Reliefenergie das alpine Relief. Dieses wollte er allerdings nicht dem Hochgebirge gleichsetzen, das er lieber mit der absoluten Höhe von 1500 Meter abgrenzt sehen wollte. Finch und Trewartha definieren die Sierran Mountains mit einer Reliefenergie von über 6000 Fuß (= 1800 Meter). Und das Schweizer Konversationslexikon gibt an, daß Hoch-

gebirge einen relativen Höhenunterschied von 1500 Meter haben müßten. A. Penck hatte schon 1894 erklärt (18), daß „im mittleren Europa ein mittlerer Höhenunterschied von etwa 1000 Meter die Grenze von Hoch- und Mittelgebirgsentwicklung bezeichne,“ aber dazu gleich gesagt, daß in sehr niederschlagsreichen Gebieten der Wert etwas geringer sein müsse, in den Gebieten geringen Niederschlags aber größer. In Schottland (Insel Skye) genüge schon ein Höhenunterschied von 800 Meter, in den Zagros-Ketten von Iran und im Großen Becken von Nordamerika sei der Grenzwert viel höher. Dies ist sinnvoll, denn größere Feuchtigkeit drückt allgemein die biologischen Höhengrenzen und die Schneegrenze herab.

Über die relative Höhe kann doch für eine allgemeine Abgrenzung der Hochgebirgsnatur nicht ausreichen. Man kann beispielsweise in Java vom Meeresspiegel auf einen 3000 Meter hohen Vulkankegel aufsteigen und bis zum Gipfel nur tropischen Wald durchschreiten, ohne daß man von Hochgebirge sprechen möchte. Dagegen genügen in Spitzbergen schon wenige hundert Meter Meereshöhe um in einer der hochalpinen völlig entsprechenden Landschaft zu stehen. A. Philippson (19) ging daher weiter und grenzte die beiden Kategorien mit der oberen Waldgrenze ab, die sich zudem nach S. Passarge (20) auch morphologisch durch die Ausbildung einer Abtragungsfäche im unbewaldeten Gelände bemerkbar mache. Am nächsten ist einer befriedigenden Lösung im ganzen seitherigen Schrifttum Ed. Richter (21) gekommen, der sich am Beispiel der Alpen eingehend mit der Unterscheidung von Mittelgebirgs- und Hochgebirgsrelief beschäftigte. Er erkannte die Bedeutung der reihentweise an den Rändern der Hochgebirge angeordneten Kette, er erwog den Einfluß der geschlossenen Vegetationsbede auf die Schuttbildung und die Verhüllung des nackten Felsgerippes durch die Bodenbildung. Vor allem erkannte er, daß die Hochgebirgsformen nicht dem heutigen Klima entsprechen, sondern eine Hinterlassenschaft der Eiszeit sind. Er wandte seinen Blick durch die Betrachtung von Bildern auch auf die Gebirge fremder Klimazonen, doch fehlte es damals noch an den unerläßlichen systematischen Beobachtungen. Seine Erkenntnisse sind später leider nicht weiter ausgebaut worden. Man diskutierte nur, ob man zwischen „Hochgelände“ im hypsographischen Sinne, also nach der absoluten Meereshöhe, und „Hochgebirge“ im geomorphologischen Sinne, also nach Formtypus oder Formfazies unterscheiden solle (22). Die Schwierigkeit, die Grenzen der glazialen Fazies (im Gegensatz zur fluviatilen) und die verschiedenen Meereshöhen mit den Bezeichnungen Mittelgebirge und Hochgebirge in Einklang zu bringen (23), hat davon abgehalten, der Frage weiter nachzugehen. Für eine erdumspannende Betrachtung der Hochgebirge ist es aber notwendig, zu einer allgemein gültigen Definition zu kommen.

Eine Lösung kann nur über die Erkenntnis gefunden werden, daß der Begriff Hochgebirge ein Landschaftsbegriff ist. Er bezieht sich nicht auf ein einzelnes orographisches, klimatisches oder morphologisches Element, sondern auf den gesamten Landschaftscharakter, also im Sinne der modernen Geographie auf das Zusammenspiel der klimatischen, geomorphologischen, bodenkundlichen, hydrologischen und biologischen Elemente, auf den Landschaftshaushalt und die Landschaftsökologie (24). Der Platz verbietet es, an dieser Stelle den so vielfältigen Landschaftscharakter der Hochgebirge in den verschiedenen Zonen der Erde an markanten Beispielen zu schildern und all die Unterschiede aufzuzeigen, die sich von der Subarktis bis zum Äquator, von den immerfeuchten, aus den Regenwäldern aufsteigenden Hochgebirgen bis zu den Wüstengebirgen der Puna de Atacama und Zentralasiens abspielen. Große Unterschiede stellen sich auch beim Vergleich der Hochgebirge in den gemäßigten Zonen der Nord- und Südhalbkugel heraus. Hier müssen wir uns darauf beschränken, das Wesen der Hochgebirgsnatur dadurch klarer werden zu lassen, daß wir ihre Grenzen näher zu bestimmen versuchen. Auf Grund jahrelanger Einzelarbeiten und Erfahrungen komme ich zu einer Abgrenzung durch drei Kriterien: die obere Waldgrenze der Gebirge als Ausdruck der gegenwärtigen klimatischen und vegetationskundlichen Verhältnisse; die eiszeitliche Schneegrenze als Ausdruck des in den Eiszeiten entstandenen, aber heute noch in Vorzeitformen vorhandenen und das

Hochgebirge beherrschenden Formenschatzes; die Grenze der subnivalen oder periglazialen Bodenabtragung als Ausdruck für die gegenwärtige bodenkundliche und geomorphologische Dynamik.

IV. Die Grenzen der Hochgebirgslandschaft

1. Die obere Baum- und Waldgrenze der Gebirge

Die Höhenlage der Waldgrenze ist für die Alpen schon früh studiert und in Karten dargestellt worden, von Ed. Imhof für die Schweiz (25), von R. Marek für die Ostalpen (26); für Nordskandinavien gibt es eine kleine Höhenschichtenkarte von G. Lundquist (27). Man hat bisher davon abgesehen, Kartendarstellungen für ganze Kontinente oder die Erde zu geben, wohl wegen der weiten Flachlandsregionen zwischen den Gebirgen. Erst in neuester Zeit sind unabhängig von einander zwei zusammenfassende Bearbeitungen mit Weltkarten ausgeführt worden von R. Hermes in einer ungedruckten Kölner Dissertation und von E. Schmidt in einer ungedruckten Würzburger Dissertation.

Im Sinne von U. Philippson kann man versuchen, die Abgrenzung der Hochgebirgsnatur mit Hilfe der gegenwärtigen Waldgrenze vorzunehmen, die einen Ausdruck für eine bestimmte Kombination von Klimawerten darstellt. In den gemäßigten Breiten unterliegt der Verlauf der Höhengrenzen des Waldes einer klaren Gesetzmäßigkeit. In Europa steigt die obere Waldgrenze vom Meeresspiegel (arktische Waldgrenze) nach Süden an. Im zentralen Südnorwegen erreicht sie 1200 Meter, in den zentralen Alpen 2400 Meter, im hohen Atlas von Marokko 3000—3200 Meter. Nicht weniger deutlich ist der Anstieg vom ozeanisch-feuchten Westen zum kontinental-trockenen Osten. Schon in Irland steigt sie von 100 Meter an der Westküste auf 500 Meter im Südosten an, in Wales auf 700 Meter, im Riesengebirge auf 1400 Meter. Im Kaukasus vollzieht sich ein weiterer kontinuierlicher Anstieg von 1900 Meter im Westen auf 2600 Meter im Osten. Aus den beiden Komponenten resultiert ein allgemeines Ansteigen der Waldgrenze in Europa von Nordwesten nach Südosten. Dazu kommt aber als stark differenzierend noch ein Anstieg vom Rand der einzelnen Gebirge gegen deren Inneres, besonders kräftig gegen trodrene Hochländer von großer Massenerhebung. Im südlichen Norwegen hebt sich die Grenze vom sehr feuchten westlichen Außentand zum trodrenen Inneren des Fostedalsgebietes von 500 Meter auf 1200 Meter und fällt nach Osten wieder auf 1000 Meter ab. In den Alpen geht der Anstieg von 1600 Meter auf 2400 Meter, in Klein-Asien von 2000 Meter auf 2500 Meter. Die höchsten Werte überhaupt erreicht die Baumgrenze in Chinesisch-Tibet mit über 4500 Meter und in der Trocken-Puna Boliviens mit 4600 bis 4700 Meter. Noch 4000 Meter erreicht sie in den tropischen Hochländern Mexikos und Ethiopiens, etwas tiefer bleibt sie in den ständig feuchten äquatorialen Gebirgen, auf etwa 3750 Meter in Columbien und Neu-Guinea. Auf der Südhalbkugel außerhalb der Tropen ist das Absinken nach Süden regelmäßig, in Chile von 2000 Meter in der Breite von Santiago auf 1000 Meter auf Chilos und 250 Meter am Kap Horn, in Neuseeland von 1500 Meter im Norden der Nordinsel auf 500 Meter auf der Stewart-Insel im äußersten Süden. Die antarktische Waldgrenze muß zwischen den kleinen Inseln des subantarktischen Ozeans gezogen werden, wie es H. Brodmann-Ferosch getan hat (28).

Es muß allerdings gesagt werden, daß die Bestimmung der Höhengrenze des Waldes in den Tropen recht problematisch ist, was ihre Verwendung für vergleichende landschaftskundliche Betrachtungen sehr erschwert. Das hat verschiedene Gründe. In den niederen Breiten sind die Waldgrenzen der Gebirge vielfach sehr stark von der Abnahme der Feuchtigkeit mitbestimmt, ja sie dürften in vielen Fällen Trodngrenzen des Waldes sein. Das kann sich z. B. auch darin äußern, daß mehrere Stockwerke von Wäldern mit oberen Grenzen übereinander auftreten, wie z. B. in den Anden von Nordchile und Zentralbolivien. An der Westabdachung der Cordillera de los Andes in der Breite von Arica gibt es über der Wüste und der Stufe des Trodrenbusches einen feuchten Gehölzgürtel in der Wolkensstufe, der nach oben bei etwa 3800 Meter an die Puna grenzt. Den-

seits der Wasserscheide aber im Inneren des Hochlandes bildet sich in viel größerer Höhe bei 4200 bis 4600 Meter auf den Bergen, die sich über den Altiplano erheben, ein zweiter Gehölgzgürtel (der Gattung *Polylepis*) aus, der einen höheren, auf die Hochebenen bezogenen Wolkengürtel entspricht. *Polylepis*-Gehölze bilden in den östlichen Anden zum Teil die Grenzzonen des geschlossenen Nebelwaldes, zum Teil treten sie wieder in größerer Höhe als selbständiger Gehölgzgürtel auf. Es kommt hinzu, daß in den Tropen ganz verschiedene, ökologisch schwer vergleichbare Lebensformen als Waldgrenzbildner fungieren. Soll man beispielsweise in Äthiopien die stammbildenden Schopfbblattgewächse der Gattung *Rhynchopetalum* zu den Bäumen rechnen, was bei ihrer Höhe und ihrer Berggesellschaft mit *Erica arborea* berechtigt erscheint? Ihnen entsprechen aber als Lebensform auf den ostafrikanischen Riesenvulkanen stammbildende *Senecionen* und *Lobelien*, in den äquatorialen Anden die sehr ähnlichen stammbildenden *Epuletien*, die ihre Verbreitung hoch über der Grenze des geschlossenen Nebelwaldes haben und die man für die Bestimmung der Baum- und Waldgrenze bisher nicht herangezogen hat. Daraus ergeben sich zum Teil auch die erheblichen Unterschiede in der Darstellung der Höhengrenze des Waldes in den Tropen in den genannten Arbeiten von H. Hermes und E. Schmidt. Es darf schließlich noch an den grundsätzlichen Gegensatz im Charakter der Waldgrenzklimate der höheren Breiten und der Tropen erinnert werden (vgl. S. 144). Aus allem ergibt sich, daß die obere Waldgrenze allein nicht ausreicht, um darauf eine zahlenmäßige Bestimmung der Grenze der Hochgebirgsregion für die ganze Erde zu gründen. In den winterkalten Zonen, wo die Waldgrenze meist von Nadelwäldern — in Skandinavien, im Nordural, auf Kamtschatka und im Nordwest-Himalaya auch von Birken — gebildet wird, ist sie sicher eine sehr brauchbare Grundlage.

2. Die eiszeitliche Schneegrenze der Gebirge

Wir sprechen heute allgemein von der Region des „alpinen Reliefs“ oder auch vom „Formenschatz des Hochgebirges“ und verstehen darunter bestimmte Skulpturformen oder Abtragungsformen, die in den Hochregionen der Gebirge der Erde, die in die Kampfzone der Vegetation aufragen, unabhängig von der Breitenlage und unabhängig von der Gesteinsbeschaffenheit, die gewisse Formenunterschiede zur Folge hat, sehr einheitlichen Charakter tragen. Wir rechnen dazu die zugespitzten, dachförmigen, fessigen Grate der Gebirgskämme, unter denen die Quellsulden oder die letzten Verzweigungen der Täler als sogenannte Kare, d. h. fesselförmige bis trichterförmige Nischen mit steilwandiger, bogenförmiger Umrandung und flachen, gelegentlich sogar rückläufig geneigten Sohlen, ausgebildet sind; weiter die ebenso steilen, zwischen den Graten und Karrückwänden sich erhebenden Felsengipfel, die unausgeglichenen Längs- und Querprofile der Täler mit seerfüllten Wannen, Schwellen und Stufen, steilen Seitenhängen und Klammen, die glatt polierten, rundgebuckelten Felsen neben zackigen Felskämmen etc. Dazu kommt die starke Schuttbildung, das Nebeneinander von nacktem Fels, kahlen Schuttkegeln, Schwemmkiegeln und Moränenschutt. Wir wissen heute, daß dieser Formenschatz auf die Wirkung der Vergletscherung, die mechanische Tätigkeit des Gletscherreifes, die Transportkraft der Gletscherbäche und die in der Gletscherregion besonders kräftige Frostverwitterung zurückgeht, und zwar der heutigen wie auch der eiszeitlichen Vergletscherung der Gebirge. Über der Schneegrenze sind die Kare von den Firnmulden eingenommen und an deren Rande, in Randklüften und im Bergfchrund, arbeiten Frost, Eis und Schmelzwasser an der Rückwitterung der Karwände. Die jetzt eisfreien Kare aber sind das Werk der eiszeitlichen, die hochgelegenen auch noch der postglazialen Firnmulden. Ihre Untergrenze gibt uns vielfach die Möglichkeit, die Höhenlage der eiszeitlichen Schneegrenze zu bestimmen.

Die glazial-morphologische Forschung der letzten hundert Jahre hat auch den Beweis geliefert, daß alle Gebirge der Erde, auch die tropischen, und die südhemisphärischen wahrscheinlich gleichzeitig mit denen der Nordhalbkugel, in den Eiszeiten eine viel stärkere

Bergletscherung als heute aufwiesen. Die eiszeitliche Schneegrenzdepression, die für die Alpen mit etwa 1200 Meter bestimmt wurde, war in anderen Teilen der Erde zum Teil kleiner, zum Teil größer. Sie schwankte zwischen 600 Meter und 1500 Meter. Der Verlauf der heutigen und der eiszeitlichen Schneegrenze ist daher nicht immer parallel, aber überall gleichsinnig an- oder absteigend. Die in der Eiszeit entstandenen Hochgebirgsformen, vor allem die Kare, sind im wesentlichen erhalten geblieben, aber die Grenzen der Vegetation und damit auch die Zonen der Bodenabtragung haben sich wieder höher geschoben. Daher haben wir in der Hochgebirgsregion eine Disharmonie zwischen den Vorzeitformen aus der letzten Eiszeit und den sich heute abspielenden Abtragungsvorgängen. Wir unterscheiden heute in den Alpen eine nivale, über der Schneegrenze gelegene, eine subnivale oder hochalpine und eine alpine Stufe. Die subnivale ist die Fels- und Geröllregion mit sehr starker mechanischer Verwitterung, nur vereinzelt Pflanzenwuchs und isolierten Firnfeldern. Die alpine Stufe hat bereits eine recht geschlossene Pflanzendecke und daher eine viel schwächere Abtragung. Diese Stufen waren in der Eiszeit um den Betrag der Schneegrenzdepression herabgedrückt.

Die Höhenlage der rezenten, aber auch der eiszeitlichen Schneegrenze ist viel genauer studiert und kartographisch häufiger dargestellt worden als die der Waldgrenzen. Es würde zu weit führen, all die Einzelarbeiten auch nur anzudeuten, die zwischen der ersten Gesamtdarstellung der rezenten Schneegrenzen auf der Erde durch W. Paschinger (29) und dem zusammenfassenden Werk von R. von Klebelsberg (30) in dieser Richtung unternommen wurden. Für Europa und den Vorderen Orient ist seitdem durch M. Brusck eine kartographische Darstellung der heutigen und der eiszeitlichen Schneegrenze gegeben worden (31). Für die rezente Schneegrenze in Asien hat B. Frenzel, für die ganze Erde R. Hermes in der genannten Dissertation eine Darstellung versucht (beide noch unveröffentlicht). Eine sehr sorgfältige Bearbeitung für Tibet und den Himalaya hat eben S. von Wissmann gegeben (32).

Damit haben wir die Möglichkeit, die eiszeitliche Schneegrenze als die Untergrenze des Hochgebirgsreliefs im Sinne von Ed. Richter oder des alpinen Formenschatzes im Sinne von M. Krebs zu untersuchen und mit der Höhenlage der heutigen Waldgrenze zu vergleichen. Als rein physikalische Grenze hat sie vor der Waldgrenze den Vorteil, daß sie einwandfreier vergleichbar und bei entsprechender Höhe auch geschlossener zu verfolgen ist. Betrachten wir zunächst Europa. Die letzte eiszeitliche Schneegrenze lag in Island im Meeresspiegel, auf den äußeren Lofoten in 100 Meter, an der nordnordwestischen Küste in 250 bis 500 Meter Höhe (die HW in ähnlicher Höhe) [im folgenden bedeuten HW heutige Waldgrenze, HS heutige Schneegrenze, ES eiszeitliche Schneegrenze]. In Südnorwegen liegt die HW im äußeren Fjordbereich bei ca. 400 Meter (ES in 500 Meter) und steigt zum zentralen Hochland im trockenen oberen Gudbrandsdal auf 1200 Meter. Die ES läßt sich im Innern nicht direkt bestimmen, da dort der Inlandeishild mit seiner hohen Eisstromhöhe (1700 Meter) eine Lokalbergletscherung verhinderte, bzw. die Eisstromhöhe über die Schneegrenze zu liegen kam. Aus dem Ansteigen der HS von 1200 auf 2200 Meter kann man aber auf eine ES im Innern in ungefähr 1500 Meter schließen. In den Alpen steigt die ES von 1250 Meter am Nordrand der Alpen auf 1750 Meter am Oststrand und fällt wieder auf 1500 Meter am Südrand ab. Die HW verläuft im ganzen gleichsinnig, bleibt aber 100 bis 300 Meter höher. Ähnlich ist es in den Pyrenäen. In gleicher Höhe bei 2400 bis 2500 Meter liegen die beiden Grenzen in der Sierra Nevada. Im marokkanischen Atlas steigt die ES von 2000 Meter im Rifgebiet auf 3000 Meter im hohen Atlas, die HW von ca. 2300 Meter ebenfalls auf 3000 Meter. Sehr nahe kommen sich die beiden Werte auf der Balkanhalbinsel (1500 bzw. 1600 Meter in Dalmatien, 2250 bzw. 2200 Meter im Rilagebirge), auch in Kleinasien betragen die Differenzen nur 100 bis 200 Meter. Im Kaukasus steigt die ES von 2000 Meter im Westen auf 2600 Meter im Osten, die HW von 1900 auf 2600 Meter an. Erst im ausgesprochenen Trockengürtel von Iran, wo die klimatologische Stellung der Waldgrenzen überhaupt noch

recht ungeklärt ist, wird der Vergleich schwierig. Auf fast gleicher Höhe aber liegen die beiden Grenzen wieder im Uralgebirge und in der Hoßen Tatra (1500 Meter).

Die drei Gesetzmäßigkeiten, die wir für den Verlauf der Waldgrenze in Europa festgehalten haben, ihr Ansteigen mit abnehmender Breite, mit zunehmender Kontinentalität und Trockenheit sowie vom Rand der Gebirge gegen deren Inneres beherrschen auch den Verlauf der heutigen sowie der eiszeitlichen Schneegrenze. Die Auswirkung der verschiedenen Klimatypen auf die beiden Grenzen zeigt bei der Einzelbetrachtung sicherlich gewisse, für die Rekonstruktion der Eiszeitklimate wichtige Unterschiede, im ganzen aber ergibt sich das Bild, daß der Wald in den europäischen Gebirgen seit der letzten Eiszeit ungefähr die Höhenstufen wieder in Besitz genommen hat, die in der Eiszeit zwischen die Wald- und Schneegrenze, also in die alpine und subnivale Stufe zu liegen kamen.

In den Gebirgen Nordamerikas habe ich an verschiedenen Stellen, am Mount Washington (in den White Mountains von Neu-England, in den Rocky Mountains von Colorado und in Mexiko (auf Luftbildern auch für die Sierra Nevada) das enge Zusammenfallen der Untergrenze der Kare mit der heutigen Waldgrenze bestätigt gefunden. In den gemäßigten Breiten der Südhalbkugel scheint, soweit die noch spärlichen Kenntnisse über die Höhenlage der eiszeitlichen Schneegrenze den Vergleich gestatten, ebenfalls ein weitgehendes Zusammenfallen der beiden Grenzlinien vorzuliegen (Mount Kosciuszko in Victoria, Tasmanien, Neuseeland, Südchile und Patagonien). Gegen die beiden trockenen Hochplateaus, auf denen die Waldgrenze ihre höchste Lage auf der Erde erreicht, die Puna de Atacama und Tibet, steigen auch die rezenten und eiszeitlichen Schneegrenzen zu ihren höchsten Werten an. In diesen Trockengebieten, wo die Schneegrenze durch den Mangel an Niederschlägen auf über 6000 Meter ansteigt, wohin der Wald aus thermischen Gründen aber nicht annähernd folgen kann, rücken auch die eiszeitliche Schneegrenze und die heutige Waldgrenze beträchtlich auseinander. In diesen Trockenregionen verliert die Waldgrenze aber ohnehin ihre Bedeutung als Kriterium für die Grenze des Hochgebirges. Umgekehrt liegen in den ganz feuchten ozeanischen Gebieten wie in Westfeuerland und Westpatagonien, in der Fjordregion des südwestlichen Neuseeland, in Südalaska und im Cascadengebirge die Schneegrenzen infolge der großen Winterniederschläge und Sommerbewölkung außerordentlich tief und umgekehrt wird der immergrüne Wald durch die hohe Ozeanität und die Frostarmut des Klimas so begünstigt, daß z. B. in Westfeuerland neben den Gletscherzungen und selbst auf Moränen lebender Gletscher blütenreiche von Papageien und Kolibris bewohnte Wälder gedeihen können. Darüber aber liegt die heutige Schneegrenze schon bei 400 bis 600 Metern. Damit vergleichbar sind die Verhältnisse an der Yakutat-Bay und am Malaspinagletscher in Südalaska. Die heutige Schneegrenze ist zu 600 bis 800 Meter bestimmt. Aber der berühmte Vorland-Eisfächer des Malaspinagletschers hat eine ausgedehnte Bedeckung von Moränen, auf denen üppige Hochwälder wachsen können. In solchen Gebieten reicht der heutige Wald viel höher als die eiszeitliche Schneegrenze, die ja auf den Meerespiegel herabgedrückt war. Hier wird man der Waldgrenze einen höheren Wert für die Abgrenzung der Hochgebirgslandschaft beimessen als der eiszeitlichen Schneegrenze. Mit den für die tropischen, die stark ariden und die hochozeanisch-kühlgemäßigten Gebiete gemachten Einschränkungen erweist es sich aber doch als sehr fruchtbar, für die Abgrenzung der Hochgebirgslandschaft das geomorphologische Kriterium der eiszeitlichen Schneegrenze und das vegetationskundliche der oberen Waldgrenze gemeinsam zu benutzen.

3. Die Grenze der subnivalen Bodenabtragung

Bei der geschilderten Sachlage empfiehlt es sich, für die Abgrenzung des Hochgebirgsbereiches noch nach weiteren gemeinsamen Merkmalen Ausschau zu halten. Solche bieten sich im Sinne der klimatischen Morphologie in einer bodenkundlich-geomorphologischen Dynamik an, der alle Böden der Hochgebirge mit einer gewissen Annäherung an die

Schneegrenze sehr stark unterliegen. Es handelt sich dabei um Vorgänge der physikalischen Verwitterung und Schuttbildung und des Schuttranzportes, die in der starken Wirkung der Bodengefrorenis und des Wiederauftauens in den kalten Klimaten der Erde ihre Ursache haben. Die Kenntnis dieser Vorgänge geht ursprünglich auf Beobachtungen in den Polargebieten zu Beginn unseres Jahrhunderts zurück. Das Augenmerk der Forschung wurde auf die Vorgänge dadurch gelenkt, daß bei der mechanischen Verwitterung und Bodenbildung durch eine Sortierung des Materials nach der Formgröße regelmäßige Muster (Ringe, Streifen, Polygone, Girlanden) entstehen, die man Strukturböden und Texturböden oder Frostmusterböden genannt hat. Ihre große landschaftliche Bedeutung liegt darin, daß mit ihrer Bildung auch auf wenig geneigtem Gelände äußerst kräftige Bodenberetzungen und Massenbewegungen verbunden sind, für die der Name Solifluktion (Bodenfließen) sich international durchgesetzt hat. Entsprechende Beobachtungen wurden bald auch im skandinavischen Fjeld, seit 1911 zögernd auch in den Alpen und allmählich in den meisten Hochgebirgen der Erde angestellt. Durch Beobachtungen, die ich 1926 in den tropischen Anden Boliviens, 1934 am Mount Kenya in Ostafrika machen konnte, und wie sie D. Flückiger 1933 auch am Kilimandscharo anstellte (33), ergab sich, daß es zwei Gebiete optimaler Ausbildung des Strukturbodenphänomens auf der Erde gibt, die Polarregionen und die tropischen Hochgebirge. So bot sich die Aufgabe an, den Erscheinungskomplex vergleichend über die Hochgebirge der Erde zu verfolgen und mit der besonderen Ausbildung der jeweiligen Klimaabstufung in Verbindung zu bringen (34). Im letzten Jahrzehnt hat sich die internationale Forschung auch in Nordamerika und Südamerika, in Afrika und Neuseeland fast modeartig dieser Fragen angenommen, zumal dieselben Erscheinungen sich auch für die Rekonstruktion der eiszeitlichen Landschaftsverhältnisse im gletscherfreien Bereich als höchst bedeutungsvoll erwiesen. W. von Dozinski (35) hatte für fossile Bildungen im Umkreis des diluvialen Inlandeises 1911 den Begriff „periglaziale Verwitterung“ gebraucht. Der Begriff wird heute auch für die entsprechenden Vorgänge in heutigen „periglazialen“ Gebieten und dann gleichbedeutend mit subnivaler Verwitterung und Bodenabtragung gebraucht. Während man früher bei der Frage der Formengestaltung im Hochgebirge nur zwischen einer glazialen und fluviatilen Facies unterschied, ist nunmehr die periglaziale oder solifluidale Facies hinzugekommen. Die bisher vollständigsten Beobachtungen aus den Alpen wurden neuerdings von G. Furrer (36) aus dem Schweizer Nationalpark mitgeteilt.

Beim Vergleich dieser Erscheinungen über die Hochgebirge der Erde und die Polarregionen stellen sich interessante Unterschiede heraus, die sich aus dem verschiedenen Charakter der Hochgebirgsklimate leicht verstehen lassen. Der Gegensatz der kalten Jahreszeiten- und Tageszeitenklimate wird vielleicht nirgends besser sichtbar als gerade bei den Frosterscheinungen des Bodens. Im Polargebiet und auch noch in sehr winterkalten Gebirgen stellt sich in einer gewissen Bodentiefe die ewige Gefrorenis ein. Aber ihr bildet sich im Sommer ein Austauboden, der durch die starke Eisansammlung bei Gefrierprozeß und durch die Wasserstauung über dem gefrorenen Unterboden außerordentlich wasserdurchtränkt und fließfähig ist („Durchtränkungsfließerde“). In diesen Gebieten spielen sich Strukturbodenbildung und Solifluktion im Jahreszeitenwechsel ab, was nicht ausschließt, daß daneben auch noch kurzperiodische Frostwechsel an der Bodenoberfläche wirksam werden. Ähnlich sind die Verhältnisse auch noch in winterkalten Gebirgen, die zwar keine ewige Gefrorenis, aber doch eine sehr langdauernde jahreszeitliche Gefrorenis mit kurzer sommerlicher Auftauzeit haben, wie z. B. im skandinavischen Fjeld, im Ural, in den Gebirgen Zentralasiens, in den Rocky Mountains und auch im Riesengebirge. Ganz anders ist es in den tropischen Gebirgen, wo wir es unterhalb der Zone des ewigen Frostes nur mit tageszeitlichen Frösten, dafür allerdings mit sehr häufigen bis allnächtlichen Frostwechseln zu tun haben. Diese kurzdauernden Fröste erfassen nur die obersten Bodenschichten, gewöhnlich nur bis wenige Zentimeter unter die Oberfläche. Von ewig gefrorenem oder auch nur jahreszeitlich gefrorenem Unterboden und von

Durchtränkungsfleieerde ist keine Rede. Das Bodeneis besteht dann vornehmlich aus sogenanntem Kammeis, das sind feine Eisnadeln, die in dichtem Bestand, den Borsten einer Bürste vergleichbar aus den Poren des feuchten Unterbodens herauswachsen und darauf liegende Trockenerde und Steine in die Höhe heben. Beim Wiederauftauen sinken die gehobenen Partikel wieder zurück und werden auch bei geringer Hangneigung jeweils etwas hangabwärts versetzt (Tageszeiten-Solifluktion). Trotz der so verschiedenen Gefrorenisvorgänge entstehen in beiden Klimabereichen, im polar-jahreszeitlichen und im tropisch tageszeitlichen, und auch in den Zwischengebieten ganz ähnliche Formen, Steinneze- und Steinstreifenböden und auch eine stark flächenhafte Hangabtragung durch das Bodeneis. Man kann nach dem Vorgang zwischen jahreszeitlicher oder flieherde-Solifluktion und tageszeitlicher oder Kammeis-Solifluktion unterscheiden. Ein äußerer Unterschied besteht darin, daß die jahreszeitlichen Bildungen, die in einem halben bis mehrere Meter mächtige Aufstauboden entstehen, große Formen von ein bis viele Meter Durchmesser der Steinneze und Steinstreifen haben, in denen auch große Steine und Blöcke bewegt werden. Die tageszeitlichen aber können bei der dünnen Gefrorenisschicht nur Miniaturformen von 5 bis 20 Zentimeter sein und dementsprechend werden auch nur kleine Steine mitbewegt. Große Frostwechselfähigkeit erzielt durch die Summierung kleiner Beträge bei den tageszeitlichen Bildungen gleichfalls große Wirkungen.

Die tageszeitlichen bzw. kurzperiodischen Gefriererscheinungen sind nicht nur den tropischen Gebirgen eigen, sondern herrschen auch in den subtropischen Hochgebirgen (Atlas, Vorderasien, Japan, chilenisch-argentinische Anden), in den stark ozeanischen Gebirgen der gemäßigten Zonen (Groß-Britannien, Randgebiete von Island, Neuseeland) und auch im ganzen subantarktischen Küsten- und Inselbereich (Feuerland, Süd-Georgien, Ferguelen, Macquarie-Inseln) mindestens vor. Auch in den Hochalpen von 2500 Meter aufwärts treffen wir diese Kleinformen an, was dadurch verständlich wird, daß in der hochalpinen Stufe der Boden erst im Hochsommer schneefrei wird, dann aber sehr häufigen Nachtfrosten ausgesetzt ist.

Wir erkennen also, daß die Erscheinungen der periglazialen oder solifluidalen Bodenbildung und Bodenabtragung nicht auf eine bestimmte Klimazone beschränkt sind, sondern von den polaren bis zu den äquatorialen Kaltklimaten verbreitet sind. So wie wir in den verschiedensten Breiten der Erde von einem nivalen, einem humiden und einem ariden Klimabereich sprechen, so können wir alle periglazialen Kaltklimata zu einem subnivalen oder periglazialen Klimabereich zusammenfassen. Die Begrenzung dieses Bereiches ist nach oben die Schneegrenze, soweit nicht noch über und jenseits der Schneegrenze an vom Winde freigeblasen Stellen ebenfalls Solifluktionvorgänge möglich sind. Die Grenze gegen die wärmeren Bereiche habe ich die Strukturbodengrenze genannt und ihren Verlauf in einer vorläufigen Skizze für Eurasien und Afrika darzustellen versucht (37). Fast in allen Hochgebirgen der Erde werden zur Zeit Beobachtungen gesammelt, die es bald ermöglichen werden, die Karte genauer und für die ganze Erde zu bearbeiten. Die Kenntnis der klimatischen Voraussetzungen ist heute schon so gefestigt, daß es möglich ist, die Strukturbodengrenze für bestimmte Gebiete voranzujagen. Es waren beispielsweise bei der genauen Kenntnis des Klimas der Macquarie-Inseln Strukturböden nicht im Meeresniveau, aber in geringer Meereshöhe als Miniaturformen zu erwarten. F. Voewe hat sie denn auch von dort in schönster Ausbildung mitgeteilt. In Mexiko konnten Strukturböden in etwa 4200 bis 4300 Meter Höhe erwartet werden. Bei 4200 Metern fand ich dann am Vulkan Toluca die ersten undeutlichen Froststrukturen.

Die Strukturbodengrenze verläuft gleichsinnig mit der heutigen Schneegrenze und in den gemäßigten Breiten auch mit der oberen Waldgrenze. Daß sie in einem beträchtlichen Abstand unter der heutigen Schneegrenze bleibt, ergibt sich aus dem Gefagten. Sie verläuft in den gemäßigten Breiten in der Nähe der Waldgrenze, oft etwas über ihr. In Skandinavien z. B. steigt sie von der Küste Lapplands, wo sie im Meeresspiegel liegt, bis 1400 Meter im zentralen Südnorwegen an, senkt sich von dort aber gegen den Ozean so stark ab, daß sie auf den Färöern in etwa 200 Meter, auf Island im Meeres-

Spiegel gelegen ist. In den Alpen liegt sie in den randlichen Teilen bei 1700 bis 2000 Meter, im Innern bei 2200 Meter, im Hohen Atlas von Marokko in 2700 bis 3100 Metern. Noch höher steigt die Grenze in den asiatischen Trockengebirgen an, auf über 4000 Meter in Iran, auf über 5000 Meter in Tibet.

Bei einer kritischen Betrachtung dieser Grenzlinie wird allerdings ein weiteres wichtig. Die reinen Strukturbodenformen aus mineralischem Material sind in einer höheren Stufe der Hochgebirge ausgebildet, wo die Pflanzendecke, nur noch ganz schütter verteilt, ein Pionierdasein führt. Dies ist die hochalpine oder eigentlich subnivale Stufe. Etwas tiefer spielt sich der Kampf zwischen den physikalischen Kräften der Bodengefrorenis und der mehr oder weniger geschlossenen, humusbildenden Vegetationsbedeckung ab. Hier erleidet auch die Pflanzendecke und der von ihr gebildete Humus- und Torfboden gewisse Strukturierungen. Selbst noch in der Nadelwaldregion gibt es auf waldfreiem Boden, auf Rasen und Mooren Formveränderungen, die auf die Bodengefrorenis zurückgeführt werden müssen (Hultenböden, Zwergtorfhügel, Rasenwülste, Strangmoore etc) (38). R. Wiche hat im Atlas daher eine untere Stufe der gehemmten und eine obere der freien Solifluktion unterschieden (39). Ähnliches kann man in allen Gebirgen und entsprechend im Polargebiet tun und erhält dann eine Zweiteilung des solifluktuativen Bereiches. Die obere Stufe der freien Solifluktion entspricht etwa der Fels- und Geröllregion, die untere der der geschlossenen Vegetationsbedeckung. Schon Ed. Richter hat auf die verschiedene Abtragungintensität in den beiden Regionen hingewiesen und die Grenze ungefähr in die Mitte zwischen Wald- und Schneegrenze gelegt. Im Nordpolargebiet entspricht diese Zweiteilung dem Gegensatz der Ländrezone und der Frostschuttzone V. Büdels (40), die er zu der polaren Bodenflußzone zusammenfaßt.

So haben die Studien über die Bodengefrorenis, die Solifluktion und die Strukturbodengrenzen ein weiteres, sehr wesentliches Merkmal der Hochgebirge aufgehehelt, das sich auf die Eigenschaften der Hochgebirgsböden, auf das Verhalten des Bodenwassers und auf die gegenwärtige Abstufung der Abtragungsvorgänge bezieht. Sie ergänzen das Gesamtbild, das wir mit dem Begriff des Hochgebirges verbinden und berechtigen uns, von einem bestimmten landschaftsökologischen Verhalten im Hochgebirge zu sprechen.

V. Ergebnis

Abschließend kommen wir zu einer genaueren geographisch-landschaftskundlichen Definition:

Hochgebirge sind Gebirge, die sich in dem jeweiligen Klimagürtel zu solcher Meereshöhe erheben, daß sie den Formenschatz, das Pflanzenkleid, die Verwitterungsböden und den Landschaftscharakter annehmen, die man mit der ursprünglich in den Alpen gewonnenen Vorstellung eines Hochgebirges verbindet. Dazu gehört, daß sich die Gebirge über die obere Grenze des Waldes und Baumwuchses erheben; weiter, daß sie in der Eiszeit bzw. in den Eiszeiten über die damalige Schneegrenze aufragten, so daß sich der an den nivalen Klimabereich gebundene Formenschatz ausbilden konnte; schließlich, daß in der heutigen Landschaft durch eine starke Wirkung der Bodengefrorenis der mechanische Gesteinszerfall, die Strukturbodenbildung und die solifluktuale Bodenabtragung flächenhaft wirksam werden können. Diese Höhenstufe und die Grenze der Hochgebirgsnatur erhebt sich in den Tropen auf über 4000 Meter, in den trockensten Gürteln der Erde auf über 5000 Meter. In den gemäßigten Breiten senkt sie sich herab und wo sie den Meeresspiegel erreicht, beginnt im allgemeinen das Polargebiet im geographisch-landschaftlichen Sinn. Damit wäre auch eine landschaftsökologische Begrenzung der Polarzonen in Vorschlag gebracht.

Es ist schon aus den kurzen vorstehenden Ausführungen klar geworden, daß wir nicht erwarten dürfen, überall eine Grenze der Hochgebirgswelt und der Polarzonen zu finden,

die durch ein genaues Zusammenfallen der Grenzen der drei Erscheinungskomplexe bestimmt wäre. Die eiszeitliche Schneegrenze liegt in den gemäßigten Breiten vielfach z. B. in den Alpen, etwas tiefer als die heutige Waldgrenze, mit der aber die Grenze der gehemmten Solifluktion sehr nahe zusammenfällt. Es kann sich ja bei solchen klimatischen Abstufungen nur um Grenzgürtel, nicht um exakte Grenzlinien handeln. In den sehr trockenen Hochgebirgen mit extrem hohen Schneegrenzen bleibt die Waldgrenze, soweit überhaupt noch Wald entwickelt ist, beträchtlich unter der Grenze des Hochgebirgsreliefs. Hier verliert die Waldgrenze ihre Bedeutung für unsere Fragestellung, dagegen scheinen eiszeitliche Schneegrenzen und Strukturhöhengrenze eine nahe Beziehung zu behalten. In den hochozeanischen Gebirgen der kühlgemäßigten Zone dagegen liegen die Schneegrenzen infolge der großen Niederschläge und der durch die Bewölkung gehemmten Ablation sehr tief, wogegen das milde Klima bis wenige hundert Meter unter die heutige Schneegrenze üppige Wälder gedeihen läßt. Nach der Lage der eiszeitlichen Schneegrenze im Meeresniveau müßte man diese Gebiete bereits zu den Polarzonen rechnen. Dies erscheint unnatürlich und man wird dort das Hochgebirge erst an der Waldgrenze beginnen lassen. Dies gilt z. B. für West-Feuerland, für Südalaska, für das südwestliche Neuseeland und für die Lofotenregion Skandinaviens.

Neben der Vorkehrung der allen Hochgebirgsbereichen der Erde gemeinsamen Merkmale sind aber gleichzeitig auch die großen Unterschiede klar geworden, die die Hochgebirge in den verschiedenen Klimazonen auszeichnen. Bei den bisher aufgestellten Klassifikationen der irdischen Klimate sind die Hochgebirgsklimate noch kaum in ihrem besonderen Charakter berücksichtigt worden.

W. Köppen (41) faßte die Polar- und Hochgebirgsklimate überhaupt zu der Gruppe seiner C-Klima („Kalte Klimate jenseits der Baumgrenze“) zusammen und unterschied zwischen einem CE-Klima (Tundrenklima) und einem CF-Klima (Klima des ewigen Frostes). In der Beschreibung des CE-Klimas unterschied er dann wohl zwischen dem Klima der nördhemisphärischen Tundra, der antarktischen Inseln und Küsten, der kontinentalen Hochländer und der tropischen Hochgebirge. C. W. Thornthwaite (42) hielt sich hierin vollkommen an Köppen, nur gab er dem Tundrenklima, das er auch für Tibet, die Rocky Mountains und die Hochanden gelten ließ, das Zeichen E, dem Klima des ewigen Frostes F. G. v. Wihmann (43), der im übrigen sehr wesentliche Verbesserungen der Köppen'schen Klimagliederung lieferte, beließ ebenfalls die Trennung in das subarktische Tundrenklima und das Klima des ewigen Frostes und ließ sie auch für die Hochgebirge der verschiedenen Breiten gelten. Erst N. Greuburg (44) machte sich von den Gliederungen frei, die die Jahres- und Monatsmitteltemperaturen zum Ausgangspunkt nahmen. Er teilte nach drei Prinzipien: 1. nach den horizontalen Wärmegürteln in tropische, subtropische, gemäßigte und kalte Klimate; 2. nach dem Grad und der Dauer der Feuchtigkeit; 3. nach der Höhenabstufung, wobei aber nur zwei Stufen der „Hochlandsklimate“, mittlere (1200 bis 1300 Meter) und extreme Hochländer (über 3000 Meter) und für beide Stufen feuchte und trockene Typen unterschieden wurden.

Die vorstehenden Überlegungen mögen daher auch als ein weiterer Versuch gewertet werden, allmählich zu einer wirklich dreidimensionalen Klassifikation zu gelangen, wie sie für das Verständnis der Gebirgslandschaften der Erde in jeder physikalischen, biologischen und kulturgeographischen Hinsicht erforderlich ist.

Als erstes Einteilungsprinzip muß dabei die Gliederung der Hochgebirgsklimate nach dem Ablauf der thermischen Jahreszeiten gelten, die Unterscheidung von reinen Jahreszeitenklimaten ohne fühlbare Tageschwankungen in den Polargebieten, von reinen Tageszeitenklimaten ohne fühlbare Jahreschwankungen am Äquator, und dazwischen den durch ein verschiedenes Verhältnis von jahres- und tageszeitlichen Schwankungen auszeichneten Klimaten der Subtropen, der Mittelgürtel und der Subpolarzonen. Die Auswirkungen der Jahreszeiten- und Tageszeitenklimate auf die zeitliche Verteilung der Fröste, das Verhalten der Schneedecke und der Gletscher, den Charakter der Waldgrenze und die Vorgänge der Bodenabtragung ließen den klimatologischen Gegensatz der Hochgebirge der verschiedenen Breiten klar hervortreten.

In zweiter Linie wurden die Hochgebirge der Tropen nach dem Grade der Feuchtigkeit von immerfeuchten bis ständig trockenen in fünf Abstufungen (Barano bis Wästenpuna) unterteilt. Die Differenzierungen, die sich in den Gebirgen der Mittelgürtel durch den

Wechsel vom hochozeanischen zum hochkontinentalen und von immerfeuchten zu wüstenhaften Gebirgen ergeben, konnten an dieser Stelle nicht näher besprochen werden.

Für alle Hochgebirgsbereiche (und entsprechend für die Polarzone), läßt sich aber nach den Ergebnissen unserer Betrachtungen eine einheitliche Untergliederung in drei Stufen (bzw. Zonen) vornehmen: 1. eine untere Stufe noch kräftiger Vegetationsbedeckung auf einem fossilen, eiszeitlichen Hochgebirgsrelief, mit einer heute durch die Vegetation gehemmten solifluidalen Bodenabtragung, 2. eine mittlere Stufe der Fels- und Schuttregion mit nur punkthafter Pflanzenbedeckung, starker Frostverwitterung und freier solifluidaler Bodenabtragung, 3. eine oberste nivale Stufe mit ständiger Schnee- und Firnbedeckung.

Die Gliederung sei für einige Zonen angedeutet:

1. In den Alpen sind uns die drei Stufen geläufig: die der alpinen Matten und Zwergstrauchbestände, die ein glaziales Hochgebirgsrelief überziehen und die solifluidale Abtragung nur in Rajenwüsten und Rajengirlanden aufkommen lassen; darüber die hochalpine Stufe der Fels- und Geröllregion mit Pioniervegetation und starker Kammeis-solifluktion im schneefreien Hochsommer; schließlich die Firnregion.

2. Das skandinavische Hochgebirge oder Fjeld (schwedisch fjäll oder kalfjäll) ist das offene Land über der Birkenwaldgrenze. Es ist von den Botanikern und Geographen seit Linné und Wahlenberg unterhalb der Schneegrenze eingeteilt worden in die von Grauweidengebüsch und Zwergstrauchheiden und anderen tundrenähnlichen Formationen bedeckte regio alpina inferior und die regio alpina superior, die man mit der oberen Grenze der zusammenhängenden Vegetation und mit der unteren Blockmeergrenze, also mit der Grenze der freien Solifluktion abgrenzt. Darüber ist die Pflanzenwelt auf Schneetälchenrasen an den Firnflecken, auf Pionierkräuter, Moose und Flechten beschränkt.

3. In der anschließenden Arktis sind die entsprechenden horizontalen Gürtel: die Tundrazone mit geschlossener Vegetation und den Formen der gehemmten Solifluktion; die Frostschuttzone mit der großartigen nordpolaren Ausbildung der freien Solifluktion; die nivale Region, die allerdings im Norpolargebiet nirgends den Meeresspiegel ganz erreicht.

4. In dem subtropisch-mediterranen Trockengebirge des Hohen Atlas wird die Hochgebirgsregion, deren Untergrenze nach der Höhenlage der Waldgrenze, des alpinen Reliefs und der Strukturbodengrenze etwa bei 3000 Meter im Mittel anzusetzen ist, und die die Schneegrenze gerade noch erreicht, ebenfalls von zwei Stufen gebildet. Die untere trockene Stufe bis 3800 Meter, in der dornige Holzpflanzen, ganz besonders dornige Polstergewächse herrschen, ist eine Steppensfazies der alpinen Stufe unserer Gebirge. Darüber folgt bis zur Schneegrenze, die etwa im Gipfelniveau bei 4000 Meter anzusetzen ist, die hochalpine Stufe, in der Gräser und Kräuter eine nur schütterere Vegetation bilden.

5. In den sommerfeuchten Anden der äußeren Tropenzone von Bolivien und Südperu müssen wir die Hochgebirgs-grenze bei dem Fehlen einer eindeutigen Waldgrenze nach der Grenze des alpinen Formenschatzes und der Strukturbodengrenze bei 4500 bis 4700 Meter, bei geringerer Massenerhebung schon etwas tiefer ansetzen. Die Hochgebirgslandschaft wird als Puna bezeichnet, was einer tropischen Hochgebirgssteppe entspricht, in den höheren Lagen, wo die Vegetation schütter wird und der Fels- und Schuttregion Platz macht, auch als Puna brava. Die beiden Stufen entbehren der jahreszeitlichen Schneebedeckung und können daher ganzjährig beweidet werden, von den wild lebenden Vicunas und den gezähmten Lamas und Apacas. Die Grenze des ewigen Schnees folgt bei 5000 bis 5300 Meter.

6. An dem direkt unter dem Äquator aufragenden und ständigen Niederschlägen ausgesetzten Vulkangebirge des Mount Kenya beginnt die Hochgebirgsregion bei etwa 3900 Meter mit alpinen Formen und kräftiger Frostverwitterung. Bis zur Schneegrenze bei 4700 Meter unterscheiden sich wiederum zwei Stufen, die untere mit einer der südamerikanischen Paramo-Vegetation sehr ähnlichen, üppigen Pflanzenbedeckung von Büschelgras,

wolligen Schopfbblatt- und Kerzengewächsen und niederen Sträuchern, die obere als Fels- und Schuttregion mit leichter Schneebedeckung in den regenreichen Jahreszeiten und mit spärlichem Pflanzenwuchs.

7. Anders als im Nordpolargebiet ist die Zonierung im antarktischen Bereich. Anstelle der winterkalten, den größeren Teil des Jahres im Schnee begrabenen Tundrazone mit ihren Zwergstrauch-, Moos- und Flechtenbeständen liegt jenseits der aus immergrünen Laubbäumen gebildeten, winterlosen antarktischen Waldgrenze der sogenannte Tuffock-Gürtel mit ständig naßkaltem, frostwechselreichem Klima, einer Vegetation aus Büschelgräsern, Hartpolsterpflanzen, Zwergspaliertrafen und Wollkräutern, und mit starker Kammeisfokfluktation. Zwischen dem Tuffockgürtel und dem eisgepanzerten antarktischen Kontinent, wo der polare Frostschuttgürtel liegen sollte, breitet sich der geschlossene Wasserring, so daß eine eisfreie Frostschuttzone nur an wenigen Stellen, z. B. im Grahamlande, erwartet werden kann.

Schriftenhinweise

- (1) Troll, C.: Studien zur vergleichenden Geographie der Hochgebirge der Erde. Bonner Mitteilungen, Hsrg. v. d. Gesellsch. v. Freunden u. Förderern der Nth. F. W. Univ. Bonn, Heft 21. Bonn 1941.
- (2) Troll, C.: Alpinismus und Wissenschaft. Akademie der Wiss. u. d. Literatur. Rundfunkvorträge 1954. — Auch in Naturwiss. Rundschau, 1954, S. 8, Stuttgart 1954.
- (3) Schröter, C.: Das Pflanzenleben der Alpen. Zürich 1926.
- (4) Gams, F.: Die Waldklima der Schweizer Alpen, ihre Darstellung und ihre Geschichte. Verh. Naturf. Ges. Basel, Bd. 35 (Festband Hermann Christ), 1923.
- (5) Troll, C.: Die Lokaltwinde der Tropengebirge und ihr Einfluß auf Niederschlag und Vegetation. Bonner Geogr. Abhandlungen, Bd. 9, Bonn 1952.
- (6) Troll, C.: Thermische Klimatypen der Erde. Peterm. Geogr. Mittell., 1943.
- (7) Troll, C.: Die Frostwechselhäufigkeit in den Luft- und Bodenklimaten der Erde. Meteorol. Ztsch., Bd. 60, 1943.
- (8) v. Wissmann, F.: Pflanzenklimatische Grenzen der warmen Tropen. Erdkunde, Bd. 2, 1948.
- (9) Troll, C.: Strukturböden, Solifluktion und Frostklima der Erde. Geologische Rundschau, Bd. 34, Stuttgart 1943/44.
- (10) Troll, C.: Die Formen der Solifluktion und die periglaziale Bodenabtragung. Erdkunde, Bd. 1, Bonn 1947.
- (11) Troll, C.: Biskeröschnee (Nieve de los Penitentes) in den Hochgebirgen der Erde. Peterm. Geogr. Mittell., Erg.-Heft 240, Gotha 1942.
- (12) Troll, C.: Der asymmetrische Aufbau der Vegetationszonen und Vegetationsstufen auf der Nord- und Südhälfte. Bericht ü. d. Geobotanische Forschungsinstitut Rübel in Zürich f. 1947. Zürich 1948.
- (13) Jaeger, F.: Zur Gliederung und Benennung des tropischen Graslandgürtels. Verh. Naturf. Ges. Basel, Bd. 56, S. 2, Basel 1945.
- (14) Lauer, W.: Humide und aride Jahreszeiten in Afrika und Südamerika und ihre Beziehung zu den Vegetationsgürteln. Bonner Geograph. Abhandl., Bd. 9, 1952.
- (15) Troll, C.: Die Stellung der Indianer-Hochkulturen im Landschaftsaufbau der tropischen Anden. Ztsch. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1943. — Desf.: Das Pflanzenkleid der Tropen in seiner Abhängigkeit von Klima, Boden und Mensch. Deutscher Geographentag zu Frankfurt a. M. 1951. Tagungsber. u. Wiss. Abh., Remagen 1952.
- (16) Finch, B. and C. Trevartha, G. L.: Elements of Geography. New York-Toronto-London 1949.
- (17) Krebs, R.: Die Karte der Reliefenergie Süddeutschlands. Peterm. Geogr. Mitt., 1922.
- (18) Bend, A.: Morphologie der Erdoberfläche. Stuttgart 1894, Bd. II, S. 166.
- (19) Philippson, A.: Grundzüge der allgemeinen Geographie, Bd. II, Tl. 2. Leipzig 1924, S. 373.
- (20) Passarge, S.: Physiologische Morphologie. Mitt. d. Geogr. Gesellsch. in Hamburg, Bd. 26, 1912.
- (21) Richter, C.: Geomorphologische Untersuchungen in den Hojalpen. Peterm. Geogr. Mitt., Erg.-Heft 142, 1900.
- (22) Supan, A. und Dbst, C.: Grundzüge der physischen Erdkunde, 7. Aufl., Bd. II, Teil 1. Berlin u. Leipzig 1930, S. 283.
- (23) Supan, A.: Grundzüge der physischen Erdkunde. 6. Aufl., Leipzig 1931, S. 626/7.
- (24) Troll, C.: Die geographische Landschaft und ihre Erforschung. Studium Generale, Jg. 3, Berlin-Göttingen-Heidelberg, 1950.
- (25) Imhof, C.: Die Waldgrenze in der Schweiz. Verh. Beiträge z. Geophysik, Bd. 4, Leipzig 1900.
- (26) Raret, R.: Waldgrenzstudien in den österreichischen Alpen. Peterm. Mitt., Erg.-Heft 168. Gotha 1910.
- (27) Lundquist, G.: Svensta fjällens Natur. Svensta Turistfören. Handbcker, Bd. 2, Stockholm 1944.

- (28) Brodmann-Zerosch, S.: Baumgrenze und Klimacharakter. Pflanzengeograph. Kommission d. Schweiz. Naturf. Ges., Beitr. z. Geobotan. Landesaufnahme, Bd. 6, Zürich 1919. Verf.: Die subpolare Baumgrenze. Vierteljahrsschr. Naturf. Ges. Zürich, Bd. 73, Beibl. 15. Zürich 1928.
- (29) Bafhinger, B.: Die Schneegrenze in verschiedenen Klimaten. Peterm. Mitteil., Erg.-Heft 173. Göttingen 1912.
- (30) v. Neuberg, R.: Handbuch der Gletscherkunde und Glazialgeologie. 2 Bde. Wien 1949.
- (31) Brusch, M.: Göttinger Dissertation. Karten veröffentlicht in: Büdel, J.: Die räumliche und zeitliche Gliederung des Eiszeitklimas. Die Naturwissenschaften, 1949, S. 4 u. 5, Sg. 36.
- (32) v. Wisnmann, S.: Die Vergletscherung und die Höhe der Schneegrenze in Hochasien. Erscheint demnächst in den Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. in Mainz.
- (33) Klünder, D.: Schuttstrukturen am Kilimandscharo. Peterm. Mitt. 1934.
- (34) Troll, E. a. a. D. 1943/44.
- (35) v. Lozinskij, W.: Die periglaziale Fazies der mechanischen Verwitterung. Compt. Rend. XI. Int. Geol. Congress 1910, Stockholm 1911.
- (36) Furrer, G.: Soliflukationsformen im Schweizerischen Nationalpark. Ergebn. d. Wiss. Untersuch. a. d. Schweiz. Nationalpark, Bd. IV, N. F., Nr. 29. Dietsch 1954.
- (37) Troll, E. a. a. D., 1947.
- (38) Troll, E. 1943/44 und 1947 a. a. D.
- (39) Wiche, K.: Klimamorphologische und talgeschichtliche Studien im N'Gourgebiet. Mitteil. Geogr. Ges. Wien, 95, 1953.
- (40) Büdel, J.: Die Klimamorphologischen Zonen der Polarländer. Erdkunde, Bd. 2, 1948.
- (41) Köppen, W.: Grundriß der Klimakunde. Berlin u. Leipzig 1931. Vgl. neueste Darstellung bei Geiger, R. u. Pöhl, W.: Neue Wandkarte der Klimagebiete der Erde. Erdkunde, Bd. 8, 1954.
- (42) Thornthwaite, C. W.: The Climates of the Earth, Geograph. Review, 1933.
- (43) v. Wisnmann, S.: Die Klima- und Vegetationsgebiete Eurasiens. Zschr. Ges. f. Erdk. Berlin, 1939.
- (44) Kreuzburg, R.: Klima, Klimatypen und Klimakarten. Peterm. Mitt. 94, 1950.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. E. Troll, Geographisches Institut der Universität Bonn.

Die Wissenschaftlichen Alpenvereinshefte

Von H. Finzl

Mehrere hundert wohlausgestattete Schutzhütten und ein Wegenez von der Länge des Erdumfangs — das ist eine Leistung des alten Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, die von allen Bergsteigern dankbar gewürdigt wird, auch von denen außerhalb des Vereins. Weniger bekannt sind, selbst bei den eigenen Mitgliedern, die nicht kleinen Verdienste, die sich der Alpenverein um die wissenschaftliche Erforschung der Alpen erworben hat; ihre Ergebnisse sind ja öffentlich nicht sichtbar, ausgenommen vielleicht die Werke der Alpenvereinskartographie. Außerdem wird diese Tätigkeit nur vom kleinen Personenkreis der Vereinsleitung betreut, während der Bau von Hütten und Wegen Aufgabe der Zweigvereine ist und deren Mitglieder um so mehr berührt, als sie dafür erhebliche Mittel aufbringen müssen.

Während Bergsteigergeist entspricht es, lieber etwas zu tun als davon zu reden. Entsprechend dieser Einstellung haben die führenden Männer des Alpenvereins und die vielen wissenschaftlichen Mitarbeiter auch ihrerseits nicht viel unternommen, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen. Es ging ihnen um die Leistung und nicht um Ehre und Anerkennung. Aus sachlichen und geldlichen Gründen hat man es daher meist vorgezogen, die Ergebnisse der vom Verein geförderten oder sogar angeregten wissenschaftlichen Arbeiten bei Gewährung entsprechender Druckzuschüsse in den einschlägigen Fachzeitschriften zu veröffentlichen. Kleinere Abhandlungen, die erwartungsgemäß einen weiteren Leserkreis anregen konnten, wurden schon seit jeher in die Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins aufgenommen, deren Fortsetzung, nur mit geändertem Titel, unser Jahrbuch ist. Darunter befanden sich so wertvolle Originalbeiträge wie der von E. Richter, Die Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher (1891), oder der von F. Rayel, Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen (1896). Immerhin erwies es sich aber schon bald als schwierig, umfangreichere Arbeiten auf diese Weise herauszubringen, namentlich wenn sie mit großen und kostspieligen Kartenbeilagen verbunden waren.

Deshalb beschloß auf Anregung von E. Richter im Jahre 1897 der damalige Zentralausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, eine Folge selbständiger Veröffentlichungen herauszubringen, die als „Wissenschaftliche Ergänzungshäfte zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins“ bezeichnet wurden. Man wollte damit einerseits die Ergebnisse der wissenschaftlichen Unternehmungen des Vereins in vereinseigenen Veröffentlichungen herausgeben, andererseits aber doch die „Zeitschrift“ nicht allzu sehr mit streng wissenschaftlichen Abhandlungen belasten.

Gleich das erste Heft war ein Treffer, denn es brachte die bahnbrechenden Ergebnisse der Untersuchungen von S. Finsterwalder (1897) über den Bernagtferner, mit einer Karte i. M. 1:10.000, der ersten photogrammetrischen Gletscheraufnahme. Die anschließenden „Untersuchungen am Hintereisferner“ von A. Blümcke und S. Heß (1899), wieder mit einer Karte i. M. 1:10.000, standen dahinter nicht zurück. Mit diesen beiden Arbeiten wurden die genannten Ötztaler Gletscher in der wissenschaftlichen Welt berühmt und blieben es bis zum heutigen Tag.

Die zwei folgenden Häfte von M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu (1900), und von F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen (1905),

fanden ebenfalls große Beachtung. Dann riß aber die Reihe ab, man ließ die Arbeiten wieder in den Fachzeitschriften veröffentlichen.

Erst im Jahre 1930 setzte man sie unter dem Titel „Wissenschaftliche Veröffentlichungen des D. u. O. Alpenvereins“ fort. Die Gesichtspunkte waren dabei die gleichen wie schon im Jahre 1897. Im Vorwort des Herausgebers heißt es darüber: „Einerseits erschien es vom Vereinsstandpunkte aus richtiger, daß die Ergebnisse der vom Verein angeregten und geförderten Arbeiten von ihm selbst veröffentlicht werden; andererseits ergeben sich für die Autoren Schwierigkeiten, umfangreichere wissenschaftliche Abhandlungen in Fachzeitschriften oder besonderen Verlagswerken zu veröffentlichen“.

Waren die früheren Hefte rein naturwissenschaftlichen Inhaltes gewesen, so beginnt die neu eröffnete Reihe mit der großen geschichtlichen Arbeit von O. Stolz über die Schmaighöhe in Tirol (1930), einem grundlegenden Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Hochalpentäler. Von den folgenden Hefen sind drei der Geologie der nördlichen Kalkalpen gewidmet (7, 10, 11), eines der Seen- und Klimageschichte (6), eines dem Schnee, den Wächten und den Larvinnen (10). Nachdem rasch hintereinander innerhalb zweier Jahre sieben Hefte erschienen waren, hörte die Reihe wieder auf, keinesfalls freilich die Veröffentlichung zahlreicher, oft umfangreicher und bedeutender wissenschaftlicher Abhandlungen in den Fachzeitschriften oder sogar so großer selbständiger Werke wie der zwei Bände über Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte, geistiges Leben (1933).

Weiter gingen vor allem auch die wissenschaftlichen Untersuchungen in den Ostalpen und in außereuropäischen Gebirgen, die sich teilweise über viele Jahre erstreckten, bis der zweite Weltkrieg die Veröffentlichung der teilweise fertig vorliegenden Ergebnisse unmöglich machte — und bis der bisherige großzügige Förderer nichts mehr dafür tun konnte.

Heute stehen der Deutsche und der Österreichische Alpenverein als selbständige Verbände nebeneinander. Da sie sich aber beide zum alten Ziel bekennen, „die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten“, wird auf beiden Seiten die Hochgebirgsforschung wieder aufs neue gefördert. Viel schwieriger als früher ist aber die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse. Mehr denn je stellte sich das Bedürfnis nach einer eigenen Schriftenreihe dafür ein. Hätte nun jeder Verein eine eigene Reihe mit dem gleichen Ziel und Inhalt begründen sollen? Das wäre um so unzweckmäßiger gewesen, als ja das hauptsächlich bergsteigerische und wissenschaftliche Arbeitsgebiet der beiden Verbände nach wie vor das gleiche ist, nämlich die Ostalpen.

Daher entschlossen sich im Jahre 1952 die Hauptausschüsse des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins, gemeinsam die alte Reihe wieder aufzunehmen und unter dem Titel „Wissenschaftliche Alpenvereinshefte“ erscheinen zu lassen.

Die neue Folge, nunmehr die dritte, wird mit einem wissenschaftlichen Tätigkeitsbericht für den Zeitraum 1935—1945 eingeleitet, für dessen Abfassung niemand mehr berufen gewesen wäre als R. v. Klebelsberg, der selbst in dieser Zeit, wie auch schon mehrere Jahre vorher, die ganze wissenschaftliche Tätigkeit des alten Alpenvereins geleitet und betreut hatte. Dieses Heft 12 (1952) wurde dem Andenken des kurz vorher gestorbenen großen Gletscherforschers Sebastian Finsterwalder gewidmet, der vor mehr als einem halben Jahrhundert die Reihe dieser Veröffentlichungen begonnen hatte. R. v. Klebelsbergs Darstellung bietet über den durch den Titel bezeichneten Inhalt hinaus geradegu ein Querschnitt durch die ganze neuere Hochgebirgsforschung.

Noch im Jahre 1952 erschien als Heft 13 die Arbeit von F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. Die beiliegende Karte war schon früher einmal gedruckt worden, jedoch dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen. Die Unterlagen waren aber erhalten geblieben, so daß die Karte, schon im Jahre 1950, neu gedruckt werden konnte. Heft 14 (1953), O. Pesta, Berggewässer, ist das Ergebnis langjähriger hydrobiologischer Untersuchungen. Zu seiner Herausgabe hat in dankenswerter Weise auch der Rotring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs beigetragen. Heft 15

(1954) ist der Geologie der Dachsteingruppe gewidmet. Die beiliegende geologische Karte i. M. 1:25.000 war schon in den Jahren 1936—1940 durch eine unter der Leitung von E. Spengler stehenden Arbeitsgemeinschaft aufgenommen und bereits während des Krieges gedruckt worden. Von den Mitarbeitern ist einer im Kriege gefallen (G. Neumann), ein anderer kürzlich in den Bergen verunglückt (F. Kümel).

Eines der folgenden Hefte wird die Ergebnisse der pflanzengeographischen Aufnahme der Pasterzenumgebung von H. Friedel bringen. Die große Karte i. M. 1:5.000 liegt bereits gedruckt vor.

Auf dem engen Raum, den die gehaltvollen Beiträge des heurigen Alpenvereins-Jahrbuches übrig ließen, wäre es nicht möglich gewesen, alle wissenschaftlichen Arbeiten anzuführen, die in der Nachkriegszeit von den Hauptauschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins gefördert wurden. So wurde hier nur die Veröffentlichungsreihe herausgegriffen, die seinerzeit als Ergänzung zu diesem Jahrbuch gegründet wurde. Zwar wendet sie sich nur an die engere Fachwelt, ihr Bestehen sollte aber doch allen unseren Mitgliedern bekannt sein. Schließlich spricht ja auch aus diesen Heften, wenn auch in einer eigenen, nicht jedem geläufigen Sprache, die Liebe zu den Bergen.

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins

1. S. Finsterwalder, Der Bernaghtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Feß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:10.000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. W. Edert, Das Gottesackerplateau, ein Kartensfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7500, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des D. u. Ö. Alpenvereins

5. D. Stolz, Die Schwaighöfe in Etol. Ein Beitrag zur Sieblungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000 und 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reiffinger, Untersuchungen über den Niedersonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trunheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80.000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlussfolgerungen auf die Methoden der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. E. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Isar. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptauschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins

12. R. v. Nebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S. 1952.
13. F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Untergel-Gruppe. 112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter und eine geologische Karte 1:50.000. 1952.
14. D. Pestka, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung ostalpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., mit 21 Zeichnungen und 3 photographischen Aufnahmen. 1953.
15. D. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., mit drei Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text und mit einer geologischen Karte i. M. 1:25.000. 1954.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. G. Rinzl, Geographisches Institut der Universität Innsbruck, Innrain 52.